

Nr. 35, September 1998

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt/M.

"Von Zeit zu Zeit entdecken die Wissenschaftler, daß ihre Theorien zwar nicht falsch sind, aber ein viel kleineres Gebiet abdecken, als anfangs gedacht."

Steven Weinberg, Physik-Nobelpreisträger 1979, Interview in: "Die Zeit" v. 16. Juli 1998, S. 32

ISSN 0940-0648

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Z.

Nr. 35, September 1998

Jugend ohne Perspektive?

Schimmel/Gutsche/Dittmeyer - **Schule und Restauration**/Schmucker - **Jugendliche und Gewerkschaften**/Schlegel - **Junge Frauen in den neuen Bundesländern**/Bultmann/Kiel - **Politische Sozialisation von Studierenden**
Einig - **Kritik "akzeptierender Jugendarbeit"**
Orlopp - **MigrantInnenjugendliche**
Böke - **Zur Linksruck-Strömung**

Und: Helms - **Johann Jacoby/Pätzold** - **"Schwarzbuch des Kommunismus"**/Reusch - **Bilanzen der Kohl-Ära**/Dietzel/Gehrcke/Klein/Woop - **SPD 1998**/Koo - **Südkorea**/Hiedl - **Chile**
Kebir - **Algerien**/Heuer/Schirmer - **Menschenrechte und Großmachtpolitik**/Conert - **Ein real-utopischer Entwurf**/Collmer - **Kapitalismus und Schizophrenie (I)**/Nyamnjoh/Schmidt-Soltau - **150 Jahre "Manifest"**

Sowie: Berichte, Zuschriften, Rezensionen

Einzelpreis 18,-DM

Soeben erschienen:

7/8-98

Sozialismus

© 12282 E



Schwarzbuch Kommunismus:
Terror als System?
Asien: Infarkt der
Weltwirtschaft?
Kommunismus:
rotes Tuch für Links
Der Verfall Rußlands
Staatskrise in Österreich
Indien/Pakistan:
Das Spiel mit der Bombe

Juli/August 1998
Einzelheft: DM 9,50

R. Rossanda/
J. Bischoff/C. Lieber:
»Schwarzbuch des
Kommunismus«;
R. Hickel: Öko-
Steuer?; F. Deppe: Zur
Diskussion um W.
Abendroth; M. Wendl:
DGB-Kongreß; R.
Detje/H. Schmitt-
henner: Neues
Bündnis für Arbeit?;
K. Pickhaus: Informa-
tionsgesellschaft;
L. Peter: Kommunita-
rismus; H. Conert:
Crash in Rußland;
J. Bischoff: Asien-
Krise; Frankreichs
Linke; KPO

Supplement:
Konjunktur und Krise

Einzelheft: DM 9,50,
Jahresabo: DM 95,-

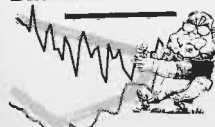
Lieferbar:

Redaktion Sozialismus/J. Steffen/A. Jansen
Bilanz der Ära Kohl
Sozialabbau und Umverteilung – Zahlen, Fakten,
Infographiken, 64 Seiten; DM 9,80

Probeheft: Redaktion Sozialismus
St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Fon 040/280 505 66
Fax 040/280 505 67
e-mail: vsa-verlag@t-online.de

Redaktion Sozialismus/
Johannes Steffen/Angela Jansen

Bilanz der Ära Kohl



Sozialabbau und Umverteilung
in Zahlen und Infographiken

Supplement der Zeitschrift Sozialismus 9/98

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift
9. Jahrgang
Heft 35 (September 1998)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heiningen
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Klaus D. Fischer, Dr. André Leisewitz
Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch
Dr. Reinhard Schweicher

5 Editorial

Jugend ohne Perspektive?

- Hans-Jörg Schimmel/Lars Gutsche/Christian Dittmeyer*
8 **Strukturdebatte über die Schule - Restauration statt Innovation**
- Rolf Schmucker*
20 **Wachsende Entfremdung**
Zur Distanz zwischen Jugendlichen und Gewerkschaften
- Uta Schlegel*
33 **Junge Frauen in den neuen Bundesländern und Perspektiven einer Geschlechterpolitik in Deutschland**
- Torsten Bultmann/Sabine Kiel*
42 **Bedingungen politischer Sozialisation von Studierenden als Anforderung an linke Hochschulpolitik**
- Mark Einig*
57 **Nazi-Monster aus deutschen Jugendzimmern?**
Zur Kritik "akzeptierender Jugendarbeit"
- Günther Orlopp*
70 **MigrantInnenjugendliche in einer deutschen Großstadt**
Rassismus in Deutschland
- Henning Böke*
84 **Junge Gesichter, alte Orthodoxie**
Zum Hintergrund der Linksruck-Strömung
-
- Hans G Helms*
97 **Johann Jacoby - ein liberaler Politiker des Vormärz und der Bismarck-Ära**
- Kurt Pätzold*
110 **"...soviel Leichen wie möglich..."**
Das "Schwarzbuch des Kommunismus" im Widerstreit
- Jürgen Reusch*
124 **Bilanzen der Kohl-Ära**
- Horst Dietzel/Wolfgang Gehrcke/Dieter Klein/Gerry Woop*
127 **SPD im Wahljahr 1998**
- Choon-Kweon Koo*
135 **Der "Tiger" in der Globalisierungsfalle**
Wie die südkoreanische Globalisierungsoffensive in die Schuldenkrise mündete

Inhalt

- Peter Hiedl*
148 **Chile: Exportdominiertes Wachstum und politische Verantwortung des Diktatur-Erbes**
- Sabine Kebir*
161 **Algerien zwischen Islamismus und Demokratie**
- Uwe-Jens Heuer/Gregor Schirmer*
172 **Menschenrechte und Großmachtspolitik**
- Hansgeorg Conert*
184 **Emanzipierte Gesellschaft und bedarfszentrierte Produktionsweise**
Umriss eines real-utopischen Entwurfs
- Thomas Collmer*
199 **Die Wunschmaschine als Herausforderung der Dialektik**
Eine neue Lektüre von Deleuze/Guattari, Anti-Ödipus - Kapitalismus und Schizophrenie (I)
- Francis B. Nyamnjoh/Kai Schmidt-Soltau*
213 **150 Jahre "Manifest" - eine afrikanische Intervention**

Berichte

- Arno Schölzel*
219 **Paris - Mai 1998**
Welttreffen der politischen Linken aus Anlaß des 150jährigen Jubiläums des Manifests der Kommunistischen Partei, Paris, 13.-15.5.1998
- Jana Frielinghaus*
221 **180. Geburtstag von Karl Marx - 150 Jahre Kommunistisches Manifest**
Tagung in Wuppertal, 9./10. Mai 1998
- Eberhard Dähne*
224 **1848 - Aufbruch zur Freiheit**
Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums und der Schirn Kunsthalle Frankfurt a.M.

Diskussion, Kritik, Zuschriften

- 224 **Offener Brief an das Bureaux du Comité International D'Histoire de la Deuxième Guerre Mundiale**
-
- 231 **Buchbesprechungen, Annotationen**
Für eine radikale Bildungsreform (Dieter Kirchhöfer)
Frauen-, Familien- und Sozialpolitik in der Ära Kohl (Klaus Störch)

- "...ich wollte ein neues Deutschland" (Fritz Krause)
 Der kritische Gehalt der klassischen Ökonomie und die herrschende Lehre (Jörg Goldberg)
 "Kundennahe Dienstleistungsunternehmen"? (Kai Michelsen)
 Zukunft der Arbeit im Dreischichtmodell? (Jörg Reitzig)
 Ökomarxismus (Bernd Hüttner)

- 4 Impressum
 198 Vorschau
 255 Autorinnen und Autoren

Impressum

"Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung" wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V.

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:
 Klaus D. Fischer, Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z erscheint vierteljährlich. Der Abonnementspreis (vier Hefte) beträgt DM 54,-, bei Bezug aus dem Ausland DM 60,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt am Main, Tel. 069/739 29 34.

Satz: Su Sanne, kdf

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15.7.1998

Editorial

Bei der Bundestagswahl 1990 hatte die nationale Euphorie Kohl und die CDU aus dem Stimmungstief der Vorwahlzeit gerissen. Heute setzt die CDU auf den konjunkturellen Aufschwung. Aber der Spruch, daß das politische Wetter in der Wirtschaft gemacht wird, gilt in Zeiten der Entkopplung von Profit und Beschäftigung nur in abgewandelter Form. Die gut im Hafer stehenden Pferde lassen die Spatzen nicht satt werden. Der Aufschwung auf dem Arbeitsmarkt, letzte Hoffnung der Union im Wahlkampf, stellt sich trotz kurzfristiger ABM-Spritzen nicht in der erwünschten Form ein. So läßt sich das verbreitete Unbehagen an politischer Stagnation und am Skandal der Massenarbeitslosigkeit nicht wegdopen. Bei "denen da unten" ist von einem entschlossenen Willen, mit politischem Druck und Mobilisierung eine Alternative zu erzwingen, wenig zu spüren. Die sich abzeichnende Erosion der CDU-Herrschaft wächst eher aus enttäuschten Erwartungen und nachlassender Bereitschaft, das System Kohl weiter zu stützen. Diese schwindende Integrationskraft ist es auch, die den Meinungsumschwung bei den "Führungskräften" bewirkt hat. Die Agenten des Kapitals stellen sich auf einen Wechsel ein, auch wenn ihnen Kohl lieber wäre. So zumindestens das Szenario Anfang September.

"Die Kohl-Ära ist am Ende." Oskar Negt hat Recht mit dieser Feststellung (in seiner Broschüre "Warum SPD?") und der Betonung, daß ein Entwicklungsabschnitt der Bundesrepublik zu Ende geht. Das gilt auch dann, wenn man den Vergleich mit dem Ende der Adenauer-Ära eher skeptisch sieht und die Erwartung nicht teilt, daß mit dem SPD-Kandidaten Schröder ein "wirklicher Politikwechsel" in die Wege geleitet wird. Die Bilanz der Kohl-Ära und die Verfassung der SPD sind Gegenstand zweier kürzerer Beiträge in diesem Heft (vgl. die Beiträge von Jürgen Reusch und Horst Dietzel u.a.) - beide Fragestellungen werden uns auch in der nächsten Zeit beschäftigen.

Negt betont - und auch dies zu Recht - die Notwendigkeit, die unheilvolle Hinterlassenschaft der Ära Kohl aufzuarbeiten, "die Aufklärung jener Wirklichkeitsschichten..., in denen neues, zunächst überwiegend sprachloses Unheil für unsere Gesellschaft heranwächst. ... Die Zukunftslosigkeit von Jugendlichen ist ein wesentliches Element der gesellschaftlichen Katastrophen, mit denen wir es zu tun haben werden." Die Situation von Jugendlichen, die in einer Umwelt heranwachsen, die durch Perspektivlosigkeit geprägt ist und ihr die Utopien entziehen will, ist Hauptthema dieses Heftes. Es geht um die soziale Situation von Jugendlichen, um soziale Orientierungen, Formen ihres Widerstandes und um den Umgang der Gesellschaft mit ihren Jugendlichen.

Der Beitrag von Hans-Jörg Schimmel, Lars Gutsche und Christian Dittmeyer greift in die Strukturdebatte über die Schule ein. Er knüpft an die auf halbem Wege steckengebliebene Umstrukturierung des Schulwesens in Rich-

tung Gesamtschule an, zeigt deren Ablösung durch das neoliberale Konzept der "Elitförderung" auf und weist abschließend auf die Defizite wie auf die Dringlichkeit einer Weiterentwicklung des in den 70er Jahren propagierten Konzepts der "Demokratischen Erziehung" hin. *Rolf Schmucker* befaßt sich mit den Ursachen der zunehmenden Distanz zwischen Jugendlichen und Gewerkschaften, die keinesfalls nur als Entpolitisierung jugendlichen Engagements für die Sicherung von Zukunftsperspektiven zu verstehen ist; *Uta Schlegel* mit den Umbrüchen der sozialen Lage junger Frauen in den neuen Bundesländern und den widersprüchlichen Formen der Verarbeitung des deutschen Vereinigungsprozesses in der Perspektive einer demokratischen Geschlechterpolitik. *Torsten Bultmann* und *Sabine Kiel* charakterisieren anhand umfangreicher empirischer Untersuchungen einen neuen Typus von Studierenden, deren politische Sozialisationsbedingungen kaum länger von denen der inzwischen pensionsreifen 68er-Generation her erfassbar sind. *Henning Böke* unterzieht das Umfeld und die politischen und theoretischen Kader der im jüngsten Hochschulstreik forciert um ihre Profilierung bemühten Linksruck-Strömung einer eingehenden kritischen Würdigung. Die Beiträge von *Mark Einig* und *Günther Orlopp* sind den Problemen der sozialpädagogischen Arbeit zum einen mit dem jugendlichen Rechtsextremismus, zum anderen mit MigrantInnenjugendlichen gewidmet. *Mark Einig* beschäftigt sich mit der vor allem in den neuen Bundesländern praktizierten "akzeptierenden Jugendarbeit" mit rechtsextremen Jugendlichen. Ohne den Sozialarbeitern vor Ort das Engagement für eine demokratische Jugendarbeit vorweg absprechen zu wollen, gilt seine Kritik einem Konzept, dem eher eine Alibifunktion für einen zunehmenden strukturellen Rechtsextremismus der gesellschaftlichen "Mitte" und einen institutionellen Rassismus zukommt. *Günther Orlopp* legt die von alltäglichen Ausgrenzungserfahrungen geprägten Sozialisationsbedingungen von ImmigrantInnenjugendlichen dar und richtet den Blick auch auf die notwendige Selbstreflexion der Berufspraxis von PädagogInnen, die aufgrund ihrer eigenen individuellen und beruflichen Sozialisation nicht gegen Ausgrenzungspraktiken gefeit sind.

Die Ära Kohl hatte bekanntlich mit Forderung nach einer "geistig-moralischen Wende" begonnen. Im Mittelpunkt stand immer das Geschichtsbild. Geschichte ist Kampffeld geistiger Orientierungen. Der politische Angriff der Rechten in Frankreich wurde begleitet vom Kampf um die Interpretation der Französischen Revolution. Das "Schwarzbuch des Kommunismus" (vgl. den Beitrag von *Kurt Pätzold*) steht in dieser Tradition und ist Teil des umfassenderen Versuchs, Utopien jenseits des Horizonts der bürgerlichen Gesellschaft ein für allemal für gescheitert zu erklären. Dieser Geschichtsrevisionismus kann freilich vor der eigenen Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft nicht Halt machen; darauf hatte schon *Helmut Bleiber* in Z 34 (Juni 1998) hingewiesen. *Eberhard Dähne* bespricht die Frankfurter Ausstellung zum 150. Jubiläum der Revolution von 1848/49. Eine Ausstellung, die faktisch leugnet, daß sich das Paulskirchenparlament einer

Volksrevolution verdankte. *Johann Jacobi*, der für die Verfassungskampagne mehr geleistet hat als irgendein anderer, wird als Linker in dieser Ausstellung fast vollständig verschwiegen. Ihm ist der Aufsatz von *Hans G Helms* gewidmet. Gegen eine Geschichtsabwicklung besonderer Art protestieren in einem Offenen Brief zahlreiche Historiker des 2. Weltkriegs aus der ehemaligen DDR.

Die weiteren Beiträge betreffen die Asienkrise (*Choon-Kweon Koo* über Südkorea), Chile 25 Jahre nach dem Putsch (*Peter Hiedl*), die politische Entwicklung Algeriens (*Sabine Kebir*). *Heuer* und *Schirmer* untersuchen vor dem Hintergrund aktueller Interventionspläne das Verhältnis von Menschenrechten und Großmachtspolitik. *Hansgeorg Conert* entwickelt Vorstellungen demokratischer sozialistischer Vergesellschaftung. *Thomas Collmers* Beitrag ist der Versuch einer an dialektischer Theorie orientierten Lektüre poststrukturalistischer Positionen im "Anti-Ödipus" von Gilles Deleuze und Felix Guattari.

Wir setzen in diesem Heft Berichterstattung und Diskussion zum Manifest-Jubiläum mit einer "afrikanischen Intervention" von *Francis B. Nyamnjoh* und *Kai Schmidt-Soltau* sowie Berichten zu den Manifest-Tagungen in Paris (*Arnold Schölzel*) und Wuppertal (*Jana Frielinghaus*) fort.

Die Schwerpunkte der nächsten Z-Hefte werden die Entwicklungsbedingungen peripherer Länder unter den Auspizien der Globalisierung betreffen (Z 36, Dezember 1998) und "Zukunft der Arbeit" (Z 37, März 1999). Die Redaktion ermuntert zu Anregungen und Angeboten - aber natürlich nicht nur für diese Schwerpunktthemen, sondern auch für die anderen Rubriken der Zeitschrift.

Hans-Jörg Schimmel/Lars Gutsche/Christian Dittmeyer

Strukturdebatte über die Schule - Restauration statt Innovation

Die Diskussion über die Bedeutung und die Organisationsform des Schulwesens in unserer Gesellschaft tritt zur Zeit in eine neue Phase ein und ist an der Oberfläche von der Prämisse des scheinbaren Sachzwanges der Mittelkürzungen geprägt. Die dabei von den verschiedenen Seiten vorgebrachten konzeptionellen Vorstellungen mußten zunächst mehr oder weniger zufällig und willkürlich erscheinen und beginnen erst jetzt, nachdem die Wirren der Angleichung des Schulsystems der ehemaligen DDR durchlaufen sind, Konturen anzunehmen.¹ Der eigentliche Charakter dieser Phase wird erst deutlich mit dem Begreifen der Rolle, die die Schule in unserer Gesellschaft spielte, spielt und auch weiterhin spielen soll. Erst unter dieser Voraussetzung ist es möglich, die Interessen der Veränderungsbestrebungen sowie die Begleitmusik, mit der die neue Phase gerade eingeläutet wird, richtig einzuordnen.

Der vorliegende Artikel soll aufzeigen, daß trotz des äußeren Scheins einer einfachen, zeitlich bedingten Phasenabfolge eine innere Kontinuität der Entwicklung der letzten Jahrzehnte vorliegt, die Lokomotive des Prozesses also in keiner Weise ausgewechselt wurde. Das Begreifen dieses Prozesses ist notwendige Voraussetzung, die Handlungs- und Zugriffsmöglichkeiten zu bestimmen, die demokratischen Kräften in dieser Situation überhaupt noch offenstehen.

Die neue Qualität der Veränderungsbestrebungen

An die Tatsache, daß der Prozeß der Umstrukturierung des Schulwesens in Richtung Gesamtschule auf halbem Wege steckengeblieben ist, hat man sich mittlerweile gewöhnt. Spätestens mit dem Regierungsantritt von Bundeskanzler Kohl wurde deutlich, daß das dreigliedrige Schulsystem das Regelsystem ist und bleibt. Trotzdem sind inhaltliche Vorstellungen, die die Forderung nach einem einheitlichen Gesamtschulwesen prägen, auch an den bestehenden Strukturen nicht spurlos vorbeigegangen, und das qualitativ Neue an der jetzt geführten Strukturdebatte besteht darin, daß nunmehr schrittweise begonnen wird, Teile davon zur Disposition zu stellen. Die systematischen Begründungsargumente für die Einführung der inte-

¹ Eine Analyse des Schulsystems der DDR soll hier nicht vorgenommen werden, da wir uns die Aufgabe gestellt haben, die ökonomischen Hintergründe der derzeit geführten Strukturdebatte über die Schule aufzudecken.

grierten Gesamtschule faßte 1968 Wolfgang Klafki in folgenden acht Punkten zusammen²:

1. Das Recht des Einzelnen auf Bildung in einer sich demokratisch verstehenden Gesellschaft muß gewährleistet werden. Dafür muß eine vorzeitige Selektion vermieden werden. Aufstiegschancen müssen prinzipiell offengehalten werden.
2. Der Individualisierung des Bildungsprozesses soll Rechnung getragen werden. Alle Schüler sollen den Möglichkeiten gemäß gefördert werden.
3. Die demokratische Gesellschaft erfordert, daß Menschen verschiedener sozialer Herkunft in die Lage versetzt werden, die Gesellschaft in Kooperation zu erfassen und zu gestalten.
4. Eine unterschiedliche Zielsetzung der Ausbildung für verschiedene Schüler-Gruppen ist durch die gesellschaftliche Realität nicht mehr zu legitimieren.
5. Den sozio-kulturellen Wandlungen der gesellschaftlichen Realität muß Rechnung getragen werden. Damit stellen sich Prioritäten, die das herkömmliche Schul-System nicht adäquat berücksichtigt.

6. Es soll soziale Koedukation und soziale Integration erreicht werden.

7. Die Methoden und Medien müssen an die neuen Erkenntnisse und technischen Möglichkeiten angepaßt werden.

8. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung erfordert mehr Menschen mit einem gehobenen Bildungsstand.

Demgegenüber werden in der Strukturdebatte, die seit etwa zwei Jahren geführt wird, andere Akzente gesetzt. Von den acht Forderungen an die Schulbildung, wie sie Klafki aufstellte, sind im Grunde genommen nur die beiden letzten in modifizierter Form übriggeblieben. Die Forderung nach Veränderung unterstellt folgende Ausgangslage:

1. Die deutsche Schule ist ökonomisch ineffektiv, da sie zuviel kostet und für die Erreichung eines Abschlusses zuviel Zeit benötigt.

2. Die erreichte Qualifikation der Schüler entspricht im internationalen Maßstab nur durchschnittlichem Niveau. Es fehlt an Allgemeinbildung, und besonders in den Naturwissenschaften und in Mathematik gibt es gravierende Defizite.

Vorreiter in der Forderung nach Veränderungen sind die Bundesländer Bayern und Baden-Württemberg. Bayerns Kultusminister Zehetmair (CSU) kündigte am 28.4.98 an, sich in der Kultusministerkonferenz für eine Änderung der Abiturvereinbarung von 1996 einzusetzen. "Wir brauchen in der Länderrunde Spielraum auch für weitergehende Vorstellungen zum Abitur."³ In Bayern wird derzeit ein neues Abitur-Modell mit einem

² Zeitschrift für Pädagogik, Heft 6/1968, Weinheim.

³ Der Tagesspiegel, 29.4.98.

zusätzlichen fünften Prüfungsfach diskutiert. Die Unterteilung der gymnasialen Oberstufe in Grund- und Leistungskurse soll abgeschafft werden.

In den letzten zwei Jahren sind mehrere Studien über die Kenntnisse der Schüler im internationalen Vergleich erstellt worden, nach denen deutsche Schüler nur im Mittelfeld rangieren. Der internationalen Vergleichsuntersuchung TIMSS III⁴ zufolge, an der sich 24 Länder beteiligten, liegen die deutschen Oberschüler in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundbildung im unteren Bereich. Nur die Schülergruppen aus Italien, Griechenland, Tschechien und den USA erzielten noch schlechtere Ergebnisse. Die Spitzengruppe bilden in Europa die skandinavischen Länder. Betrachtet man die bei uns geführte Strukturdebatte vor diesem Hintergrund, wird generelle Hilflosigkeit deutlich:

Wir diskutieren über Fragen wie: dreigliedriges Schulsystem oder Gesamtschule, 12 oder 13 Jahre bis zum Abitur, Kurssystem oder durchgängiger Klassenverband, vier oder fünf Prüfungsfächer, Koedukation oder Trennung nach Geschlechtern, zentrales oder dezentrales Abitur usw. Dem muß entgegeng gehalten werden:

- Frankreich erzielt seine guten Leistungen mit einem im ganzen Land einheitlichen Abitur;
- in der Schweiz werden die guten Leistungen mit einem in jeder Schule individuellen Abitur erreicht;
- die Franzosen ragen in der Oberstufe heraus;
- die Skandinavier erreichen ihre Spitzenleistungen an Gesamtschulen.

Damit wird deutlich, daß die in der Strukturdebatte in Deutschland aufgeworfenen Fragen von untergeordneter Bedeutung sind. Das deutet darauf hin, daß sich hinter den ständigen Klagen über mangelnde "Effektivität" der deutschen Schule noch andere Beweggründe verbergen. Unter dem Strich bleibt von den Forderungen, die die Kultusminister der unionsgeführten Länder vortragen, als Intention nur folgender rationaler Kern übrig: das Anziehen der Selektionsschraube. Um die Beweggründe näher aufzuklären, ist eine grundsätzliche Betrachtung der Rolle und Funktion von Erziehung in unserer Gesellschaft erforderlich.

Das Paradoxon der "Erziehung" zur Autonomie

Der Idee bürgerlicher Erziehung liegt die Zielvorstellung einer Gemeinschaft autonomer Individuen zugrunde, Individuen, die in der Lage sind, die Gesellschaft rational zu gestalten. Aus dem Widerspruch zwischen dieser ideellen Zielvorstellung und deren Konfrontation mit der realen, durch heteronome Individuen konstituierten Gesellschaft leitet sich der moderne Erziehungsgedanke mit der damit verbundenen Ausübung von Zwang ab.

⁴ Third International Mathematics and Science Studies, in: Der Tagesspiegel, 20.5.98.

Hierdurch soll das Individuum aus der Gesellschaft heteronom, entfremdeter Menschen herausgeführt werden. Der Realitätsgehalt dieses Gedankens muß gewürdigt werden. Er besteht darin, daß die Entfremdung durch den realen gesellschaftlichen Prozeß wenigstens zur Kenntnis genommen wird, auch wenn die Triebkräfte im Verborgenen bleiben. Wir werden weiter unten sehen, daß die z. Zt. kursierenden Veränderungsbestrebungen gerade hier ansetzen.

Die Intention der Aufklärung wird durch den Glocksee-Pädagogen Hans-Günter Jürgensmeier als "Natur-Geist-Dialektik" charakterisiert: "Zunächst behauptet der (idealistische) Aufklärungsoptimismus, daß die Lösung dieser Dialektik im Sinne einer Vorherrschaft des Geistes möglich und geschichtsmächtig sei; das vernünftige Subjekt werde die innere und äußere Natur beherrschen und die Geschichte zum Guten wenden können."⁵ Der so legitimierte Erziehungsgedanke mündet in zweifacher Hinsicht in Paradoxa. Das Individuum soll zur Autonomie geführt werden. Dazu muß die beim Kind vorhandene Autonomie zerstört werden, um auf den Trümmern die "eigentliche" Autonomie zu errichten. Damit wird der Anspruch der Überwindung der Entfremdung nicht eingelöst. Im Gegenteil: Das "Ich", das da werden soll, das autonome Subjekt der bürgerlichen Praxis, muß zuerst den "fensterlosen Gang" (Heydorn) der Erziehung durchschreiten. Die Spuren dieser Erziehung bleiben unauslöschlich, und damit entsteht die Entfremdung auf erweiterter Ebene neu. Die Paradoxa bleiben unbemerkt, wenn man vom Paradigma des Kindes als "tabula rasa" ausgeht. Erst wenn man zur Kenntnis nimmt, daß das Kind eben kein unbeschriebenes Blatt ist, sondern von vornherein Interessen und Bedürfnisse hat, erkennt man, in welcher Weise diese Sichtweise befangen ist.

Aus Sicht der Schule soll als Resultat des Erziehungsprozesses ein Individuum hervorgehen, das in der Lage ist, sich selbst in der Gesellschaft zu erkennen. Dazu ist das Überblicken der Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung erforderlich. Das Bewußtsein muß also die bestehenden Verhältnisse transzendieren. Dem trägt die Schule durch Einführung von Fächern wie Geschichte, Sozialkunde, Politische Weltkunde etc. nur vermeintlich Rechnung. In der Adenauer-Ära durfte an den Schulen der BRD im Interesse der ökonomischen Restauration nur eine oberflächliche Analyse des vorangegangenen Faschismus und der Ursachen des Krieges geleistet werden. Heute, kurz nach der ökonomischen Vereinigung der beiden deutschen Staaten, sollen sich die Schulen wiederum nur auf eine Betrachtung der Vorgänge beschränken. Die Bundeszentrale für Politische Bildung unter Leitung des CSU-Rechtsaußen Günther Reichert als Präsident wendet jährlich 80 Mio. DM auf, um die Schulen durch Ausgabe entsprechender Materialien auf Linie zu halten.

⁵ Hans-Günter Jürgensmeier, Schriftenreihe der Wissenschaftlichen Begleitung der Glocksee-Schule am Institut für Pädagogik der Universität Hannover, 1986, Nr. 2, S. 115.

Fassen wir zusammen: Das Ziel des "autonomen Individuums" wird in doppelter Hinsicht nicht erreicht. Durch die Vorwegnahme der Lehrinhalte wird die Autonomie zerstört. Weiterhin steht das Wesen der Lehrinhalte, die von nicht-autonomen Lehrern (Beamten) vorgetragen werden müssen, einer Entwicklung zur Autonomie im Wege. Eine Kritik der bürgerlichen Erziehungsauffassung und die Formulierung von Perspektiven läßt sich nicht allein geistesgeschichtlich ableiten. Sie setzt eine Bewertung der Rolle und Funktion von Schule vor dem Hintergrund der ökonomischen Verhältnisse in unserer Gesellschaft voraus.

Schule und der Warencharakter der Arbeitskraft

Nach landläufiger Auffassung gibt es einen Widerspruch zwischen der Anstalt Schule mit ihrem Zwangscharakter und der "freien" Wirtschaft. Dem "künstlichen", durch das staatliche Kontrollmonopol dominierten Zustand an den Schulen wird das auf Privattauch beruhende Wirtschaftsleben mit seinen durch stummen Zwang sich durchsetzenden Verhältnissen als quasi Naturzustand gegenübergestellt. Damit erscheint die Schule als ein Relikt vormoderner Verhältnisse. Der ideologische Charakter dieser Sichtweise steht seiner weiten Verbreitung nicht im Wege und ist einer der Faktoren, die die Zählebigkeit kapitalistischer Verhältnisse ausmachen. Aber spätestens die Betrachtung der Entwicklung der USA, die am wenigsten unter dem Verdacht des Festhaltens an vormodernen Zuständen stehen, deutet auf einen Zusammenhang zwischen dem staatlichen Bildungsmonopol und ökonomischen Notwendigkeiten. In den ersten Phasen der Besiedelung Nordamerikas durch Europäer existierten noch keine allgemeinbildenden Schulen. Die Schulpflicht wurde zeitgleich mit der Industrialisierung des Landes eingeführt, zuerst im Norden. Die Südstaaten mit ihrem agrarischen Charakter folgten später nach.⁶ Der Warencharakter der Arbeitskraft ist eben keine Naturgegebenheit, sondern er ist ohne Staatseingriff nicht denkbar. Dies wird deutlich, wenn man die drei Minimalfunktionen des kapitalistischen Staates betrachtet: Absicherung der Eigentumsverhältnisse, Gewährleistung der Durchsetzbarkeit von vertraglichen Vereinbarungen, Ermöglichen der Konkurrenz. Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt hat die unabdingbare Voraussetzung der Vergleichbarkeit der unterschiedlichen Individuen. Dazu müssen bestimmte Bildungsstandards bei den verschiedenen Individuen in gleicher Weise vorhanden sein. Lesen, Schreiben, Rechnen war früher der Grundkatalog, damit eine Mobilität auf dem Arbeitsmarkt gewährleistet war. Es geht eben nicht an, daß jeder Betrieb seine eigene Schrift entwickelt, und damit ist das staatliche Monopol auf die Kontrolle der Bildungseinrichtungen unverzichtbar.

Im nächsten Schritt muß aber das Erreichen eines individuellen Qualifikationsprofils ermöglicht werden. Die Schule muß damit eine Doppelfunk-

⁶ Vgl. USA - Aspects of political and social life, Leipzig 1985.

tion erfüllen: Herstellen von vergleichbaren, durch Leistungsmessung überprüfbar Standards einerseits und die Beförderung individueller Kreativität und Innovationsfähigkeit andererseits. Hier liegt der ökonomische Kern der Funktion der Schule begründet, und gerade die veränderten ökonomischen Verhältnisse in der Bundesrepublik der 60er Jahre setzten den Rahmen für die Veränderungsbestrebungen, wie sie oben von Klafki formuliert wurden. Warum wurden sie abgebrochen?

Zwischen der ökonomischen Situation der 60er Jahre und heute besteht ein grundlegender Unterschied. In den 60er Jahren stellte sich das "Wirtschaftswunder" als eine scheinbar unbegrenzte Expansions- und Exportmöglichkeit der bundesdeutschen Industrie dar. Damit entstand ein Bedarf an Arbeitskräften mit einem für damalige Verhältnisse neuen, aber überschaubaren Qualifikationsprofil. Dem stand das starre, undurchlässige, diesen neuen Anforderungen nicht mehr angemessene Bildungssystem im Wege. Die Gesamtschule sollte die vorzeitige Selektion aufheben und damit die Basisvoraussetzung darstellen, einem größeren Personenkreis Zugang zu diesen Qualifikationsanforderungen zu verschaffen. "Bildung für alle" war nicht nur ein Zugeständnis, sondern entsprach auch den veränderten ökonomischen Verhältnissen.

Mit der angebotsorientierten Wirtschaftspolitik der Kohl-Regierung hat die Produktivitätsentwicklung die Expansionsmöglichkeiten überholt. Der absolute Bedarf an umfassend qualifizierten Arbeitskräften sinkt. Nach dem Wegbrechen der sozialistischen Ökonomien kann nicht nur von der Leitlinie "Wohlstand für alle", sondern auch von der Zielstellung "Bildung für alle" abgerückt werden. Unter dem Stichwort "Elitförderung" sollen die Schulen dieser Orientierung Rechnung tragen. Ging es in den 60er Jahren darum, die Bildungspyramide nicht nur höher zu machen, sondern auch darum, ihre Basis zu verbreitern, so soll sie jetzt auf Kosten einer Basisverkleinerung steiler und damit angeblich auch höher gemacht werden.

Das Phänomen des "cultural lag", das Hinterherhinken des kulturellen Überbaus hinter den ökonomischen Veränderungen, läßt sich auch an der Schule beobachten. "Den Schulen läuft die Zeit davon", formulierte Uwe Schlicht in Auswertung der Studie TIMSS.⁷ Der Prozeß der ständig wachsenden, auf Export orientierten, Industrie der Bundesrepublik mit ihrem ständig wachsenden Bedarf an immer höher qualifizierten Arbeitskräften kann als abgeschlossen betrachtet werden. Gleichzeitig hat sich die Vielfalt der Anforderungen durch die technologische Entwicklung derart erhöht, daß nicht mehr alles durch alle beherrscht werden kann. Der Vollständigkeitsanspruch muß aufgegeben werden, was die schulische Ausbildung betrifft. Die Unübersichtlichkeit der Stofffülle an den Schulen erzeugt häufig mehr Verwirrung als Überblick.

⁷ Der Tagesspiegel, 22.5.98.

Die Bestrebungen, sich zur "Eliteförderung" wieder an bewährten Grundwerten und Basisqualifikationen zu orientieren, sind daher mehr als nur Konservatismus. Sie gehen in Richtung einer Anpassung - besser: Reanpassung - der Schule an die veränderten ökonomischen Anforderungen. Dies wird von Bayerns Kultusminister Zehetmair auch entsprechend benannt. Mit der geplanten Abschaffung des Kurssystems "wollen wir nicht zurück in die 60er Jahre". Richtig, von Klafkis Zielvorstellungen des Herausbildens von Menschen, die sich bewußt gestaltend in demokratischen Verhältnissen bewegen sollen, ist nämlich nicht mehr die Rede. Für die Durchsetzung dieser "Effizienz" beanspruchen die Unionsparteien das Monopol. Für Peter Gauweiler ist "rechts (sein) . . . Effizienz und der praktische Wille zu Management und Organisation", während "die eigentliche Heimat der Linken die Opposition"⁸ sein soll. Orientierungsrahmen bildet dabei ein Gesellschaftszustand, der sich auf folgende Kurzformel bringen läßt: 5% sollen die kreative Elite bilden, 25% "schmeißen" die Produktion, 70% sollen Dienstleistungen verrichten oder sind ökonomisch überflüssig.

Der kontraproduktive Charakter neoliberaler Bildungspolitik

Oben wurde der widersprüchliche Charakter einer auf den Prinzipien der Aufklärung aufbauenden Erziehung dargelegt. Unter den bestehenden Bedingungen stehen wir leider nicht vor der Aufgabe, diese zu überwinden, sondern die aufklärerischen Gedanken gegen die Erosion durch die neoliberalen, ausschließlich auf aus ihrer Sicht verwertbare Effizienz orientierten Veränderungsbestrebungen zu verteidigen. Der antiaufklärerische Aspekt dieser Ausrichtung besteht in dem Angriff auf den Rationalitätsanspruch der Aufklärung. Der Neoliberalismus erstrebt einen Zustand, in dem menschliche Vernunft ausschließlich auf den einzelnen Produktionsprozeß Anwendung findet. Die Gesellschaft als Ganzes soll nicht zum Gegenstand, insbesondere nicht zum bewußt gestaltbaren Gegenstand menschlicher Vernunft werden. Nach den Vorstellungen Hayeks wäre dies ein "Mißbrauch und Verfall der Vernunft", der "die Kräfte der Gesellschaft in derselben Weise zu beherrschen (sucht) wie dies bei der Beherrschung der Kräfte der Natur gelungen ist".⁹

Hayek geht dabei noch weiter und verbietet selbst der Wissenschaft, die "Kräfte der Gesellschaft" unter diesem Aspekt zu untersuchen. Der Aspekt neoliberaler Sichtweise, nach der sich die ökonomische Wissenschaft bewußt auf die Rolle des reinen Betrachters beschränken soll, was den gesellschaftlichen Gesamtprozeß betrifft, findet sein Gegenstück in der Illusion der Allmächtigkeit im einzelnen Produktionsprozeß. Wenn von einer

⁸ Peter Gauweiler, in: Treffer, Nr. 2, Berlin 1996.

⁹ Zitat nach Herbert Schui, Neoliberalismus, in: Z 31 (September 1997), S. 35.

"Beherrschung der Kräfte der Natur" unter den gegenwärtigen Bedingungen die Rede ist, kann auch hier wieder nicht der Gesamtprozeß gemeint sein.

Ein besonderer Dorn im Auge des Neoliberalismus ist die Tatsache, daß eine vernünftige Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse immer eine kollektive Gestaltung bedeutet. Hierauf bezieht sich der Totalitarismuskonzept gegenüber den Vorstellungen bewußter gesellschaftlicher Gestaltung. Hiermit wird der Neoliberalismus aber in zweifacher Hinsicht kontraproduktiv. Zum einen verhindert er eine Persönlichkeitsentwicklung gemäß den Fähigkeiten des einzelnen Menschen, da diese - wie oben dargestellt - einen Einblick in die Funktionsweise der Gesellschaft voraussetzt. Zum anderen entzieht er damit auf längere Sicht dem ökonomischen System das kreative Potential, das die unverzichtbare Voraussetzung für eine fortlaufende Innovationsfähigkeit ist.

Der angedeutete irrationale Kern des Neoliberalismus ist aber nicht nur ein Indiz für die Widersprüchlichkeit der realen Verhältnisse. Die Tatsache, daß diese Verhältnisse gezielt angestrebt werden sollen, deutet ebenso darauf hin, daß sie eben keine Naturnotwendigkeit sind. Es bedarf des politischen Willens, und die Schulen sollen ihren Beitrag leisten. Dazu wird die Studie TIMSS mehr als nur gezielt benutzt. Bereits bei der Erstellung des die Bundesrepublik betreffenden Teils durch das Max-Planck-Institut flossen Intentionen ein, um die deutschen Schulen in einem schlechten Licht erscheinen zu lassen. Der Essener Bildungsforscher Prof. Klaus Klemm verweist darauf, daß Testgruppen von unterschiedlichem fachspezifischen Unterrichtsvolumen miteinander verglichen wurden. "Wenn Schülerinnen und Schüler, wie die getesteten Franzosen, zwischen acht und elf Wochenstunden von je 55 Minuten Mathematikunterricht erhalten, so ist dies für den Vergleich mit Gruppen, die lediglich maximal sechs Unterrichtsstunden von je 45 Minuten in Mathematik unterrichtet werden (deutsche Gymnasien), ausgesprochen bedeutsam."¹⁰ Vor diesem Hintergrund wird die Forderung nach "neuen Eliten" erhoben und werden weitergehende Selektionsbestrebungen legitimiert.

Es scheint zahlreichen Vertretern von Veränderungsbestrebungen, die die Ineffektivität der deutschen Schule beklagen, klar zu sein, daß Veränderungen wenig ernstzunehmende Konsequenzen haben, wenn sie sich auf den nackten Kern organisatorischer Veränderungen beschränken. Da soziale Gerechtigkeit und soziale Werte in diesen Vorstellungskomplexen eine relativ geringe Rolle spielen, rekurriert man auf neokonservative Werte. Erst die erneute positive Besetzung "bewährter" Werte wie Ordnung, Autorität, Sitte, Opferbereitschaft, Pflichtbewußtsein, Leistungsbereitschaft, Heimatliebe, d.h. erst diese Anbindung verleiht dem neoliberalen

¹⁰ Erziehung und Wissenschaft, Nr. 7-8/98.

len Erziehungskonzept die Durchschlagskraft, die es zum ernstzunehmenden gesellschaftlichen Faktor macht.

Das neoliberale Konzept ist gefährlich, da es

- das Erkennen gesellschaftlicher Zusammenhänge verhindert;
- suggeriert, eine unkritische Einstellung gegenüber der gesellschaftlichen Realität sei die Voraussetzung für eine Effektivitätssteigerung;
- kritische Einstellungen stigmatisiert;
- Interessengegensätze verschleiert;
- Autoritätsgebaren an die Stelle pädagogischen Verständnisses setzt;
- Bildungsbarrieren verstärkt;
- ökonomische Krisensituationen nutzt, um das erreichte Maß an Freiheit und Toleranz einzuschränken;
- die Identitätsbildung der Gesellschaft als Ganzes verzerrt, da die rationale Aufarbeitung der eigenen Entwicklung fehlt.

Voraussetzungen einer demokratischen Erziehung

Die neokonservativen Forderungen nach Fleiß, Ordnung, Disziplin usw. erscheinen vielfach zunächst einleuchtender als Bestrebungen nach Offenheit, Toleranz und kollektiver Gestaltung - zumindest, was den Aspekt der "Effektivität" betrifft. Es liegt auf der Hand, daß diese nicht mit Faulheit, Schlamperei und Aufsässigkeit zu erreichen ist, aber hierin darf eben nicht die Antwort bestehen.

Zunächst muß das Postulat der angeblichen Effektivität in Frage gestellt werden. Es ist nämlich ein Trugschluß zu glauben, die Qualifikation der besonders "Begabten" würde steigen, wenn man sie von den "weniger Begabten" separiert. Hier war der aufklärerische Gedanke der Subjekt-Objekt-Beziehung weiter. Er verwies auf die Notwendigkeit des Vorhandenseins der Gemeinschaft für das Subjekt, um sich selbst in der Gesellschaft zu erkennen. Die Erlebniswelt für die "Begabten" wird durch die Selektion ärmer und nicht reicher. Wir verweisen noch einmal auf die Erfolge der skandinavischen Gesamtschulen. So ist es kein Zufall, daß unter dem Stichwort "Elitförderung" eben gerade nicht konkrete Vorschläge zur Verbesserung der Betätigungsmöglichkeiten von Schülern mit hervorragenden Qualitäten in den bestehenden Schulen kursieren, sondern nur der Ruf nach Separierung. Man konstatiert im Schulbetrieb unterschiedliche Fähigkeiten bei Schülern, verkennt aber, daß diese Unterschiede gerade nicht in der Schule hervorgebracht wurden. Nachdem die Separierung vollzogen wurde, schreibt man sich diese unterschiedlichen Fähigkeiten auf die eigene Fahne.

Demgegenüber muß die Forderung nach gleichen Bildungschancen für alle aufrechterhalten werden. Es muß deutlich gemacht werden, daß diese einer Eliteförderung nicht nur nicht im Wege steht, sondern diese sogar befördert. Dazu müssen inhaltliche Vorstellungen konkretisiert werden. Für uns reicht es nicht aus, der Separierung eine gegenteilige Struktur-

maßnahme gegenüberzuhalten. Wenn es darum gehen soll, Betätigungsfelder zu eröffnen, dann müssen diese auch konkret benannt und mit Inhalt gefüllt werden. Dies leisten permissive Erziehungsvorstellungen nicht.

Das Problem permissiver Erziehungsmethoden, die dem Kind alles gestatten, besteht in der Strukturlosigkeit des Erziehungsprozesses. Diese Erziehung ist nur scheinbar ohne Zwang. Sie zwingt den Erziehenden, die eigenen Einsichten und Bedürfnisse zurückzustellen und sie zwingt das Kind, in einem Umfeld ohne Werteorientierungen ein eigenes Wertesystem auszubilden.

Permissive Pädagogik wird schädlich, wenn sie

- theoretische Anstrengungen darauf beschränkt, die optimalen Entwicklungsbedingungen für *Einzelne* zu analysieren und die wünschenswerte Entwicklung einer *Gemeinschaft* aus den Augen verliert;
- zum Zwecke der restriktionsfreien Selbstentfaltung die Eltern zu Dienern und die Lehrer zum Spielball der spontanen Neigungen und Bedürfnisse macht;
- in der Unterstellung, daß jeder Mensch von Natur aus gut sei, reale Interessengegensätze leugnet;
- aus der Interventionsscheu der Lehrenden ein Vakuum der Angebote entstehen läßt;
- durch eine bloße Lustorientierung langfristige Lernprozesse verhindert,
- Leistungsorientierung ablehnt.

Wird emanzipatorische Pädagogik in diesem Sinne falsch verstanden, so kann den neokonservativen Bestrebungen nicht nur nichts entgegengesetzt werden. Man wird auch den Entwicklungsmöglichkeiten der Heranwachsenden nicht gerecht. Wenn keine Wertorientierung gegeben wird, können sie die entstehenden Freiräume nutzen, um sich schulischen und anderen Anforderungen zu entziehen, im ungünstigsten Fall muß ihnen sogar das Erwachsenwerden als unattraktiv erscheinen, wenn die Erwachsenen zu reinen Kulissen des Entwicklungsprozesses degradiert sind.

In der Moskauer Schule Nr. 734 läßt man seit zehn Jahren die Schüler ihre Bildungspläne selbst erstellen und bewertet jeweils den Lernfortschritt, nicht die Leistung nach vergleichbaren Standards. Der Anteil derer, die anschließend die Aufnahmeprüfung für eine Universität bestehen, liegt über dem Durchschnitt. In diesem Land, das in den letzten Jahrzehnten nicht gerade für fortschrittliche Pädagogik bekannt war, führte nach Aussage des Schulleiters Alexander N. Tubelsky "der Paradigmenwechsel auch im Bildungswesen zu psychologischen und materiellen Brüchen. Die Rechtserziehung, die Erschließung des Wertegehalts einer freien, offenen Gesellschaft wird von Kindern und Jugendlichen als Widerspruch zu ihren Alltagserfahrungen erlebt und bleibt abstrakt." Dadurch, daß man den Schülern mehr Verantwortung für den Bildungsprozeß überträgt - man könnte auch sagen "aufzwingt" -, hofft man, den genannten Widerspruch überwinden zu können. "Das größte Problem bei der Schaffung einer sol-

chen Lebensweise in den Schulen besteht darin, daß man es nicht durch Lehrbücher, Vorlesungen oder Rollenspiele vermitteln kann. Man kann es nur durch ein besonderes 'Hineinversetzen' der Lehrer und Kinder in das Schulleben, wo eine solche Lebensweise schon geschaffen wurde, die Reflexion und Diskussion ihrer Inhalte und Aufbaumechanismen vermittelt. Dabei ist die Teilnahme der Schüler von prinzipieller Wichtigkeit." Dem hier formulierten Ansatz sollte nachgegangen werden, damit eine Überprüfung einer möglichen Verallgemeinerbarkeit geleistet werden kann. Tubelsky selbst verweist auf den besonderen Kontext der Perestrojka, der "Freiräume für eine neue Schulethik und pädagogische Experimente" eröffnete.¹¹

Konsequenzen

Wenn man sich auf eine reine Strukturdebatte einläßt und die dahinterstehenden Erziehungsvorstellungen aus dem Auge verliert, kann man die Bedeutung der Schule für den gesamtgesellschaftlichen Prozeß nicht erfassen. Daß die Erziehungsinhalte im Vordergrund stehen, drückt sich an der Bedeutung aus, die Schüler selbst diesen beimessen. Im Zentrum steht weniger die Organisationsform des Schulsystems, sondern die Frage: Mit welchen Klassenkameraden bin ich konfrontiert und welche Qualitäten besitzen meine Lehrer? Daß die fachliche und pädagogische Qualifikation des Lehrers im Vordergrund steht, belegen empirische Untersuchungen von Helmut Fend, der Leistungen der Schüler in den Fächern Englisch, Deutsch und Mathematik abprüfte. "Auffallend ist vor allem, daß wir im Bereich der konkreten Schulleistungen in keinem Fach Zusammenhänge zu den erzieherischen Grundüberzeugungen der Lehrer finden."¹² Bei der Bewertung der Lehrerpersönlichkeiten kommt Fend zu folgendem Schluß: "Es sind also die eher liberal gebliebenen älteren Lehrer, bei denen von Schülern sowohl ein hohes Maß an Struktur und Disziplin als auch ein hohes Maß an Zuwendung und Erklärungsbereitschaft wahrgenommen wird."¹³

Diese Ergebnisse belegen die große Bedeutung, die die Art des Zusammenlebens der unterschiedlichen Personen für den persönlichen Entwicklungsprozeß der Schüler hat. Wer nicht in der Lage ist, Verantwortung für andere Menschen zu übernehmen, kann auch seinen eigenen Entwicklungsprozeß nicht verantwortlich gestalten. Damit müssen den Schülern Betätigungsmöglichkeiten geboten werden, die sich nicht nur auf den Lernstoff, sondern auch auf die Beziehungen zu Anderen erstrecken. Diese können nicht vollständig vorgegeben werden, sondern müssen in einem vorgegebenen Rahmen von den Beteiligten selbst entwickelt werden. Es

liegt auf der Hand, daß dieser Prozeß nicht allein durch Lehrbücher und Lernsoftware initiiert werden kann. Er setzt vielmehr eine ausreichende Ausstattung auch mit Lehrpersonal voraus, von der das Gerede über die Notwendigkeit der Einführung eines fünften Prüfungsfaches für das Abitur wohl eher ablenken soll.

Man mag dem entgegenhalten, daß Schüler in der Regel auf möglichst einfachem Wege möglichst gute Noten erhalten wollen und an einer Übernahme von Verantwortung nicht interessiert sind. Es ist ein reales Problem, daß gerade die Personen, die durch Bildungsdefizite die meisten Nachteile in Kauf nehmen müssen, häufig versuchen, sich einer Besserqualifizierung zu entziehen. Dazu muß aber berücksichtigt werden, daß sich diese Haltung vor dem Hintergrund des tagtäglichen Erlebens des Schulalltags herausbildet, der in einer immer weiter perfektionierten Einteilung in Lerngruppen und Kurse und in einer Zergliederung und Operationalisierung des Lernprozesses besteht.

All den Forderungen nach der Erweiterung der eigenen Verantwortung für den Lernprozeß fehlt jedoch der Gehalt, wenn sie wiederum nur der Effektivierung abprüfbarer Leistungen untergeordnet sind und keine Vorstellungen beinhalten, in welcher Weise sich die Gesellschaft entwickeln soll. Dies ist gerade das Tabu neoliberaler Bildungspolitik, da hier der wirklich gemeinschaftliche Prozeß einsetzt. Die Schulen sind also darauf angewiesen, daß auch demokratische Kräfte außerhalb des Bildungsbereiches auf den Plan treten. Die Verbesserung des Leistungsstandes an den Schulen ist möglich, die dazu notwendige Demokratisierung und die Entwicklung gesamtgesellschaftlicher Vorstellungen wären der Preis, den die derzeitigen Verfechter von "Effektivierung" zahlen müßten. Hiermit könnte Erziehung die Antizipation der kollektiven Gestaltbarkeit gesellschaftlicher Verhältnisse werden.

¹¹ A. Tubelsky auf einer Diskussionsveranstaltung am 8.5.98 bei "Kontakte e.V."

¹² Helmut Fend, Die Pädagogik des Neokonservatismus, Frankfurt/M. 1984, S. 181.

¹³ Ebd. S. 174.

Rolf Schmucker

Wachsende Entfremdung

Zur Distanz zwischen Jugendlichen und Gewerkschaften

"Die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht"- dies ist der zentrale Befund der 12. Shell-Jugendstudie. Die Aussage ist im Grunde nicht überraschend. Lehrstellenmangel und Massenarbeitslosigkeit können nicht spurlos an den Zukunftserwartungen, Hoffnungen und Ängsten der Generation vorbeigehen, die, im Bildungs- und Ausbildungswesen befindlich, auf den Einstieg in das Arbeitsleben vorbereitet werden soll. Die Krise der Arbeitsgesellschaft betrifft Jugendliche in besonderem Maße. Einerseits verschärft sich der Konkurrenzkampf um Ausbildungs- und Arbeitsplätze und der Besitz höherer Bildungstitel wird immer stärker zum Selektionskriterium am Arbeitsmarkt. Andererseits garantieren auch ein qualifizierter Schulabschluß, eine Ausbildung im dualen System oder ein Hochschulabschluß nicht mehr den reibungslosen Einstieg in die Arbeitswelt und einen kontinuierlichen Verlauf der Erwerbsbiographie. Und so kommt die Studie zu dem Ergebnis, "daß von allen Problemen am stärksten die Probleme der Arbeitswelt die Jugend beschäftigen und nicht die klassischen Lehrbuchprobleme der Identitätsfindung, Partnerwahl und Verselbständigung" (Fischer/Münchmeier 1997, S. 14).

Die wachsenden Unsicherheiten bezüglich der eigenen Zukunftsperspektiven führen allerdings nicht zu einem verstärkten politischem Engagement. Im Gegenteil: Insbesondere die "etablierten" Jugendorganisationen von Parteien und Gewerkschaften erleben seit einiger Zeit einen drastischen Rückgang ihrer Mitgliederzahlen. Es erscheint insbesondere erklärungsbedürftig, warum in einer Zeit, in der die Probleme der Arbeitswelt unter Jugendlichen eine nie dagewesene Bedeutung erfahren, die Gewerkschaften so große Schwierigkeiten bei der Gewinnung jugendlicher Mitglieder haben. Die Gewerkschaften sind zwar allgemein von Mitgliederverlusten betroffen, im Jugendbereich nimmt er jedoch dramatische Ausmaße an. Während die Gesamt-Mitgliederzahl aller DGB-Einzelgewerkschaften im Zeitraum 1993 bis 1996 um 12,8 Prozent gesunken ist, verringerte sich die Anzahl der Mitglieder unter 25 Jahren um 41,9 Prozent.¹

¹ 1993 wurden im Jugendbereich aller DGB-Gewerkschaften 986.750 Mitglieder unter 25 Jahren gezählt, 1996 waren es gerade noch 573.151. Allein die IG Metall hat in ihrem Jugendbereich von 1993 bis 1997 knapp 150.000 Mitglieder verloren und zählt im Jahr 1997 weniger als 200.000 Mitglieder unter 25 Jahren. Einige Einzelgewerkschaften legen die Altersgrenze für Jugendliche höher: Die IG Bau z.B. sieht ihre Mitglieder bis zum Alter von 28 Jahren als Jugendliche, in der GEW liegt die Grenze sogar bei 35 Jahren. Dies erhöht natürlich den Anteil der Jugend an der Mitgliedschaft, ändert jedoch nichts am grundsätzlichen Problem zurückgehender Mitgliedszahlen im Jugendbereich. Alle Zahlen

In der Geschichte der bundesdeutschen Gewerkschaften schwankte die Zahl der jugendlichen Mitglieder immer wieder. Der derzeitige dramatische Verlust scheint allerdings kein vorübergehendes "konjunkturelles" Phänomen zu sein, sondern Ausdruck eines tiefgreifenden Wandels der ökonomischen, politischen und sozio-kulturellen Bedingungen in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften. Im folgenden werden nach einer kurzen Beschreibung der allgemeinen krisenhaften Situation gewerkschaftlichen Handelns die besonderen Entwicklungen im Jugendbereich im Mittelpunkt stehen. Dabei wird davon ausgegangen, daß das Zusammenreffen veränderter Sozialisationsbedingungen mit den Umstrukturierungen im Beschäftigungssystem und mit der Dauerkrise am Arbeitsmarkt die Spezifik der gegenwärtigen Probleme gewerkschaftlicher Jugendarbeit ausmachen und einfache Lösungsstrategien verhindern.

Allgemeine Krise der Gewerkschaften

Große Mitgliederverluste und eine verringerte Handlungs- und Durchsetzungsfähigkeit, die sich in den ausschließlich defensiven Arbeitskämpfen zeigt, sind Ausdruck des schon länger andauernden krisenhaften Zustands der deutschen Gewerkschaften. Die Probleme im Jugendbereich sind daher einerseits als Bestandteil des fundamentalen gewerkschaftlichen Problems zu begreifen, sich auf den Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse einzustellen. Andererseits erreichen die Mitgliederverluste im Jugendbereich ein Ausmaß, das weit über die Zahlen im Erwachsenenbereich hinausgeht. Der Grund hierfür liegt meiner Ansicht nach darin, daß innerhalb der jungen Generation verschiedene Problemdimensionen in zugespitzter und erweiterter Form auftreten und diese damit quasi ein Konzentrat der aktuellen Krise gewerkschaftlicher Organisation und Durchsetzungsfähigkeit darstellen.

Die wesentlichen Entwicklungstendenzen, die die gegenwärtigen Bedingungen gewerkschaftlicher Interessenvertretung kennzeichnen, lassen sich in vier Punkten zusammenfassen:

Die "klassische" Basis der Gewerkschaften, die männliche industrielle Facharbeiterschaft, verliert innerhalb des Beschäftigungssystems an Bedeutung. Dem Rückgang von Beschäftigung im industriellen Sektor stehen Zuwächse im Dienstleistungs- und Angestelltenbereich sowie in atypischen oder prekären Beschäftigungsverhältnissen gegenüber. Die "Erwerbsneigung" von Frauen ist stark angestiegen, und ein großer werdender Anteil der Erwerbstätigen weist heute statt einer Ausbildung im dualen System (oder zusätzlich zu dieser) einen Hochschulabschluß auf. Kurz: Diejenigen Beschäftigtengruppen, die bisher von den Gewerkschaften nur unterpro-

stammen vom DGB-Bundesvorstand, Abteilung Jugend (1998), hektographiertes Manuskript.

portional organisiert wurden, wachsen, während die Industriearbeiterschaft als bisherige Basis gewerkschaftlicher Macht stetig an Bedeutung verliert.

Traditionelle Arbeitermilieus verlieren ihre Präge- und Bindungskraft. Der vielfach beschriebene Bedeutungsverlust eines kulturellen Modells, in dem relativ einheitliche und festgefügte soziale Milieus determinierend auf die Entwicklung des Einzelnen wirken, betrifft insbesondere die Arbeiter- bzw. Lohnabhängigenklasse. Auch wenn man Prozesse der Individualisierung und der Pluralisierung von Lebensstilen nicht als völlige Atomisierung sozialer Verhältnisse begreift, so verändern sie die historisch gewachsene Organisationskultur doch grundlegend. Das Verständnis gemeinsamer Interessen und daraus resultierende Solidarisierungsprozesse sind schwieriger herzustellen, wenn die Erfahrungen gemeinsam geteilter Lebenswelten abhanden kommen.

Neue oder bislang nicht wahrgenommene gesellschaftliche Konfliktlinien haben seit den siebziger Jahren an Bedeutung gewonnen. Patriarchale Geschlechterverhältnisse, ökologische Probleme oder rassistische Ausgrenzung verlaufen z.T. quer zu einem Verständnis von Gesellschaft, das wesentlich auf den Interessengegensatz zwischen Arbeit und Kapital konzentriert ist. Eine Reduktion des gewerkschaftlichen Politikverständnisses auf die unmittelbaren Interessen der Lohnabhängigen kommt zwangsläufig in Konflikt mit dem gesellschaftskritischen Potential der sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen. Der programmatische "Spagat" gelingt häufig nicht.

All diese Veränderungen finden in einer politischen Situation statt, die durch die Schwäche der Linken und eine weltweit dominierende neoliberale Politik gekennzeichnet ist. Angesichts der Krise der Arbeitsgesellschaft, von Rekord-Arbeitslosigkeit, wachsender sozialer Ausgrenzung und öffentlicher Armut bei gleichzeitig "explodierendem" gesellschaftlichen Reichtum fehlen die politischen Konzepte, die eine überzeugende Alternative zum herrschenden Globalisierungs- und Standortdiskurs anbieten. Gewerkschaftliche Vorstellungen von einem anzustrebenden Zustand der Vollbeschäftigung sind häufig noch von der kurzen fordistischen "Erfolgsgeschichte" geprägt und reflektieren zu wenig, daß es heute angesichts der neuen Dimension von Massenarbeitslosigkeit und der Erosion des "Normalarbeitsverhältnisses" um die grundsätzliche Neubestimmung des Verhältnisses von (Erwerbs-)Arbeit und gesellschaftlicher Integration geht.

Das Erscheinungsbild von Gewerkschaften ist ein wichtiger Faktor für den Grad ihrer Attraktivität und erklärt zumindest teilweise die nur schwache Ausstrahlungskraft gegenüber jugendlichen ArbeitnehmerInnen. Andererseits fanden in den vergangenen Jahrzehnten unabhängig vom aktuellen Zustand der Gewerkschaften Veränderungen in der Jugendphase statt, die die Kluft zwischen Gewerkschaften und ihrer potentiellen jugendlichen Klientel vertieft haben.

Strukturwandel der Jugendphase

Die Jugendforschung hat in den vergangenen Jahren verstärkt auf veränderte Bedingungen der Sozialisation und Identitätsbildung hingewiesen, die unter dem Stichwort "Strukturwandel der Jugendphase" zusammengefaßt werden. Für die Frage nach den Einstellungen Jugendlicher gegenüber gewerkschaftlichem Engagement sind diese Entwicklungen von entscheidender Bedeutung. Die Herausbildung individueller Alltagsdeutungen und Weltansichten, die Entstehung von Normen- und Wertesystemen und schließlich die Art und Weise der politischen Verarbeitung der persönlichen Situation werden in der Jugendphase maßgeblich geprägt.

Das klassische Konzept von "Jugend" sah diese als den Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter, der mit der Integration ins Erwerbsleben, der eigenständigen materiellen Absicherung und der Familiengründung abgeschlossen ist.² Soziale Identität bildete sich vorwiegend anhand der Klassen- und Schichtzugehörigkeit aus. Jugendliche der Arbeiterklasse waren in einem sehr frühen Stadium ihrer Persönlichkeitsentwicklung mit den Normen und Werten der Arbeitswelt konfrontiert. Parallel dazu fand eine Einbindung in die politischen und organisatorischen Zusammenhänge der Arbeiterbewegung statt. Gewerkschaften profitierten davon, daß viele jugendliche Arbeitnehmer von Sinn und Zweck der kollektiven Interessenvertretung nicht erst mühsam überzeugt werden mußten, sondern die hierfür grundlegenden Orientierungen und Deutungsmuster quasi inkorporiert mitbrachten.

In der Nachkriegsentwicklung haben grundlegende Veränderungen der Jugendphase stattgefunden, die die Beziehung Jugendlicher zur Arbeitswelt betreffen, die aber auch durch die Erosion traditioneller Familienstrukturen und Geschlechterrollen geprägt werden. Wesentliche Ursache dieser Veränderungen war die Bildungsexpansion seit Beginn der sechziger Jahre, durch die die Erwerbsquote Jugendlicher stark zurückgegangen ist. Jugendliche verbleiben wesentlich länger in den Institutionen des Bildungssystems. Insbesondere die Altersphase von 15 bis 20 Jahren wurde weitgehend "scolarisiert". Insgesamt findet der Eintritt Jugendlicher in das Arbeitsleben zu einem wesentlich späteren Zeitpunkt statt als noch vor vierzig Jahren. Die Jugendphase kann heute das Lebensalter von 12 bis 35 Jahren umfassen.

Der Jugendforscher Jürgen Zinnecker hat in Folge dieser Entwicklungen die Jugendphase in westeuropäischen Gesellschaften als "Bildungsmorato-

² Die vorhandene geschlechtsspezifische Differenzierung der Jugendphase wurde von der Jugendforschung allerdings lange Zeit ignoriert. Die "Normalbiographie" des Jugendlichen (Schule - Ausbildung - Beruf - Familie) war an den Lebensläufen männlicher Jugendlicher orientiert und blendete Mädchen und junge Frauen aus. Erst mit der Bildungsexpansion wurde die Jugendphase auch auf Mädchen verallgemeinert, ohne daß dadurch die geschlechtsspezifischen Differenzierungen völlig verschwanden (vgl. Bilten/Diezinger 1993).

rium" bezeichnet. Jugend wird als relativ eigenständiger Lebensabschnitt begriffen, der der "Herausbildung spezifischer sozialer, kultureller, politisch-gesellschaftlicher Orientierungsmuster und Identitäten" dient. Diese Phase des Sozialisationsprozesses ist strukturiert durch ein System von Bildungseinrichtungen, die den Jugendlichen in der Regel einen gewissen Spielraum für eine freizeitbezogene Lebensweise lassen. Allerdings ist auch diese größere Autonomie nicht frei von Zwängen: Sie dient der Aneignung von kulturellem und Bildungs-Kapital und damit der gezielten Vorbereitung auf die spätere Integration und Positionierung im Erwerbsleben. Trotz dieser Zwänge stellt die Jugendphase im Vergleich mit früheren Epochen heute einen "relativ entlasteten Lebensabschnitt" dar (vgl. Zinnecker 1991, S. 10).

Egalitäre Jugendkultur?

Die gesellschaftliche Verallgemeinerung der Jugendphase und der Bedeutungsverlust sozialer Milieus wird z.T. als Tendenz zu einer sozial homogenen und kulturell selbstbestimmteren Jugend interpretiert. "Heutige Jugendkulturen sind von ihren sozialen Herkunftsmilieus weitgehend abgekoppelt, da diese ihre Bindungskraft größtenteils eingebüßt haben. An die Stelle milieubezogener jugendlicher Subkulturen sind heute sogenannte Freizeitszenen als wähl- und abwählbare Formationen getreten." (Vollbrecht 1997, S. 23) Damit wird tendenziell unterstellt, daß die Zugehörigkeit zu bestimmten Jugendkulturen und -strukturen und damit auch die dazugehörigen kollektiven Lebens- und Werthaltungen für Jugendliche völlig frei wählbar sei. Fortbestehende schichten- und geschlechtsspezifische Differenzierungen werden in dieser Sichtweise vernachlässigt. So besuchen Jugendliche aus unteren sozialen Schichten überwiegend geringer qualifizierende Schultypen. Für sie ist die zeitliche Dauer des Bildungsmoratoriums aufgrund der kürzeren Schulzeiten und des früheren Einstiegs in das Berufsleben zeitlich erheblich eingeschränkt. Mit Blick auf die Beteiligung von Arbeiterkindern am Bildungssystem läßt sich sogar eine wachsende soziale Schließung feststellen. Ihre Chancen, eine Ausbildung an Gymnasien und Universitäten zu absolvieren, haben sich im Vergleich zu Mittelschichtskindern weiter verschlechtert. Geißler spricht daher von einem "Paradox der Bildungsexpansion: sie verbessert die Bildungschancen, verstärkt aber gleichzeitig die soziale Ungleichheit auf dem Weg zu den höheren Bildungsniveaus" (Geißler 1996, S. 263).

Die materiellen Ungleichheiten der Herkunftsfamilien bedeuten eine weitere Restriktion der Entscheidungsoffenheit der Jugendphase. Das Bildungsmoratorium ist für viele Jugendliche mit (Erwerbs-)Arbeit (z.B. Telearbeit, Ferienarbeit, aber auch Hausarbeit) verbunden. Die Notwendigkeit, während der Schulzeit zu arbeiten, konzentriert sich auf Haupt- und RealschülerInnen. "Je höher eine Schulform qualifiziert, um so häufiger unterstützen die Eltern die Schüler und um so seltener arbeiten diese

neben dem Unterricht für ihren Lebensunterhalt." (Zinnecker/Stecker 1996, S. 179) Die Entwertung des Bildungsmoratoriums durch die Doppelbelastung von Lern- und (Erwerbs-)Arbeit vollzieht sich anhand sozialer Herkunft und Schultyp und verweist auf eine "neue(n) soziale Ungleichheit, die sich innerhalb von adoleszenten Moratorien herausbildet" (ebd., S. 182).

Auch die geschlechtsspezifische Selektion bleibt trotz der Angleichung im Bildungsverhalten bestehen. Hier zeigt sich: Je näher der Eintritt ins Erwerbsleben rückt, desto stärker greifen bei Jungen und Mädchen traditionelle Geschlechterrollen. Der Übergang in die Hochschule und vor allem in das duale System stellt heute die "gravierendste Selektionsschwelle im Bildungssystem" dar (vgl. Birsl/Schley 1997, S. 6). Nach wie vor existiert im Ausbildungssystem eine deutliche Trennung in Männer- und Frauenberufe. Der Zugang zu vielen Berufsgruppen und die Möglichkeit des beruflichen Aufstiegs bleiben vielen Frauen versperrt. Zudem bleibt der Zeitpunkt der Familiengründung die Phase, in der junge Frauen aus dem Arbeitsleben ausscheiden, da ihnen nach wie vor die Zuständigkeit für die Familie zugewiesen wird, während die Männer ihre Berufskarriere fortsetzen (vgl. Popp 1997). Die Verallgemeinerung der Jugendphase und der nach hinten verschobene Zeitpunkt der Familiengründung ermöglichen zwar mehr Freiräume für Mädchen und junge Frauen (vgl. Helga Krüger 1993), bedeuten jedoch nicht das Ende geschlechtsspezifischer Differenzierung jugendlicher Biographien.

Die fortbestehenden klassen-, schichten- und geschlechtsspezifischen Strukturierungsmechanismen widersprechen der Vorstellung von einer sozial homogenen Jugend. Dennoch besitzen die beschriebenen Veränderungen der Jugendphase weitreichende Auswirkungen auf Entstehung und Inhalt von Alltagsbewußtsein sowie auf politische Verarbeitungsformen. Die voranschreitenden Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse stellen die klassischen Lebensentwürfe aus Familie und Herkunftsmilieu in Frage, die noch vor wenigen Jahrzehnten von den Heranwachsenden fraglos übernommen werden konnten. Dies betrifft natürlich auch Jugendliche aus Arbeitermilieus. "Annähernd gleiche biographische Verläufe und Problemkonstellationen münden je nach Fall in differierende, ja mitunter geradezu konträre alltagstheoretische Deutungen und gewerkschaftlich-politische Praxisformen." (Dörre 1995, S. 422) Mit anderen Worten: Das Herkunftsmilieu strukturiert zwar biographische Verlaufsformen und entscheidet damit über die tatsächlichen Chancen, erweiterte Wahlmöglichkeiten in Bezug auf die eigenen Lebensentwürfe auch wahrnehmen zu können, eine deterministische Prägung der Weltansichten und Deutungsmuster von Jugendlichen ist damit allerdings nicht verbunden.

Jugendliche und Arbeit

Das Soziologische Forschungsinstitut (SOFI) führte Ende der achtziger Jahre eine Untersuchung durch, die sich mit dem subjektiven Bedeutungsgehalt von Arbeit und Beruf für die Identitätsbildung Jugendlicher beschäftigte (Baethge u.a. 1989). Die AutorInnen konstatierten grundlegend veränderte Bedingungen der Integration Jugendlicher in das Erwerbsleben mit weitreichenden Konsequenzen für die Einstellungen gegenüber Arbeit, Beruf und Gewerkschaften:

Jugendliche werden später mit den betrieblichen Normen ökonomischer Zweckrationalität konfrontiert. Dasselbe gilt für das Kennenlernen gewerkschaftlicher Organisations- und Politikformen.

Stattdessen verweilen sie länger in altershomogenen Gruppen ("Gesellschaft der Altersgleichen"), die eine wichtige Funktion bei der Herausbildung eigener Jugend(sub)kulturen besitzen. Die Freiheitsspielräume in der Schule sind deutlich größer als im Betrieb.

Die materielle Abhängigkeit von den Eltern wird verlängert. Gleichzeitig werden Jugendliche als "politische" Persönlichkeiten früher gefordert.

Die Erfahrung gesellschaftlicher Nützlichkeit, die eng an Erwerbsarbeit gekoppelt ist, wird von Jugendlichen später gemacht. Lernen und Arbeiten ist zeitlich stärker getrennt. Damit ist eine Begünstigung individueller Leistungsmoral (beim schulischen Lernen) gegenüber kollektiven Identitätsbildungsmustern (im Betrieb) verbunden.

Es findet tendenziell eine Angleichung der Sozialisationsmuster männlicher und weiblicher Jugendlicher statt, die sich einerseits in der normativen Aufwertung von Erwerbsarbeit für Frauen und andererseits in deren wachsender Erwerbsbeteiligung widerspiegelt (vgl. ebd., S. 42ff.).

Diese Entwicklungen haben jedoch nicht, wie in den Debatten über zunehmende Freizeit- und Konsumorientierung häufig befürchtet, zu einem Bedeutungsverlust, sondern zu einem Bedeutungswandel von Arbeit in den Einstellungen Jugendlicher geführt. Für die überwiegende Mehrheit der befragten Jugendlichen nahm Erwerbsarbeit eine zentrale Stellung in den Lebensentwürfen ein. Grundsätzliche Veränderungen hatten sich dagegen in den Erwartungen und Ansprüchen an die auszuübende Tätigkeit vollzogen. Die AutorInnen stellten bei fast drei Viertel der Befragten eine Dominanz "sinnhaft-subjektbezogener" Ansprüche an Arbeit fest. Sie legten Wert auf die Möglichkeit, persönliche Fähigkeiten und Ideen in die Arbeit einzubringen, inhaltlich anspruchsvolle Tätigkeiten auszuführen und sozial befriedigende Kommunikations- und Umgangsformen im Betrieb vorzufinden. Baethge u.a. sprechen daher von einem "historisch neuen Stand des Arbeitsbewußtseins, bei dem die unmittelbar personen- und subjektbezogenen Dimensionen den reproduktionsbezogenen Aspekten der materiellen Absicherung und der Arbeitsbedingungen den Rang abgelaufen hat" (ebd., S. 173f.).

Der seit Anfang der neunziger Jahre herrschende Ausbildungsplatzmangel scheint zwar auch dazu zu führen, daß einige Jugendliche ihre Ansprüche zurückschrauben und einer "defensiven Orientierung" zuneigen, in der der Ausbildungsplatz vorrangig der Vermeidung von Arbeitslosigkeit dient (Pätzold 1993, S. 391f.). Der generelle Trend nach inhaltlich anspruchsvollen und arbeitsorganisatorisch befriedigenden Tätigkeiten wird dadurch jedoch nicht gestoppt. So wird die steigende Zahl von Ausbildungs-Abbrüchen auch darauf zurückgeführt, daß die betroffenen Auszubildenden unzufrieden mit der konkreten betrieblichen Arbeitssituation sind (vgl. Paul-Kohlhoff/Kruse 1997, S. 8). Für Gewerkschaften wird die Interessenvertretung durch den Bedeutungsgewinn qualitativer Aspekte zunehmend komplizierter, zumal es um konkrete Probleme und Veränderungswünsche geht, die von Betrieb zu Betrieb, von Abteilung zu Abteilung und teilweise von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz variieren können.

Veränderte Bedingungen des Aufeinandertreffens von Jugendlichen und Gewerkschaften

Die erste Begegnung von Jugendlichen und Gewerkschaften findet demnach einerseits zu einem späteren Zeitpunkt und andererseits unter veränderten Sozialisationsbedingungen statt, die eine "abrufbare" gewerkschaftliche Orientierung zur Ausnahme werden lassen. Der Einstieg in das Erwerbsleben verläuft für die überwiegende Zahl der Jugendlichen nach wie vor über das duale System der Berufsausbildung. Das Bild, das sich Jugendliche von Gewerkschaften machen, wird maßgeblich durch den Eindruck geprägt, den sie während ihrer Ausbildung erhalten. Die Bereitschaft, sich selbst zu engagieren, hängt auch von der Existenz und der Beschaffenheit betrieblicher Interessenvertretungen ab. In der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte haben sich die Großbetriebe im industriellen Sektor zu den wichtigsten Standbeinen der Gewerkschaften entwickelt. Engagierte GewerkschafterInnen, hohe Organisationsgrade und eine große Bereitschaft der Belegschaft, sich durch kollektives Handeln für die eigenen Interessen einzusetzen, sind kennzeichnend für die gewerkschaftliche Stärke in diesem Bereich. Der ökonomische Strukturwandel und aktuelle Entwicklungen auf dem Ausbildungsstellenmarkt führen jedoch zu einem Bedeutungsverlust dieser Kerne gewerkschaftlicher Organisationsmacht.

In den neunziger Jahren ist ein genereller Rückgang des Angebots an Ausbildungsplätzen festzustellen. Ein überproportionaler Abbau findet sich jedoch in den Wirtschaftszweigen, die zu den traditionellen Standbeinen der Gewerkschaften gehören. Im Bereich "Metall, Maschinenbau" z.B. wurde die Zahl der Auszubildenden 1990 bis 1996 um über 40 Prozent reduziert (Berufsbildungsbericht 1998, S. 146). Großbetriebe mit 500 und mehr Beschäftigten haben von 1990 bis 1996 in den alten Bundesländern die Zahl ihrer Auszubildenden um ca. 108.000 verringert (das sind etwa 32 Pro-

zent).³ Dies geht weit über den generellen Beschäftigungsabbau hinaus (ebd., S. 143). Ein großer werdender Anteil aller Ausbildungsplätze wird von kleinen und mittleren Unternehmen (häufig Handwerksbetriebe) und vom Dienstleistungssektor getragen, in denen gewerkschaftliche Strukturen oft nur schwach vertreten sind oder gar nicht existieren. Eine im Auftrag der ÖTV durchgeführte Repräsentativbefragung ergab, daß über sechzig Prozent der Lehrlinge und jungen Berufstätigen nicht wissen, welche Gewerkschaft für sie zuständig ist (vgl. Frankfurter Rundschau v. 26.6.1998).

Hinzu kommt, daß die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses die erwerbsbiographische Perspektive verändert hat. Erwerbsverläufe sind heute wesentlich diskontinuierlicher, die dauerhafte Beschäftigung in ein und demselben Betrieb wird zur Ausnahme, der Wechsel von Tätigkeitsfeldern und Berufen gehört mittlerweile zum Erwerbsalltag. Dies kann durch Krise und Flexibilisierung des Arbeitsmarkts erzwungen oder von den Beschäftigten selbst gewählt sein. Ausbildung und berufliche Tätigkeit werden häufig schon mit dem Vorsatz begonnen, nach einigen Jahren zu wechseln, um einen neuen Beruf zu suchen oder ein Studium bzw. eine andere Art der Weiterqualifizierung zu beginnen. Dementsprechend verändert sich die Sicht von Jugendlichen, die eine Ausbildung oder eine Erwerbsarbeit beginnen, auf ihr berufliches und betriebliches Engagement. Langfristige gewerkschaftliche Aktivität in einem Betrieb paßt daher oft nicht in die - freiwillig oder erzwungenermaßen - wechselhafte Erwerbsbiographie.

Ausblick

Der Strukturwandel der Jugendphase, die Veränderungen am Ausbildungsstellen- und Arbeitsmarkt, die "Feminisierung" des Beschäftigungssystems, der Wandel der erwerbsbiographischen Perspektive zu größeren Diskontinuitäten sind Tendenzen, die die überkommenen Mechanismen der Mitgliederrekrutierung und des Engagements in Gewerkschaften zunehmend in Frage stellen. Wenn man die Entwicklungen im Jugendbereich als Vorschau auf die zukünftigen Bedingungen gewerkschaftlicher Handlungsmöglichkeiten begreift, dann ist es eine Schlüsselfrage für die Zukunft der Gewerkschaften, geeignete Antworten auf die skizzierten Herausforderungen zu finden. Einfache und schnell greifende Lösungen existieren mit Sicherheit nicht. Möglicherweise bietet sich jedoch gerade der Jugendbereich als "Experimentierfeld" für neue Formen, Strukturen und Inhalte von Gewerkschaftspolitik an. Handlungsbedarf besteht auf zwei Ebenen: zum

³ Die Situation in Ostdeutschland stellt sich noch weit komplizierter dar. Aufgrund der fehlenden Ausbildungsbereitschaft der Betriebe werden fast zwei Drittel der Ausbildungsplätze durch öffentliche Mittel finanziert. Die Ausbildung findet aufgrund dieser schleichenden "Verstaatlichung" für viele Jugendliche in außerbetrieblichen Ausbildungszentren statt, in denen gewerkschaftliche Strukturen in der Regel völlig fehlen (vgl. Birsl/Schley 1997, S. 10).

einen auf der Seite politisch-konzeptioneller Debatten, die sich mit den drängenden Problemen aktueller gesellschaftlicher Entwicklung beschäftigen und zum anderen in Bezug auf "jugendgerechtere" gewerkschaftliche Kommunikations- und Organisationsstrukturen.

Offe und Wiesenthal haben auf die Entwicklungstendenz in entwickelten kapitalistischen Staaten hingewiesen, durch Institutionalisierung und Verrechtlichung gewerkschaftlichen Handelns die Interessenvertretung von der Interessenaktivierung abzutrennen. Das Überleben der Organisation wird durch externe Bestandsgarantien, wie z.B. der Inkorporierung in politische und ökonomische Entscheidungsprozesse, gesichert (vgl. Offe/Wiesenthal 1980, S. 101ff.). Gerade für Jugendliche präsentieren sich Gewerkschaften heute als zwar grundsätzlich sinnvolle, aber vom eigenen Handeln unabhängige Organisationen. Sie vermitteln eher das Bild einer bürokratischen Großorganisation als das einer sozialen Bewegung und laden daher kaum zu einer aktiven Beteiligung ein. Dies geschieht zu einem Zeitpunkt, an dem die sich verschärfende soziale Ungleichheit "zur Repolitisierung ureigenster Themen der Gewerkschaftsbewegung (Verteilungsgerechtigkeit, Chancengleichheit) führen wird" (Dörre 1997, S. 683). Wenn gewerkschaftliche Jugendarbeit an diese Repolitisierung anknüpfen will, muß sie gesellschaftspolitische Reformkonzepte entwickeln, die die Dauerkrise am Arbeitsmarkt und die wachsende soziale Spaltung der Gesellschaft aufgreifen. Die Umverteilung von Arbeit und die bessere sozialpolitische Absicherung von Phasen der Nichterwerbstätigkeit sind Kernpunkte einer politischen Strategie, die Arbeitslosigkeit und soziale Ausgrenzung bekämpfen will und sich nicht mit der scheinbaren Alternativlosigkeit der aktuellen Entwicklung abfindet. Ausstrahlungsfähige politische Forderungen und damit verbundene Aktivitäten, die sich mit den Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie den Zukunftserwartungen Jugendlicher auseinandersetzen, können dazu beitragen, das Profil der Gewerkschaftsjugend als einer politischen Organisation zu schärfen, und dadurch mehr Jugendliche zur Mitarbeit zu bewegen.

Ein zentrales Thema von Gewerkschaftsjugend ist und bleibt die berufliche Ausbildung. Die sinkende Ausbildungsbereitschaft der Unternehmen hat in den vergangenen Jahren zu einem eklatanten Mangel an Ausbildungsplätzen geführt. Mit der Kampagne zur Einführung einer Umlagefinanzierung im dualen System haben Teile der Gewerkschaftsjugend an einigen Orten beachtliche Mobilisierungserfolge erzielt. Dies ist ein Beleg dafür, daß Jugendliche auch heute noch für politische Forderungen gewonnen werden können. Hier besteht aufgrund der nach wie vor schlechten Lage am Ausbildungsstellenmarkt und mit Blick auf die Bundestagswahlen und einen möglichen Regierungswechsel auch weiterhin Handlungsbedarf. Der Lehrstellenmangel darf jedoch nicht dazu führen, daß die Gewerkschaftsjugend sich in ihrer Aufmerksamkeit allein auf die quantitative Seite der Ausbildungssituation konzentriert. Auch in Zukunft werden die Qualifizierungsanforderungen an die Beschäftigten ständig steigen. Inhalte und Or-

ganisation der Ausbildungsberufe werden in den kommenden Jahren eines der zentralen Themen sein. Die häufig diskutierte Vorstellung vom "lebenslangen Lernen" bietet positive Anknüpfungsmöglichkeiten für die Interessen vieler Beschäftigter. Dabei entscheidet die konkrete Gestaltung der Lernprozesse darüber, ob Aus- und Weiterbildung allein an den Unternehmensinteressen ausgerichtet ist, oder ob Fragen jenseits ökonomischer Verwertungsinteressen im Begriff der beruflichen Bildung einen Platz haben. Die Auseinandersetzung um die Forderung der Unternehmensverbände nach Abschaffung des zweiten Berufschultages verdeutlicht, wo hier Konfliktlinien verlaufen. Das große Interesse Jugendlicher an qualifizierten, sinnhaften Tätigkeiten wurde durch die SOFI-Studie belegt. Dieses Interesse aufzugreifen und schon bei der Gestaltung von Ausbildungsinhalten und -bedingungen einzubringen, sollte zu einer wichtigen Aufgabe der Gewerkschaftsjugend werden.

Die steigende Beteiligung von jungen Frauen am Bildungs- und Erwerbssystem (vgl. Fischer/Reinberg/Tessaring 1995) stellt die "Männerorganisation Gewerkschaften" vor große Probleme. Nach wie vor ist die überwiegende Mehrheit aller Gewerkschaftsmitglieder (knapp 70 Prozent) männlichen Geschlechts. Damit wird klar, daß es sich nicht um ein spezielles Problem der Jugendabteilungen handelt. Notwendig ist generell ein stärkeres Aufgreifen der Interessen weiblicher Beschäftigter. Dies setzt voraus, die Bedeutung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung für das patriarchale Leitbild der Erwerbsarbeit zu reflektieren, und die Forderung nach einer radikalen Verkürzung der Arbeitszeit mit der nach der Umverteilung von Erwerbs- und Hausarbeit zu verbinden (vgl. Kurz-Scherf 1994). Strukturell läßt sich die Vertretung von Fraueninteressen - nicht nur im Jugendbereich - durch eine Quotierung gewerkschaftlicher Gremien und die Ermöglichung autonomer Frauenstrukturen innerhalb der Gewerkschaften unterstützen.

Die Frage nach adäquaten Strukturen ist für den Jugendbereich generell von großer Bedeutung. Neue inhaltliche Konzepte und Forderungen werden allein nicht ausreichen, um Jugendliche wieder stärker für ein Engagement in den Gewerkschaften zu interessieren. Gewerkschaften werden von Jugendlichen einerseits überwiegend als notwendige Organisationen anerkannt. Auf der anderen Seite werden sie als unbewegliche Institutionen mit verkrusteten Kommunikations- und Beteiligungsstrukturen gesehen, die dem eigenen Engagement entgegenstehen. Das Verschwinden "abrufbarer" gewerkschaftlicher Orientierungen und die mit dem späteren Eintritt ins Erwerbsleben gestiegenen Ansprüche an kommunikative Prozesse erfordern die flexible Gestaltung gewerkschaftlicher Jugendstrukturen. So ergab die im Auftrag der ÖTV durchgeführte Befragung, daß die Entscheidung für ein persönliches Engagement insbesondere auch davon abhängig gemacht wird, ob der Ausstieg jederzeit möglich ist. Das Idealbild des langjährigen betrieblichen Gewerkschaftsaktivisten entspricht heute weder den diskontinuierlichen Erwerbsbiographien noch den Vor-

stellungen Jugendlicher über ein mögliches eigenes Aktivwerden. Die Konsequenz aus der wachsenden Bedeutung diskursiver Prozesse und den sich wandelnden Perspektiven des Erwerbslebens könnte zum einen in der verstärkten Förderung projektformig organisierten Arbeitens, d.h. eines auf ein Thema und einen bestimmten Zeitraum beschränkten Engagements, liegen. Dem gewachsenen Bedürfnis nach Selbstbestimmung könnte zum anderen durch eine größere Autonomie von Jugendstrukturen bei der Findung eigener Schwerpunkte und Strukturen Rechnung getragen werden. Momentan scheinen die Überlegungen der Gewerkschaften jedoch in eine andere Richtung zu gehen. Während Jugendstrukturen aufgrund schrumpfender Mitgliederzahlen und schwindender Bereitschaft zu eigenem Engagement "wegbrechen", gibt es bei einzelnen Gewerkschaften die Überlegung, auf die zurückgehenden Aktivitäten im Jugendbereich mit dem völligen Abbau bestehender Jugendstrukturen zu antworten.

Fortschreitende Individualisierungsprozesse, die einer kollektiven Identitätsbildung entgegenstehen, führen bei vielen Jugendlichen dazu, die eigenen Interessen und Ziele auf eigene Faust durchsetzen zu wollen. Hinzu kommt, daß die Krise und wachsende Segmentierung des Arbeitsmarktes Konkurrenzverhältnisse innerhalb der jungen Generation verschärfen. Die Herausbildung kollektiver Handlungsweisen wird dadurch jedoch nicht unmöglich, wie z.B. die SchülerInnen- und Studierenden-Proteste gegen Bildungsabbau in der jüngeren Vergangenheit zeigen. Die Möglichkeiten, auf individuellem Weg seine Interessen umsetzen zu können, sind sehr ungleich verteilt. Die meisten Jugendlichen stoßen beim Versuch, ihre Lebensziele zu verwirklichen, sehr schnell auf strukturelle Hindernisse und Grenzen, die durch individuelles Handeln nicht überwindbar sind. Diese Konflikte aufzugreifen, zu diskutieren und zum Gegenstand politischer Alternativkonzepte zu machen, bleibt die Aufgabe von Gewerkschaftsjugend. Gerade weil politisches Bewußtsein nicht länger quasi automatisch durch Herkunftsmilieu und Betriebszugehörigkeit im gewerkschaftlichen Sinn geformt wird, muß politischen Diskussionen und Auseinandersetzungen eine größere Bedeutung eingeräumt werden. Gewerkschaftliche Jugendarbeit als politischer Lernprozeß mit nicht vorgegebenem Ausgang macht die Aufgabe für die Aktiven zwar nicht einfacher, bietet auf der anderen Seite jedoch auch Chancen für eine Belebung und Neuorientierung eingefahrener Strukturen.

Literatur

- Baethge, Martin/Hantsche, Brigitte/Pelull, Wolfgang/Voskamp, Ulrich (1989), *Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenperspektiven von Jugendlichen*, Opladen
- Berufsbildungsbericht 1998, hrsg. vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie, Bonn 1998
- Bilden, Helga/Diezinger, Angelika (1993), *Historische Konstitution und besondere Gestalt weiblicher Jugend - Mädchen im Blick der Jugendforschung*, in: Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.), S. 201-222

Birsl, Ursula/Schley, Cornelius (1997), Sorgenkind Bildung. Mehr Bildungschancen, aber weniger Bildungsgerechtigkeit - Zum Bedarf einer neuen Bildungsreform, Supplement der Zeitschrift "Sozialismus" 11/97

Dörre, Klaus (1995), Junge GewerkschafterInnen. Vom Klassenindividuum zum Aktivbürger?, Münster

Dörre, Klaus (1997), Gegenseitige Ablehnung? Zum Spannungsverhältnis zwischen Jugendlichen und Gewerkschaften, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 12/97, S. 679-689

Fischer, Arthur/Münchmeier, Richard (1997), Die gesellschaftliche Krise hat die Jugend erreicht. Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse der 12. Shell Jugendstudie, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), Jugend '97. Zukunftsperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen, Opladen, S. 11-23

Fischer, Günther/Reinberg, Axel/Tessaring, Manfred (1995), Auswirkungen der Bildungsexpansion auf die Erwerbs- und Nichterwerbstätigkeit, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 3/95, S. 300-322

Geißler, Rainer (1996), Die Sozialstruktur Deutschlands, Bonn

Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.) (1993), Handbuch der Jugendforschung, Opladen

Krüger, Helga (1993), Die "Verlängerung" des Jugendalters - kein geschlechtsneutrales Phänomen, in: Bendit, René (Hrsg.), Jugend und Gesellschaft: Deutsch-Französische Forschungsperspektiven, Baden-Baden, S. 78-90

Kurz-Scherf, Ingrid (1994), Brauchen die Gewerkschaften ein neues Leitbild der Erwerbsarbeit? Oder: Brauchen die Frauen eine neue Gewerkschaft?, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 7/1994, S. 436-449

"Lehrlinge haben meistens keine Ahnung von 'ihrer' Gewerkschaft", in: Frankfurter Rundschau vom 26. Juni 1998

Offe, Claus/Wiesenthal, Helmut (1980), Two Logics of Collective Action: Theoretical Notes on Social Class and Organizational Form, in: Zeitlin, Maurice (ed.), Political Power and Social Theory. A Research Annual, Volume 1/1980, Greenwich, Connecticut, S. 67-115

Pätzold, Günter (1993), Jugend, Ausbildung und Beruf, in: Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.), S. 383-402

Paul-Kohlhoff, Angela/Kruse, Wilfried (1997), Jugendlich und arbeitslos am Ende der neunziger Jahre, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 12/97, S. 703-712

Popp, Ulrike (1997), Berufliche und private Lebensentwürfe männlicher und weiblicher Jugendlicher im zeitlichen Verlauf, in: deutsche jugend, H. 4/1997, S. 157-167

Vollbrecht, Ralf (1997), Von Subkulturen zu Lebensstilen. Jugendkulturen im Wandel, in: SpoKK (Hrsg.), Kursbuch Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende, Mannheim, S. 22-31

Zinnecker, Jürgen (1991), Jugend als Bildungsmoratorium. Zur Theorie des Wandels der Jugendphase in west- und osteuropäischen Gesellschaften, in: Melzer, Wolfgang (Hrsg.), Osteuropäische Jugend im Wandel, Weinheim/München, S. 9-24

Zinnecker, Jürgen/Stecher, P. (1996), Zwischen Lernarbeit und Erwerbsarbeit. Wandel und soziale Differenzierung im Bildungsmoratorium, in: Silbereisen, Rainer K./Vaskovic, Laszlo/Zinnecker, Jürgen (Hrsg.), Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996, Opladen, S. 165-183

Uta Schlegel

Junge Frauen in den neuen Bundesländern und Perspektiven einer Geschlechterpolitik in Deutschland

Der gegenwärtige Reformstau in vielen Bereichen der Gesellschaft in Deutschland einerseits und eine in der Sackgasse befindliche Frauenpolitik andererseits reißen eine Wunde historischer Erfahrung auf: daß es sich nämlich als Irrtum erwiesen hat, erst gesellschaftliche Konflikte lösen zu wollen und dann die Geschlechterverhältnisse über "Frauenpolitik" zu gestalten.

Zu den evidenten gesellschaftlichen Problemen heute gehören im Kontext unseres Themas insbesondere die Massenarbeitslosigkeit, der Zustand der inneren Einheit in ihrem 8. Jahr und im Wahljahr und die Lebensoptionen junger Frauen (nicht nur in den neuen Bundesländern) - drei Probleme, die aufs engste miteinander verknüpft sind.

Das Scheitern bisheriger Geschlechterpolitik - und zwar in der DDR wie in der alten BRD - liegt vor allem darin begründet, daß sie primär darauf gerichtet war, weibliche Lebensverhältnisse auf männliche "anzuheben" bzw. an diese "anzupassen", daß aber die Entgegensetzung von sogenanntem öffentlichen und angeblich privatem Bereich (mit ihrer je geschlechtsspezifischen Zuweisung) prinzipiell verstetigt wurde (vgl. Domke 1997 und 1998). Ausdruck für das erste sind beispielsweise die Quotenregelung in der BRD¹ und für das zweite in der DDR die Adressierung von Familienpolitik in erster Linie an Frauen. Bisherige Geschlechterpolitik kann insofern als patriarchalisch bezeichnet werden, als ihr Maß und Ziel männliche Lebensumstände (Rechte/Pflichten, Berufsbiographien usw.) auch für Frauen waren.

Weibliche Jugendliche in Ostdeutschland befinden sich gegenwärtig mehrheitlich in einer besonders prekären Situation, die in vielen Aspekten auch für junge Frauen in Westdeutschland zutrifft, sich aber in spezifischen Unterschieden darstellt. Für letzteres gilt, daß sie tatsächlich kulturelle Ost-West-Unterschiede darstellen und nicht etwa regionale (wie etwa Nord-Süd-Unterschiede in Westdeutschland). Da mittlerweile unstrittig von einem "Gleichstellungsvorsprung" der Frauen aus der DDR ausgegangen wird (vgl. Geißler 1993, Schlegel 1995 und 1997a), lassen sich m.E. von der gegenwärtigen Situation ostdeutscher weiblicher Jugendlicher - da gekennzeichnet zum einen von der DDR-Herkunft und zum anderen von den

¹ Diese befindet sich m.E. angesichts des Ausmaßes an Arbeitslosigkeit in der Sackgasse.

BRD-Strukturen ihrer Lebenszusammenhänge - auch notwendige Perspektiven einer künftigen Geschlechterpolitik in Deutschland ableiten.

Als Raster für die Charakterisierung der Situation weiblicher Jugendlicher in Ostdeutschland wähle ich im folgenden diese: Ihre heutigen Lebensentwürfe und tatsächlichen biographischen Pfade (und immanenten Konflikte) bewegen sich um und erklären sich m.E. wesentlich aus drei Koordinaten:

1. ihre Sozialisation sowie insbesondere die ihrer Mütter, soziale Erfahrungen, Optionen, Normalbiographien aus der DDR,
2. die "neuen" gesellschaftlichen Strukturen der BRD, deren Optionen, Anforderungen, Chancen und Risiken sowie
3. spezifische Bedingungen des ostdeutschen Transformationsprozesses.

1. Zum "sozialen Erbe" aus der DDR - Ressourcen und Restriktionen für ostdeutsche weibliche Jugendliche

Bekanntlich haben DDR-Frauen (die ab etwa 1940 geborenen) den sogenannten *doppelten Lebensentwurf mehrheitlich tatsächlich gelebt* (durchaus mit Konflikten und unter subtilen Diskriminierungsmechanismen, auf die hier im einzelnen leider nicht eingegangen werden kann), und diese Erfahrungen leben bis heute fort - auch bei den Jugendlichen (da von ihnen hoch akzeptiert) als quasi soziale Vererbung. Die weibliche Normalbiographie in der DDR läßt sich wie folgt umreißen: über die Lebensspanne kontinuierliche Vollerwerbsarbeit; dies in qualifizierten (erlernten, studierten) Berufen mit vergleichsweise breitem Berufsspektrum; synchrone Vereinbarung von Beruf und Familie; ökonomische Selbständigkeit (einschließlich steuer- und familienrechtlicher Flankierung), die relativ früh im Jugendalter erreicht wird; vergleichsweise frühe Eheschließung und Geburt des ersten Kindes (22./23. Lebensjahr) ohne Familienpause; tendenziell gleichberechtigte Partnerschaft und häusliche Arbeitsteilung (einschließlich hoher Akzeptanz weiblicher Erwerbsarbeit durch den Partner und der außerhäuslichen Kinderbetreuung durch beide Geschlechter); "Selbstverständlichkeiten" im Arbeitsumfeld und gesellschaftlichen Klima für "Vereinbarung" und berufliches Fortkommen²; relativ hohe weibliche Scheidungsneigung und deren Realisierbarkeit (mit familienrechtlicher Flankierung), ohne an den Rand der Gesellschaft zu geraten. Das kulturelle Muster der Hausfrau und damit der Hausfrauenehe war historisch "ausgemustert" (vgl. ausführlicher dazu mit empirischen Belegen Schlegel 1997b und 1998).

² Wie etwa: Abstimmung der Arbeitszeit auf Öffnungszeit der Kindereinrichtungen und umgekehrt, alle Formen der Weiterbildung/Qualifizierung (neben/in Erwerbsarbeit und Alleinerziehung), gesellschaftliche Akzeptanz der Frau als Mutter, unabhängig von der Familienform (ledig, verheiratet, geschieden, Lebensgemeinschaft).

Allerdings basierte dieser "Gleichstellungsvorsprung" zum einen auf einem *patriarchalischen Gleichberechtigungsverständnis* in der DDR - weil reduziert auf das Muster der traditionellen männlichen Normalbiographie, was einschließt, daß die weibliche Zuständigkeit für den Familienbereich davon unberührt blieb und sogar (über familien- und andere sozialpolitische Regelungen) festgeschrieben wurde. Zum anderen wurde er *auf paternalistische Weise realisiert*, das meint, von oben nach unten: Frauen waren im Kern *Objekt* von Politik, als Subjekte/Akteurinnen bezüglich politischer Strategien, Maßnahmen und Entscheidungen im wesentlichen ausgeschlossen. Das stellt einerseits historisch bedeutsame Fortschritte (wie z. B. das Gesetz über den weiblich selbstbestimmten Schwangerschaftsabbruch) keineswegs in Frage, konnte andererseits aber - da sie nicht selbst erkämpft waren - nicht folgenlos bleiben für die Art ihrer Nutzung und später (nach der deutschen Vereinigung) für (weitgehend ausbleibende) effektive Aktionen zu deren Verteidigung.

Zudem: Die paternalistische Durchsetzung des Gleichstellungsvorsprungs generierte den *Mangel eines öffentlichen Diskurses zu den Geschlechterverhältnissen in der DDR* - bedingt nicht nur durch die totalitären DDR-Verhältnisse einschließlich einer fehlenden politischen Kultur, sondern auch getragen von einer verbreiteten Würdigung der Anstrengungen und Leistungen sowohl des Staates zur Förderung der weiblichen Erwerbsarbeit und zur strukturellen Entlastung der Familien (wie Kindereinrichtungen, Schulspeisung) als auch - staatlich verordnet - der Betriebe (wie Kinderferienlager). Insbesondere letzteres hat - im Kontext des weitgehenden Fehlens *evidenter* Frauendiskriminierung (wie Pornographie, Gewalt gegen Frauen, sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz) - dazu geführt, daß die DDR-Frauen selbst *subtile Diskriminierungsmechanismen qua Geschlecht nicht oder kaum wahrgenommen* und thematisiert haben, schlicht dafür nicht sensibilisiert waren. Nur auf diesem Hintergrund ist nachvollziehbar, wieso DDR-Frauen - nachdem die o.a. verkürzte Gleichstellungsstrategie des Staates erreicht und Mitte der 70er Jahre offiziell die Gleichberechtigung der Frau gesellschaftlich gelöst war³ - die von nun an deklaratorische Verweisung/Reduzierung (durchaus struktureller) weiblicher Konflikte in der Alltagsbewältigung auf die individuelle Ebene⁴ mehrheitlich internalisierten.

³ "Und wir können deshalb auch ohne Einschränkungen sagen, daß in der Deutschen Demokratischen Republik die Gleichberechtigung der Frau verwirklicht ist." (Lange 1974: 6) 1974 enthalten Ausführungen über soziale Unterschiede (DDR: Gesellschaft - Staat - Bürger 1974: 21f.) nicht die Kategorie Geschlecht, lediglich Arbeiterklasse/Genossenschaftsbauern/Intelligenz, Stadt/Land, Einkommen, körperliche/geistige Arbeit u.a. (Erst in den 80er Jahren werden - nicht zuletzt unter dem Druck empirischer Forschungsergebnisse - Geschlechtsunterschiede in den Lebenslagen auch als soziale Unterschiede benannt; vgl. Bedürfnisse 1981: 9, Schlegel 1982: 59f., Bertram 1987: 5.)

⁴ Verwiesen werden muß in diesem Zusammenhang auch darauf, daß die Defizite in Versorgungsfragen (Konsumgüter, Dienstleistungen usw.) von der DDR-Bevölkerung durchaus nicht geschlechtsneutral befriedigt wurden. Wenn auch die Männer selbst Hand anlegten an Autos, Datschenbau und Wohnungsrenovierung: Es waren die Frauen, die

sirt haben (vgl. Schlegel 1993: 14). Differenzierte Folgen sind bis heute empirisch nachweisbar und erweisen sich auf der Einstellungs- wie auch auf der Verhaltensebene teilweise als Ressourcen, teilweise als "Behinderungen" für Lebensbewältigung.

2. Zu den "neuen" strukturellen Bedingungen

Die neuen Chancen und Risiken im ostdeutschen Transformationsprozeß nach der deutsch-deutschen Vereinigung verteilten sich durchaus nicht geschlechtsneutral, insbesondere, was den - nach westdeutschem Modell veränderten - *Arbeitsmarkt* und die ordnungspolitischen Rahmenbedingungen betrifft.

Anfängliche Prognosen, daß ostdeutsche Frauen - insbesondere vor dem Hintergrund eines notwendigerweise expandierenden tertiären Wirtschaftssektors in Ostdeutschland, ihrer guten Qualifikationsvoraussetzungen in Allgemein-, Berufs- und Hochschulbildung sowie ihrer Routine in der Vereinbarung von Erwerbsarbeit und Familie - mit guten Chancen in das marktwirtschaftliche Beschäftigungssystem gehen würden, konnten keine Bestätigung finden; dies u. a. deshalb,

- weil angesichts des sich verengenden deutschen Arbeitsmarktes *Männer massiv in traditionell weibliche Domänen* drängten und drängen (beispielsweise Finanz-, Versicherungsbranchen)⁵ und sich insgesamt Prozesse einer geschlechtstypischen (vertikalen und horizontalen) Segmentation und Segregation vollziehen;

- weil die Berufsverläufe ostdeutscher Frauen (im Unterschied zu den westdeutschen) *weniger von ihren Bildungsvoraussetzungen beeinflusst sind als vielmehr von den wirtschaftlichen Umstrukturierungsprozessen in Ostdeutschland*;

- weil (wiewohl die anfänglichen Massenentlassungen eher geschlechtsneutral verliefen, nicht zuletzt auch infolge des Wechsels in staatlichen, politischen, wirtschaftlichen Spitzenpositionen) mittlerweile insbesondere die keineswegs geschlechtsneutralen *Personalrekrutierungsstrategien* der Unternehmen dazu führten und führen, daß ostdeutsche Frauen die Mehrheit der ostdeutschen Arbeitslosen und insbesondere Langzeitarbeitslosen ausmachen;

- weil sie damit insgesamt von der *Entwertung beruflicher Bildung* mehr betroffen sind als Männer.

sich täglich in die Warteschlangen einreihen, Reißverschlüsse einnähen, Konfitüre kochen oder Obst und Gemüse einmachen.

⁵ Damit gingen und gehen eindeutig einher ein Funktionswandel in diesen ostdeutschen Branchen (von staatlichen Einheitslöhnen und -versicherungen zu marktwirtschaftlicher Vielfalt) einschließlich entsprechend neuer Anforderungen an ihre Beschäftigten sowie ein Prestigeanstieg einschlägiger Berufe.

Sinngemäß gilt dies alles schon für den *Ausbildungsmarkt* und auch für zunehmend konservative geschlechtstypische Aktivitäten der *Arbeitsämter*.

Die neuen *ordnungspolitischen Rahmenbedingungen* trugen und tragen dazu bei, daß ostdeutsche Frauen die DDR-Verhältnisse gegenüber denen heute hinsichtlich der Geschlechterdifferenz als sozial gerechter wahrnehmen - weil für ihren nach wie vor intendierten Lebensentwurf adäquater. Dies mündet mehrheitlich leider nicht in politische Aktivität, sondern im Gegenteil in Entfernung vom Staat und von seinen Institutionen sowie in politischem Rückzug.⁶ Erwähnenswert in diesem Kontext scheint, daß die Einstellung zum Staat offensichtlich viel weniger bzw. nicht primär determiniert ist von politischer Indoktrination, sondern auch und insbesondere von sozialen Erfahrungen dessen, wie der Staat Rahmenbedingungen gewährleistet für die Verwirklichung eigener Lebensentwürfe.⁷

Verallgemeinernd möchte ich festhalten, daß ostdeutsche weibliche Jugendliche auf der individuellen Ebene - nach den Erfahrungen mit ihren Müttern - den Systemwechsel mehrheitlich nicht wahrnehmen (können) als einen von fremdbestimmter Uniformität ihres Lebenszusammenhangs zu einer selbstbestimmten Vielfalt - insbesondere deshalb, weil sie in *einigen für sie ganz zentralen Lebensbereichen eher subjektive Freiheit im Sinne von Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten* leben konnten - mit z.B. deutlich mehr selbstbestimmten und realisierbaren Entscheidungen für oder gegen Kinder (selbst während Ausbildung/Studium oder als Alleinstehende), für Weiterbildung (neben/in Erwerbstätigkeit, mit Kindern) oder für Scheidung (mit Kindern), ohne an den Rand der Gesellschaft zu geraten.

3. Zu spezifischen Bedingungen und Wirkungen im ostdeutschen Transformationsprozeß

Schwierigkeiten, Ungleichzeitigkeiten, personelle Besonderheiten und für verschiedene soziale Gruppen sich differenzierende Lebenslagen generierten und generieren offenbar spezifische Bewältigungsmuster und neuartige Problemlagen, wie sie - bezogen auf ostdeutsche junge Frauen - empirisch u. a. folgendermaßen auftraten und -treten:

- teilweise spezifische Attributierung und Verarbeitung von Arbeitslosigkeit angesichts evident struktureller Bedingtheit (vgl. insbesondere T. Hahn 1995);

⁶ Den m.E. interessanten umgekehrten Zusammenhang fanden wir über eine längsschnittliche Sekundäranalyse: daß nämlich in der DDR um 1973 - nach Inkrafttreten eines Booms gravierender sozial- (insbesondere frauen- und familien-) politischer Maßnahmen im Juli 1972 - die Identifikation Jugendlicher beider Geschlechtergruppen mit ihrem Staat sprunghaft anstieg (vgl. Schlegel 1993: 26).

⁷ Für die BRD bestätigt dies Kaase hinsichtlich der aktuellen Schwierigkeiten mit der inneren Einheit: "Nun gehört es aber inzwischen zu den Selbstverständlichkeiten der empirischen Demokratieforschung, daß die Akzeptanz der Demokratie nicht zuletzt von deren Fähigkeit abhängt, den Bürgern ein angemessenes wirtschaftliches Auskommen zu sichern" (Kaase/Bauer-Kaase 1998).

- Wandel der geschlechtstypischen Dominanz (einschließlich Prestigewandel) von Berufsfeldern (vgl. Schlegel 1997a);
- zunehmende Schuldzuschreibung für die hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland an ostdeutsche Frauen (vgl. Pohl 1995, Schneider 1994);
- teilweise spezifischer Umgang mit "importierten" Institutionen, Gesetzen und Sozialpolitik (z.B. Distanzen zu Jugendhilfe-Einrichtungen, Bewertung des Erziehungsurlaubs, Heirats- und Scheidungsverhalten);
- regional massive Problemlagen für Statuspassagen (z.B. für Landjugendliche bezüglich Ausbildung und Beruf);
- Probleme für die Eltern - insbesondere die Mütter - die aus der Sicht der Jugendlichen eine hohe Beratungskompetenz haben, aber die Verantwortung für einen Sozialisationsprozeß tragen, den sie selbst so nie durchlaufen haben (z.B. Fehlentscheidungen bei der Schulwahl⁸);
- neue gesundheitliche und intellektuelle Problemlagen für Kinder (z.B. mehr als Verdopplung der Allergien 9- bis 11jähriger Schulkinder⁹, explosionsartige Zunahme von Sprachstörungen zum Zeitpunkt der Einschulung¹⁰);
- partielles "roll back" zu traditionellen Geschlechterrollenzuschreibungen und zunehmende Geschlechterdifferenzen in verschiedenen Bereichen - mit der Folge der Zunahme weiblicher struktureller Problem- und individueller Konfliktlagen, z. B. hinsichtlich der Berufsausbildung (quantitativ und nach Berufsfeldern), bezüglich der Realisierbarkeit von Lebensentwürfen (vgl. die größere "Schere" zwischen Wunsch- und Realkonzepten bei weiblichen Jugendlichen; vgl. Fobe u.a. 1995, Fobe 1997), insbesondere auch die biographisch aufgeschobene Realisierung des Kinderwunsches), punktuell bei der Hausarbeitsteilung (vgl. z.B. Wünsch 1997);
- beginnende Sensibilisierung für Benachteiligung qua Geschlecht (auch kritisch retrospektiv für die DDR)¹¹, Anfänge spezifischer Mädchen- und Jungenarbeit;

⁸ Nach Untersuchungen von Golz u.a. 1992 und 1995 wurde - aus der Sicht der LehrerInnen aller Schularten - fast jede 3. getroffene Schulwahl als Fehlentscheidung eingeschätzt.

⁹ Vgl. Leipziger Volkszeitung (LVZ) v. 31.3.98; Gründe: "westlicher Lebensstil" und stärkeres Immunsystem zu DDR-Zeiten angesichts Krippe/Kindergarten und Mehrkindfamilie).

¹⁰ Vgl. LVZ v. 13.2.98; in Leipzig von einem Prozent (1988) auf 20 Prozent (1998); Gründe: veränderte Familienstrukturen, wachsende Arbeitslosigkeit, elektronische Medien.

¹¹ Hier bestand und besteht m.E. ein deutlicher kultureller Unterschied zwischen Ost- und Westfrauen: Mehr westdeutsche Frauen verfügten und verfügen - in der Folge eines gesellschaftlichen Diskurses und feministischer Bewegungen - über eine mentale Sensibilisierung und Wahrnehmung der Geschlechterverhältnisse und eigener struktureller Benachteiligung, über ein ausgeprägtes emanzipatorisches Bewußtsein (einschließlich einer bewußten Verwendung weiblicher Sprachformen); die DDR-Frauen hielten sich für gleichberechtigt, waren mehrheitlich sehr lange blind und stumm gegenüber struktureller Benachteiligung.

- andererseits bzw. darin eingeschlossen: bewußte Reflexion und retrospektive Wertschätzung der DDR-Bedingungen für die Lebenszusammenhänge der Frauen (Mütter) bei ostdeutschen weiblichen Jugendlichen - diese als "Generation der Nicht-mehr-Eingestiegenen" mit der damaligen Grundhaltung "Protest durch Verweigerung" (Lindner 1997).

Einige Schlußfolgerungen

1. Es ist offensichtlich, daß die Lebensentwürfe weiblicher Jugendlicher in Ostdeutschland noch in hohem Maße an die in der DDR (an die ihrer Mütter) anknüpfen. Die gegenwärtigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (insbesondere arbeitsmarkt- und ordnungspolitische) für Geschlechterverhältnisse stehen dem teilweise eklatant entgegen. Dies führt zum einen zu massiven und neuen strukturellen Benachteiligungen und zum anderen zu pragmatischen *Verhaltens-Reaktionen* weiblicher Jugendlicher auf die Verhältnisse. Letztere werden häufig kurzschlüssig als Wertewandel oder als rasche Anpassung an die weibliche Normalbiographie in Westdeutschland interpretiert. M.E. ist es zum jetzigen Zeitpunkt eine absolut falsche Annahme, veränderte Rahmenbedingungen würden sofort massenhaft zur Realisierung des sogenannten "doppelten Lebensentwurfs" bei weiblichen Jugendlichen - übrigens in ganz Deutschland - und zur allmählichen bei jungen Männern führen.

2. Vonnöten (und möglich) ist - in Abkehr von einer Frauen- als Sonder- und Anpassungspolitik - ein *politischer Paradigmenwechsel im Sinne eines/er geschlechtssymmetrischen Gesellschaftsvertrags/Demokratisierung*¹², der insbesondere einschließt:

- eine Neudefinition von "Arbeit" (insbesondere eine Aufhebung der strukturellen Entgegensetzung von öffentlicher und privater) einschließlich entsprechender Strategien eigenständiger Existenzsicherung, so daß nicht nur Frauen ihren doppelten Lebensentwurf besser realisieren, sondern auch Männer ihre Lebensentwürfe multipler gestalten können (und nicht an die Berufs- und Ernährerrolle gefesselt bleiben) - z. B. über eine für die Alterssicherung zeitlich definierte maximale Erwerbsbiographie, die dann für familiäre Leistungen von beiden Geschlechtern variabel strukturiert werden könnte;

- die Neubestimmung von Normalitätsannahmen in unserer Gesellschaft, z.B. reale Zeitstrukturen (einschließlich Abwesenheit der Vollerwerbstätigen von zu Hause), reale Lebens- und Familienformen, weibliche - (nicht) von der Institution Ehe - abgeleitete sozialversicherungsrechtliche Ansprüche/Sicherung; der Wandel von ehe- hin zu kindbezogenen Sozialleistungen und Steuerregelungen, das Recht auf Teilzeitarbeit mit flankierender

¹² Ein Paradigmenwechsel, der insofern weder an die Frauen-/Familien-/Sozialpolitik der DDR noch der BRD direkt anknüpfen kann.

sozialer Absicherung, ein Bekenntnis zum Stellenwert von Kindern in unserer Gesellschaft.

3. Solcher Paradigmenwechsel ist direkt verbunden mit der Beantwortung existentieller Fragen gesellschaftlicher Entwicklung wie insbesondere: *Handlungskompetenz vs. -verlust von Politik*; Beeinflussbarkeit gegenwärtiger Prozesse in der Gesellschaft und deren Tempo (was kann/darf/muß der Staat dazu tun?). Was den Reformstau hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse betrifft, so ist evident, daß die staatliche Politik angesichts des einschlägigen "vorausseilenden" und demokratischeren öffentlichen Bewußtseins in den alten und mittlerweile auch in den neuen Bundesländern in der Pflicht ist, diesen Demokratisierungsbestrebungen Rechnung zu tragen.

4. Last but not least wäre ein politischer Paradigmenwechsel in Richtung Geschlechterdemokratie ein wichtiger Beitrag auf dem Weg zur "inneren Einheit".

Literatur

DDR: Gesellschaft - Staat - Bürger, Autorenkollektiv unter Leitung v. G. Schulze, Berlin 1974

Domke, Monika (1997): Gedanken zur Marsismus-Diskussion an der Schwelle zum 21. Jahrhundert: Klassenverhältnis ohne Geschlechterverhältnis - Ein alter Hut (nicht nur) des 20. Jahrhunderts, in: Z 32 (Dezember 1997), S. 162-174

Domke, Monika (1998): Klassentheorie ohne Geschlechterverhältnis - Ein alter Hut (nicht nur) des 20. Jahrhunderts (II), in: Z 33 (März 1998), S. 159-170

Fobe, Karin/Hartung, Uwe/Hennig, Anita/ Irmert, Bert/ Schmidt, Catherina/ Siegel, Ingrid (1995): Der Wandel der Lebensentwürfe ostdeutscher Jugendlicher vor, während und nach der "Wende", in: Sydow, H./Schlegel, U./Helmke, A. (Hrsg.), Chancen und Risiken im Lebenslauf - Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland, Opladen, S. 5-22

Fobe, Karin (1997): Lebensentwürfe Jugendlicher an der Schwelle zum Beruf, in: Schlegel, U./Förster, P. (Hrsg.), Ostdeutsche Jugendliche: Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger, Opladen, S. 243-262

Geißler, Rainer (1993): Sozialer Umbruch als Modernisierung, in: Geißler, R. (Hrsg.), Sozialer Umbruch in Ostdeutschland, Opladen, S. 63-91

Golz, Lutz u.a. (1992): Verhaltensdispositionen Jugendlicher in Neubrandenburg (Greifswald), Halle (Graue Reihe Nr. 502)

Golz, Lutz (1995): Zur Befindlichkeit Jugendlicher in den Städten Neubrandenburg, Greifswald und Schwerin (Mecklenburg-Vorpommern), in: Sydow, H./Schlegel, U./Helmke, A. (Hrsg.), Chancen und Risiken im Lebenslauf - Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland, Opladen, S. 45-72

Hahn, Toni (1995): Frauen und Arbeitslosigkeit, in: Sydow, H./Schlegel, U./Helmke, A. (Hrsg.), Chancen und Risiken im Lebenslauf - Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland, Opladen, S. 171-186

Kaase, Max/Bauer-Kaase, Petra (1998): Deutsche Vereinigung und innere Einheit 1990-1997, in: Meulemann, Heiner (Hrsg.), Werte und nationale Identität im vereinigten Deutschland, Erklärungsansätze der Umfrageforschung, Opladen

Lange, Inge (1974): Aktuelle Probleme der Arbeit mit den Frauen bei der weiteren Verwirklichung des VIII. Parteitagess der SED, Berlin

Lindner, Bernd (1997): Sozialisierung und politische Kultur junger Ostdeutscher vor und nach der Wende - ein generationsspezifisches Analysemodell, in: Schlegel, U./Förster, P.

(Hrsg.), Ostdeutsche Jugendliche: Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger, Opladen, S. 23-37

Pohl, R. (1995): Antrittsvorlesung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 10.1.1995

Schlegel, Uta (1993): Politische Einstellungen ostdeutscher Frauen im Wandel, Leipzig, hrsg. v. L. Höll und Manfred Neuhaus im Auftrag des Rosa-Luxemburg-Vereins (Texte zur politischen Bildung 5)

Schlegel, Uta (1995): Ostdeutsche Frauen in neuen gesellschaftlichen Strukturen, in: Sydow, H./Schlegel, U./Helmke, A. (Hrsg.), Chancen und Risiken im Lebenslauf - Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland, Opladen, S. 111-128

Schlegel, Uta (1997a): Weibliche Jugendliche in Ostdeutschland - makrosoziologische Perspektiven, in: Schlegel, U./Förster, P. (Hrsg.), Ostdeutsche Jugendliche: Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger, Opladen, S. 169-191

Schlegel, Uta (1997b): Gleichberechtigung der Geschlechter in der DDR - Mythos und Realität, in: Keller, Dietmar/Mocek, Reinhard, Alltag in der DDR, Eggersdorf, S. 201-236 (Ansichten zur Geschichte der DDR Bd. 8)

Schlegel, Uta (1998): Geschlechter- und Frauenforschung, in: Friedrich, W./Förster, P./Starke, K. (Hrsg.), Jugendforschung in der DDR 1966-1990, Berlin

Schneider, H. (1994): Arbeitsmarktperspektiven Ostdeutschlands bis zum Jahr 2010, Gutachten im Auftrag der Körber-Stiftung, Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH), Forschungsreihe 5/1994

Wünsch, Irene (1988): Spielinteressen, Spielzeugbesitz und Berufswünsche bei Jungen und Mädchen im Vorschulalter, Zentralinstitut für Jugendforschung, Leipzig (unveröffentlichter Forschungsbericht)

ak analyse & kritik

Zeitung für linke Debatte und Praxis

Alle vier Wochen auf 36 Seiten Analysen,
Hintergrundinformationen und Diskussionen

Kostenloses Probeexemplar bestellen bei:
analyse & kritik, Rombergstr. 10, 20255 Hamburg,
Tel.: 040/40170174 oder Fax 040/40170175
e-mail: ak-redaktion@cl-hh.comlink.de

ak erscheint vierwöchentlich und ist in allen linken Buchläden und Zeitungskiosken
erhältlich. Jahresabo DM 90,-; Einzelpreis DM 7,50. 36 Seiten.

Torsten Bultmann/Sabine Kiel

Bedingungen politischer Sozialisation von Studierenden als Anforderung an linke Hochschulpolitik*

Kohls Kinder schlagen zurück

Nach scheinbar zyklisch verlaufenden Regelmäßigkeiten, die noch kein(e) Gesellschaftswissenschaftler(in) ergründet hat, wird die standardisierte Interessenvertretungs- und Sozialkampfroutine an bundesdeutschen Hochschulen etwa alle zehn Jahre durch eine mehrere Wochen anhaltende politische Massenbewegung unterbrochen. So auch im Winter 1997. Für die einen war diese letztjährige Bewegung der Beweis dafür, daß die seit mehreren Jahren zirkulierende These von der "Entpolitisierung der Hochschulen" nicht stimmt. Für die anderen belegte der Streik das genaue Gegenteil: daß diese These richtig ist. Wer von Politikern jedweder Couleur, an vorderster Stelle vom Bundeswissenschaftsminister höchstselbst, gelobt wird, kann schließlich politisch nur falsch liegen.

In der Realität gab es aber dieses "Entweder-Oder" gar nicht. Der 97er-Streik hat viele Widersprüche sichtbar gemacht, er hat zugleich den Raum für kontroverse Diskussionen, politische Polarisierungen und Lernprozesse geschaffen, kurz: für *offene* Entwicklungsmöglichkeiten, die genauer zu analysieren sich lohnen könnte. Aber so genau wollte es die Mehrheit der Kommentatoren (deren selektive Wahrnehmung des Streiks mehr über sie selbst als über diesen verrät) gar nicht wissen. Wenn Studierende sich in der Öffentlichkeit politisch zu Wort melden, sind sie automatisch einem Erwartungsdruck ausgesetzt, den sie objektiv gar nicht befriedigen können. Schließlich war vor 30 Jahren schon einmal eine Studentenbewegung Indikator für die demokratische und soziale Modernisierung der westdeutschen kapitalistischen Gesellschaft. Dabei wird schnell übersehen, daß diese historische Konstellation erstens nicht einfach wiederholbar ist und daß zweitens die damalige Modernisierungsdynamik ihren Ursprung keineswegs an den Hochschulen hatte. Geblieben ist dennoch, daß Studierende auch heute, eher noch als andere soziale Gruppen, Projektionsfläche für allgemeinere politische Aufbruchwünsche ebenso wie für resignative bis zynische Geschichtsbetrachtungen sind. Was sie jedoch selber *sind*, wovon ihre soziale Lage, ihre Situation an der Hochschule bestimmt ist, in welchen Widersprüchen sich politische Bewußtseinsbildung innerhalb die-

ser Gruppe vollzieht, wird dabei im Regelfall nicht analysiert; eher werden standardisierte Klischeevorstellungen über das "Studentenleben" oder den Hochschulalltag mitgeschleppt, die längst keine Grundlage mehr haben.

Im Alltagsbewußtsein der letzten 20-30 Jahre etwa galten Studierende der alten Bundesländer in Relation zum Bevölkerungsquerschnitt als "überdurchschnittlich" links. Dies war nicht allein belegbar durch wahlpolitischen Präferenzen, bei denen seit Anfang der 80er Jahre "rot-grüne" Konstellationen immer auf 60-80%ige Zustimmung rechnen konnten; linke Meinungsführerschaft kam - weit wichtiger als bloßes Wahlverhalten - gerade in den Kriterien permanenter unmittelbarer Handlungsbereitschaft und direkt-demokratischer Selbstorganisation zum Ausdruck. Als kennzeichnend für diese spezifische soziale Gruppe attestierten SozialwissenschaftlerInnen "die Verknüpfung ... ausgeprägt demokratischen Verantwortungsgefühls mit einer prinzipiellen Protestbereitschaft". (Kiel 1996, 14) In den sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen (insbesondere Frauen-, Ökologie- und Friedensbewegung) der 70er und 80er Jahre bildeten Studierende oder durch die Studentenbewegung geprägte Menschen ein wichtiges politisch-organisatorisches Ferment.¹

Seit längerem deutet nun in der Tat einiges darauf hin, daß sich die Nachhaltigkeit des mit der 68er-Revolution beginnenden linken Politisierungsschubes erschöpft hat (Kraushaar 1989, 338), allerdings ohne bereits von einer eindeutigen politischen Richtungsänderung sprechen zu können. Es handelt sich vielmehr um eine komplexe *Übergangssituation*. Deren Spezifik wird durch moralisierende Verdikte gegen die "Entpolitisierung" ebenso verfehlt wie durch einen bloß beobachtenden Fatalismus. Erstens ist politische Bewußtseinsentwicklung, zumal an den Hochschulen, niemals nur ein nachgeordneter Reflex gesellschaftlicher Trends bzw. des allgemeinen politischen Mainstreams, ist eben heute "konservativ-technokratisch". Sie vollzog und vollzieht sich in aktiver Auseinandersetzung mit vorgefundenen politischen Erklärungs- und Handlungsangeboten sowie wissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten. Zweitens wäre es irreführend, von der Annahme einer widerspruchsfreien Homogenität politischer Weltbilder auszugehen, derzufolge mensch eben entweder "links" oder "rechts" ist. Ein spezifisches politisches Bewußtsein ist von einer Konfiguration

¹ In dem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß diese (relative) linke Meinungsführerschaft unter Studierenden in der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland eher eine Ausnahmerecheinung und - vor allem - erst jüngeren Datums ist. Sieht man von einer widersprüchlich zu bewertenden "national-freiheitlichen" Phase während des deutschen Vormärz ab, waren spätestens ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Studierenden in ihrer überwältigenden Mehrheit ein zuverlässiges, (partiell sogar reaktionär-aktivistisches) Rekrutierungspotential der konservativen Eliten in Staat und Gesellschaft (vgl. dazu: Elm/Heither/Schäfer 1992). Noch bis in die frühen 60er Jahre stellten Korporationen den größeren Teil der Allgemeinen StudentInnenausschüsse. Die Entwicklung einer linken Hegemonie steht in einem eindeutigen Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen und politischen Aufbruch ab Mitte der 60er Jahre. Die 68er-Studentenbewegung war Ausdruck und zugleich (mit) treibende Kraft dieses Aufbruchs.

* Der Aufsatz ist die stark gekürzte, überarbeitete und aktualisierte Fassung eines ursprünglichen Werkauftrages der PDS-Bundestagsgruppe 1996 an den BdWi Bonn e.V.

verschiedener ideeller Momente, die z.T. sogar im Gegensatz zueinander stehen (oder geraten) können, bestimmt. Es gibt genügend zeitgeschichtliche Beispiele, auch aus der historischen Studentenbewegung (1968ff.), wie sich emanzipatorische politische Leitbilder sozialistischer Herkunft mit autoritär-technokratischen und/oder sexistischen Verhaltensweisen bzw. politischen Handlungskonzepten verbinden können.

Unter diesen Aspekten erscheint es uns sinnvoll, die gegenwärtige Situation an den Hochschulen als einen *in seiner endgültigen Entwicklungsrichtung offenen* "Prozeß der Desartikulation und ... neuartigen Verknüpfung von ideologischen Elementen" (Demirovic/Paul 1994, 82) zu begreifen. Die Dynamik dieser "Desartikulation" traditioneller politischer Verhaltensweisen und Anschauungen ist dabei offenkundig in spezifischer Form von den aktuellen gesellschaftlichen und ökonomisch-technischen Umbrüchen bestimmt. Gerade angesichts der Offenheit des Ausgangs dieser Prozesse und der Labilität ihrer vorläufigen Resultate wächst für die (in welcher Form auch immer) organisierte Linke an den Hochschulen die Bedeutung einer *aktiven politischen Intervention* in die damit verbundenen Auseinandersetzungen.

Inwieweit sich über Anlage und Richtung eines neu verstandenen linken politischen Engagements an Hochschulen aus den vorhandenen Trendbestimmungen der empirischen Sozial- bzw. politischen Sozialisationsforschung Schlußfolgerungen ziehen lassen, ist Gegenstand dieses Aufsatzes. Zur Bestimmung des Spannungsfeldes, in dem sich an der Hochschule die politische Interpretation der jeweils eigenen Interessen vollzieht, erscheint uns als Ausgangspunkt eine präzisere Beschreibung konservativliberaler Integrationspolitik gegenüber der wissenschaftlich-technischen Intelligenz methodisch sinnvoll zu sein.

I. Konservativliberale Intelligenzpolitik im Übergang zum "nationalen Wettbewerbsstaat"

Unsere These, daß es eine professionell entwickelte konzeptionelle Intelligenzpolitik des regierenden konservativliberalen Blocks gibt, muß natürlich begründet werden. Im Widerspruch dazu erscheint etwa die offizielle Wissenschafts- und Hochschulpolitik von Staat, etablierten Verbänden und Parteien beim ersten Hinsehen als relativ konzeptionslos und situativ, einzig dem Leitbild des "Sparens" und der "Effizienzsteigerung" verpflichtet. Dieser Schein trägt allerdings insofern, als es in den diversen politischen Ansätzen (Studienstrukturreform, Änderung der Hochschulleitungs- und Personalstrukturen, Reform der Studienfinanzierung oder des Hochschulzugangs, Privatisierung von Bildungskosten etc.) immer wiederkehrende Begründungs- und Argumentationsmuster gibt, die sich durchaus als konzeptionelle Angebote politisch-ideologischer Integration gegenüber Studierenden und wissenschaftlich-technischer Intelligenz insgesamt entziffern lassen.

Im Kern geht es dabei um die soziale und ideologische Absicherung einer ökonomisch-technischen Reorganisation des Kapitalismus ("Informationsgesellschaft") unter Bedingungen geringeren Wachstums, verschärften internationalen Wettbewerbs und einer immer schmäler werdenden ökonomisch-sozialen Integrationsbasis, d.h. bei anhaltender sozialer Spaltung und Ausgrenzung. Damit verändert sich unter neoliberaler Hegemonie auch der Stellenwert von Bildung und Wissenschaft nachhaltig. Die entsprechenden gesellschaftlichen Bereiche werden tendenziell als unternehmensstrategisches Vorfeld der Erzeugung und des Transfers ökonomisch relevanter und kurzfristig verwertbarer Kenntnisse (Forschungsergebnisse, Qualifikationen) umdefiniert. In dem Maße, wie im offiziellen politischen Handeln die Impulse gesamtgesellschaftlicher bzw. sozialstaatlicher Integration zugunsten der Herstellung optimaler Kapitalverwertungsbedingungen abnehmen, schwinden folglich auch soziale, auf Chancenausgleich bedachte, bürgerrechtliche und kulturelle Erfolgsindikatoren in der öffentlichen Legitimation von Bildungs- und Wissenschaftspolitik.

Das Kunststück besteht folglich darin, eine derartige Wettbewerbspolitik, die auf einer Individualisierung und Privatisierung gesellschaftlicher Risiken ebenso beruht wie auf einer Verringerung gesellschaftlicher Entwicklungs- und Aufstiegschancen in der sozialen Breite, als positive Zukunftsvision zu verkaufen. Wir sehen dementsprechend in der konzeptionellen Anlage der herrschenden Bildungs- und Wissenschaftspolitik - ohne Anspruch auf eine vollständige Systematik - im wesentlichen zwei ineinandergreifende Mechanismen.

1.) *Persönliche Beteiligung am Wettbewerb muß mit einer individuell nachvollziehbaren Erfolgs- und Belohnungschance verbunden werden können:* Die Standortpolitik produziert, vereinfacht gesprochen, ModernisierungsgewinnerInnen und -verliererInnen. Dabei gehört es zur Alltagserfahrungen, daß der Kreis der Erfolglosen, der VerliererInnen und sozial Ausgegrenzten größer wird. Auch ein erfolgreiches Hochschulstudium ist nicht mehr - wie noch bis Mitte der 70er Jahre - eine Garantie für sozialen Aufstieg und hohes Einkommen (vgl. Bultmann/Weitkamp 1996). Allerdings wird mit der Höhe des Bildungsgrades wahrscheinlichkeits-theoretisch die Chance verbessert, zu den ModernisierungsgewinnerInnen zu gehören, d.h. sich überhaupt mit realistischer Erfolgsaussicht am Wettlauf um die "besten Plätze" beteiligen zu können. Die Individualisierung gesellschaftlicher Risiken wird so bekräftigt, da allein dieser Sachverhalt entsolidarisierend und zugleich entpolitisierend wirkt, indem er ein individualisiertes Konkurrenz- und Ellbogenverhalten fördert.

2.) *Bildungspolitik kann, wenn sie in einem relevanten sozialen Umfang integrativ wirken soll, nicht nur wirtschaftspolitisch bzw. als Ermöglichung individueller Erfolge begründet werden. Sie muß auch "kollektive" Lösungen gesellschaftlicher Schlüsselprobleme versprechen. In dieser Richtung entwickelt sich derzeit eine spezifische Synthese aus nationalistischer Integration*

("Standort Deutschland") und *Techno-Optimismus*. Damit würde das aus der Zeit der Bildungsreformen überlieferte (typisch "fordistische") Fortschrittsparadigma aus "Chancengleichheit", "Demokratie" und "Wirtschaftswachstum" (Daxner 1991, 32f.) endgültig abgelöst werden.

Erfolg und Durchsetzungsfähigkeit der skizzierten Politikvariante hängen u. E. davon ab, daß es gelingt, innerhalb eines größeren Teils (mindestens einer starken Minderheit) der Studierenden eine handlungsrelevante positive Identifikation mit derartigen Zielsetzungen herzustellen und den (wahrscheinlich größeren) Rest politisch zu neutralisieren.

II. Veränderungen in der sozio-demographischen Zusammensetzung der Studierenden

Von der Jahrhundertwende bis weit in die 60er Jahre war der studentische Habitus angesichts der sozialgruppentypischen Herkunft aus dem gehobenen Bildungsbürgertum von einem hohen Maß an Homogenität und "prästabiler Integration" (Schüle 1989, 145) bestimmt. Dafür standen etwa die "kleinen (und elitären), sozial durch die Gemeinschaft der Klassenzugehörigkeit und die hohe Integrationskraft der klassenspezifischen Insignien und Rituale geprägten Korporationen..." (ebd.). Die Bildungsexpansion ab Ende der 60er Jahre führte zu einer Verdreifachung der Studierendenzahl (1970: 510 Tsd.; 1997: 1,79 Mio.) und bewirkte die Auflösung des früheren relativ homogenen soziokulturellen Gefüges. In den letzten 10-20 Jahren ist darüber hinaus zu beobachten, daß sich lange Zeit für typisch gehaltene studentische Rollenmerkmale und bildungsbiographische Muster auflösen. Anders gesagt: *Den/die "NormalstudentIn" als AdressatIn und Subjekt von Politik gibt es nicht mehr.*

Um diese nachhaltigen Veränderungen zu verdeutlichen, wird die sozio-demographische Entwicklung, wie sie im wesentlichen auf Daten aus den Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerkes (DSW) beruht, im folgenden kurz umrissen.² Gängige Interpretationsraster zur Erfassung sozio-demographischer Trends lassen sich entlang der Kategorien 1. "soziale Herkunft" ("sozialgruppenspezifische Bildungsbeteiligung"), 2. "soziale Lage" (Finanzierungsquellen des Studiums), 3. "biographische Muster" (Durchschnittsalter, Verhältnis Studium-Beruf, Zeitbudget etc.) bestimmen.

Zusammengefaßt ergibt sich folgendes Bild: Der (relative!) Grad an sozialer Öffnung der Hochschule, der bis Anfang der 80er Jahre verwirklicht wurde, ist seitdem in den alten Ländern kontinuierlich rückläufig. Ungeachtet absolut wachsender Studierendenzahlen entwickelt sich ein Hoch-

² Aufgrund der bestehenden Zeitreihen aus früheren Sozialerhebungen können für die westdeutsche Studierendenschaft im höheren Umfang vergleichende Analysen und Interpretationen vorgenommen werden, welche für Ostdeutschland in dieser Form noch nicht möglich sind, da erst zwei gesamtdeutsche Erhebungen (1991, 1994) vorliegen. Zahlen, die die hier formulierten Ergebnisse belegen, sind dem eingangs genannten Papier zu entnehmen.

schulstudium tendenziell wieder zum Privileg, welches in direkter Relation zur Höhe des sozialen Status und des formalen Bildungsniveaus der jeweiligen Elternhäuser steht. In Ostdeutschland entwickeln sich diese Trends in der kurzen Zeitspanne nach der "Wende" nicht nur deckungsgleich, vielmehr scheinen die ihnen zugrundeliegenden impliziten sozialen Selektionsmechanismen hier sogar verschärft zu wirken.

Diese Veränderung der sozialen Zusammensetzung der Studierendenschaft widerspiegelt sich im Wandel der Finanzierungsquellen für die Bestreitung des studentischen Lebensunterhaltes. Bestimmend dafür ist das Verhältnis im wesentlichen dreier Größen: von direkten staatlichen Transfers (BAföG), Zuwendungen durch die Eltern und eigener Erwerbstätigkeit. In den alten Ländern verfügen Studierende 1997 durchschnittlich über 1392 DM monatliche Einnahmen, in den neuen Ländern beträgt diese Größe 1115 DM. (15. DSW-Vorbericht, 12) Dabei haben sich die Proportionen der zentralen drei Finanzierungsquellen zugunsten der Elternfinanzierung und eigener Erwerbstätigkeit verschoben.

Zusammengefaßt bedeutet dieser deutlich sichtbare *Trend einer "Privatisierung" des Hochschulstudiums* zweierlei: Studierende sind in dem Maße auf private Einkommensquellen zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes angewiesen, wie die Bedeutung sozialstaatlicher Transferleistungen wie BAföG - und damit einer sozialintegrativen gesamtpolitischen Bildungssteuerung - zurückgeht. Dies bedeutet eine wieder (relativ) steigende materielle Abhängigkeit von den Eltern ebenso wie von eigener Erwerbstätigkeit auf dem "studentischen" Arbeitsmarkt.

In Umfang und Bedeutung der zunehmenden *Erwerbstätigkeit* widerspiegelt sich die Auflösung der ursprünglichen "Normalbiographie" eines/einer Vollzeitstudierenden, an der sich die offiziellen BildungsplanerInnen nach wie vor orientieren, am signifikantesten wider: 1997 sind in den alten Bundesländern 66% aller Studierenden während des Semesters erwerbstätig (1994: 60%); davon 24% ohne Unterbrechung während des ganzen Jahres (Ostdeutschland: 55% während des Semesters; vgl. 15.DSW-Vorbericht, 19). Zum Vergleich: 1967 betrug das Niveau laufender Erwerbstätigkeit erst 5% der westdeutschen Studierenden (1982: 13%; vgl. 14. DSW, 290).

Für die Veränderung des biographischen Stellenwertes eines Studiums, die auch in der wachsenden Erwerbstätigkeit zum Ausdruck kommt, müssen darüberhinaus weitere Merkmale genannt werden. So verfügen etwa immer mehr StudienanfängerInnen über eine *abgeschlossene Berufsausbildung*. Das *Durchschnittsalter* insbesondere der westdeutschen Studierenden steigt: seit 1980 hat sich etwa der Anteil der über 26jährigen verdoppelt. Entsprechend verringerten sich die unter 24jährigen von 40% im Jahre 1980 auf 28% im Jahre 1990. (14. DSW, 62 f) Diese "Überalterung", die sich auch in einer Verlängerung der Durchschnittsstudiendauer ausdrückt, hat nicht das geringste mit abnehmenden "Begabungen" in Relation zur "sozialen Öffnung" der Hochschulen zu tun, wie uns konservative Politiker

weismachen wollen. Sie hat nicht einmal unbedingt etwas mit einer Verlängerung der realen Studienzeiten zu tun. In ihr wirken sich vor allem erwerbsbedingte Unterbrechungen ebenso aus wie eine verspätete Studienaufnahme infolge vorgezogener Berufsausbildung oder Erwerbstätigkeit.

Welche *Schlussfolgerungen* lassen sich nun aus der skizzierten Veränderung der sozio-demographischen Zusammensetzung der Studierenden im Hinblick auf unser Thema der politischen Sozialisation ziehen? Politisches Verhalten ist natürlich kein Reflex von sozialer Herkunft und Lebensweise. Allerdings lassen sich Rahmenbedingungen benennen, welche die Wahrnehmungen gesellschaftlicher Konflikte und damit die politische Urteilsbildung sowie die Art und Weise des politischen Engagements beeinflussen können. Wir möchten hinsichtlich dieser Problematik die folgenden Hypothesen formulieren:

- Immer mehr Studierende verfügen über soziale Erfahrungen außerhalb von Schule und Elternhaus. Dies drückt sich im wachsenden Trend zu einer Berufsausbildung vor dem Studium ebenso aus wie in der zunehmenden Erwerbstätigkeit während des Studiums (bzw. im steigenden Durchschnittsalter). Insgesamt bewirkt dies eine stärkere Orientierung der eigenen Lebensansprüche an der erwerbstätigen Erwachsenenwelt; die Identifikation mit gleichaltrigen KommilitonInnen dürfte demgegenüber ebenso rückläufig sein wie der "sozialisationsprägende" Charakter des Hochschulmilieus.

- Der - teils erzwungene, teils freiwillige - subjektive Aufwand an bewußter Planung der eigenen Bildungs- und Berufsbiographie steigt. Dies kommt insbesondere im intensiven Zeitmanagement des Verhältnisses von paralleler Erwerbstätigkeit, Studium und Partnerschaft (ca. 50% aller Studierenden, vgl. 14. DSW, 64f.) unter - überwiegend - relativ prekären materiellen Verhältnissen zum Ausdruck. Damit sinkt nicht nur das (absolute und relative) Zeitbudget für politisches, soziales oder kulturelles Engagement, ein solches "kollektives" Engagement steht auch (auf der Erscheinungsebene) in keinerlei Verhältnis mehr zur erfolgreichen individuellen Lebensbewältigung. Der Druck in Richtung einer konkurrenzförmigen und meritokratischen Wahrnehmung gesellschaftlicher Chancen könnte auf diese Weise gestärkt werden. Diese individualisierende Konkurrenzperspektive wird wahrscheinlich auch dadurch gefördert, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen sozialer Deregulierung der Aufwand, den sozialen Status und das Einkommen der Eltern mindestens zu erhalten - eine nach wie vor wichtige Triebkraft für Bildungsbiographien - immer größer wird.

- In dem Maße wie das Studium den Charakter einer Zweit- bzw. Zusatzausbildung erhält oder Teilzeitcharakter annimmt, tritt seine - zunehmend instrumentell wahrgenommene - Funktion als Berufsausbildung für den individuellen sozialen Aufstieg in den Vordergrund. Diese "instrumentelle" Wahrnehmung dürfte sich auch auf die Institution Hochschule und die

fachlichen Inhalte erstrecken. Diese würden damit zum bloßen "Stoff", den es sich effizient anzueignen gilt. (Potentielle) Interessen an Wissenschafts- und Institutionenkritik würden sich entsprechend relativieren.

Zusammengefaßt heißt dies, daß die subjektive Identifikation mit den Hochschulen als Reibungsfläche, Lebensort, Gegenstand und Ziel von Politik rückläufig ist. Die StudentInnenforschung der letzten 15 Jahre bestätigt diesen Rückgang der Attraktivität einer unmittelbar auf den Hochschulbereich bezogenen Interessenvertretungspolitik (Bargel 1985, 7; Bargel/Sandberger 1992, 79). Dieser Sachverhalt ist gemessen an seinen komplexen Ursachen für sich genommen noch nicht gleichbedeutend mit "Entpolitisierung" und Konformismus, kann beides jedoch unter bestimmten Bedingungen begünstigen. Zunächst bedeutet der Befund lediglich, daß sich Interessen stärker in der Gesamtheit der gesellschaftlichen Lebensbedingungen ausbilden. Politische Angebote, die dies ignorieren, indem sie etwa von einem ständischen und/oder ökonomistischen Verständnis einer aparten "Hochschulpolitik" geprägt sind, laufen folglich ins Leere.

III. Neukombination politischer Weltbilder in den 90er Jahren (Trends und Tendenzen)

Es dürfte offenkundig sein, daß eine tief wirkende und nachhaltige Veränderung politischer Orientierungen nicht durch bloße "Meinungsforschung" (etwa im Sinne der "Sonntagsfrage") erfaßbar ist. Wir ziehen im folgenden exemplarisch die Befragung von 1.384 Studierenden an hessischen Hochschulen durch Demirovic/Paul (1996) im Zeitraum 1994/95 heran, welche in der Tradition der (erstmalig von Habermas 1961 auf den gleichen Untersuchungsgegenstand bezogenen) qualitativen Sozialforschung steht.

In stark konzentriert und gebündelt dargestellter Form ergeben sich im Vergleich der verschiedenen Untersuchungen folgende (systematisch eng verbundene) *Haupttrends*:

1. *Anhaltend ist die Tendenz einer "institutionellen" Entpolitisierung (Brämer 1993, 197).* Diese ist nicht, wie bereits angedeutet, per se gleichbedeutend mit einer bewußtseinsmäßigen "Rechtsentwicklung", sondern zunächst "nur" mit einem Rückgang politischen Interesses, politischer Handlungsbereitschaft sowie einer wachsenden Distanz zu politischen Institutionen und Organisationen (im etablierten wie alternativen Spektrum), was sich auch in einer Abnahme der Neigungen zu hochschulpolitischen Aktivitäten im Rahmen der bestehenden Angebote (ASTen, Fachschaften) ausdrückt. Bargel (1994, 31) konstatiert "das Erlahmen linksalternativer Handlungspotentiale (vor allem in den Sozialwissenschaften), ... das Abrücken von 'sozialistischen Wertpräferenzen' und einen 'Rückgang an 'alternativen Wertüberzeugungen'. Insofern nimmt die westdeutsche Studentenschaft nunmehr insgesamt eine überwiegend realistisch-pragmatische, eher moderate und weniger kritisch-alternative politische Grundhaltung ein; es hat ein Anpassungsprozeß stattgefunden."

Als bedeutsam kann sich künftig eine Veränderung des politischen Gefalles zwischen den Fachbereichen erweisen. Bis weit in die 80er Jahre waren Studierende der (seit der Hochschulreform) notorisch "linken" Fachbereiche der Sozial- und Humanwissenschaften innerhalb der politisch Aktiven im institutionellen Sinne (in der studentischen Selbstverwaltung) führend und zugleich meinungsbildend. Demirovic/Paul (1996, 88) bestätigen anhand ihrer Untersuchungen den auch von Bargel (1994, 12) ermittelten *Übergang der "Meinungsführerschaft" auf die Juristen und Ökonomen* hinsichtlich politischer Interessiertheit und Aktivität. An diesen Fachbereichen sind jedoch konventionelle, "moderate" und/oder tendenziell konservative Ansichten am häufigsten anzutreffen (vgl. etwa Demirovic/Paul 1996, 263f./Tab. 3 und 4). Gewerkschaften beispielsweise stoßen unter Wirtschaftswissenschaftlern nur bei 5% der Befragten auf Akzeptanz (Sozialwissenschaftlern: 20%; Gesamtdurchschnitt: 12%) und zu 71% auf Ablehnung (vgl. Brämer 1993, 199). Folglich müßte angenommen werden, daß diese neue "Meinungsführerschaft" mit "einer Veränderung des Politikverständnisses" einhergehen könnte (Demirovic/Paul 1996, 90): "Politisches Interesse würde sich in diesem Sinne sehr stark an den Vorgängen der politischen Institutionen und weniger an den alltäglichen Prozessen und Lebensformen orientieren." Bekräftigt würden auf diese Weise Tendenzen, politisches Engagement nicht mehr im Zusammenhang mit demokratischer Selbstorganisation bzw. der Eroberung eigener Handlungsräume zu interpretieren sondern auf die Funktion von Lobbyismus und Petitionismus zu reduzieren. Dies verstärkt zugleich die Akzeptanz (sozial-)technokratischer Lösungen gesellschaftlicher Probleme.

2. *Kohärenz und Handlungsrelevanz linker Selbstverortungen sind rückläufig.* Demirovic/Paul vermuten aus den Erfahrungen zahlreicher Interviews, daß "Linkssein" tendenziell zu einer Frage der "oberflächliche(n) Konvention" (1996, 44) mit einem entsprechend wachsenden Grad an Unverbindlichkeit wird. Wenn dies zutrifft und wenn die Neigung, sich "links" einzustufen (61% der durch Demirovic/Paul Befragten, vgl. ebd., 262/Tab. 1), offenbar noch stärker vorhanden ist als die praktische Realisierung dieses Anspruches, ließe sich dieser Sachverhalt auch so interpretieren, daß die ehemalige starke organisatorische und politische Präsenz linker Strömungen an Hochschulen heute noch als relative *kulturelle Hegemonie* nachwirkt. Gleichzeitig ist jedoch offenbar die konzeptionelle und theoretische Verarbeitung sozialer Erfahrungen im Hochschulumilieu und des jeweils eigenen politischen Standpunktes rückläufig. Dies ergibt sich schon daraus, daß Meinungsäußerungen zu Einzelfragen häufig keine systematische Verknüpfung mehr erkennen lassen und ebenso häufig - gemessen an den Verursachungszusammenhängen der jeweils zugrundeliegenden gesellschaftlichen Probleme, auf die die Fragen abzielen - in einem Verhältnis des Widerspruches zueinander stehen.

Schon die verschiedenen Konstanzer Untersuchungen belegen etwa, daß von 1983 bis 1990 die Akzeptanz der Zielsetzung "Priorität des Umwelt-

schutzes vor wirtschaftlichem Wachstum" annähernd parallel mit der Zustimmung zur "Sicherung der freien Marktwirtschaft und des privaten Unternehmertums" (jeweils ca. plus 15%; vgl. Bargel 1992, 56;) gestiegen ist. 1992/93 stimmen gar 91% dem ersten und 70% dem zweitgenannten Postulat zu (Bargel 1994, 27). Offenbar ist hier die Wahrnehmung eines "Ziel-konfliktes" zwischen beiden Positionen rückläufig. Ein weiteres Beispiel: Wenn 60% der Aussage zustimmen, "Wissenschaftler sollten sich mit ihrer Arbeit für die Sicherung des Standortes Deutschland einsetzen" - von den Juristen sogar 66% oder den Ingenieuren 73% der Befragten (Demirovic/Paul 1996, 281 Tab. 19) -, dann reicht gemessen daran, daß sich insgesamt 32% der Studierenden politisch zwischen "Mitte" und "ganz rechts" einordnen (ebd. 262 Tab. 1) die Akzeptanz dieser Zielsetzung offenbar weit ins linke Spektrum hinein. Das gleiche gilt für die 58%, welche die "sofortige Abschiebung krimineller Ausländer" befürworten, oder die 69%, die glauben, daß "Überbevölkerung ... zum ökologischen Kollaps der Erde (führt)" (ebd., 277 Tab. 17). Zusammengefaßt läßt sich verallgemeinern, daß "die Semantik von links ... teilweise sehr uneindeutig (wird), wenn damit etatistische, expertokratische, elitistische oder sogar fremdenfeindliche Ideologeme einhergehen. Dies könnte darauf schließen lassen, daß es unter Studierenden politisch akzeptabel ist, sich als links zu betrachten, ohne daß damit verbunden wird, eine besondere Kohärenz der einzelnen Ideologeme herzustellen." (ebd., 241)

3. *Feststellbar ist eine zunehmende Wahrnehmung gesellschaftlicher Probleme aus einer (sozial-)technokratischen Perspektive. Dies drückt sich auch in einer Umbewertung von strukturellen Defiziten der Hochschulen aus. Die Isolierung der "ökologischen Frage" von der "sozialen Frage" wird in den politischen Bewußtseinsformen in wachsendem Umfang nachvollzogen.*³ Die tendenzielle Entkoppelung der Ökologiefrage von der Thematik ökonomisch-sozialer Strukturen, die sich etwa in der schon von Bargel u.a. (Bargel/Sandberger 1992, 90) herausgefundenen (sich überschneidenden) großen Akzeptanz der Ziele "Umweltschutz vor Wachstum" und "Sicherung der freien Marktwirtschaft" äußert, führt folgerichtig dazu, die Lösung der entsprechenden Probleme stärker auf Technikarrangements und soziale Expertensysteme zu projizieren. Bei Demirovic/Paul (1996, 272 Tab. 13) befürworten 78% der Befragten die Zielsetzung "Ökologischer Umbau der

³ Bereits die Konstanzer stellten für den Zeitraum 1983 bis 1990 eine wieder zunehmende Technikakzeptanz gegenüber der Dekade zuvor fest. Der Eindruck einer "Technik-Bedrohung" ging an den Universitäten von 38% auf 28% zurück, ebenso die technik-skeptische Option einer anzustrebenden "Verringerung" des technischen Fortschritts (von ca. 40% auf 30%; vgl. Bargel/Sandberger 1992, 90). Dies läßt sich zweifelsohne als schwindender Einfluß der Ökologiebewegung interpretieren (oder - je nach politischem Standort - als ihre "Zivilisierung"). Der Trend kann bei isolierter Betrachtung allerdings noch nicht negativ bewertet werden. In ihm könnte auch die Ausbreitung eines neuartigen reflexiven Technikverständnisses in Überwindung "anti-industrieller" Ausstiegsbestrebungen von Teilen der Ökologiebewegung zum Ausdruck kommen. Eine Problematik wird erst in Kombination mit anderen politischen Optionen sichtbar.

Industriegesellschaft", 67% die "Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft" und 55% die "Sicherung der freien Marktwirtschaft und des freien Unternehmertums"; 78% wünschen sich, daß "unabhängige Experten bei politischen Entscheidungen mehr Einfluß hätten" (ebd. 277/Tab. 17).

Diesen Phänomenen läßt sich die Beobachtung zuordnen, daß sich die Wahrnehmung von Defiziten der Massenhochschulen zunehmend von einer Kritik der Strukturen und Ausstattungsbedingungen in Richtung einer "meritokratisch-leistungselitären Tendenz" (Demirovic/Paul 1994, 88) verschiebt. Die "Abschaffung des Numerus Clausus" (und sonstiger Hochschulzugangsbefreiungen) war etwa bis weit in die 80er Jahre eine un hinterfragbare linke Standardforderung gewesen, die sich als Option für die soziale Öffnung der Hochschulen und gegen die staatliche Überlastpolitik auf dem Rücken der Studierenden quasi von selbst begründete. In der ersten deutsch-deutschen Erhebung nun fand die Konstanzer Gruppe heraus, daß im WS 1992/93 nur noch ein Viertel (23%) diese Forderung für wichtig hielt (Ostdeutschland: 14%); drei Jahre zuvor waren es noch 37% (West) gewesen (Bargel 1993, 10). Im Osten sprechen sich gar 35% an Universitäten für Zulassungsprüfungen durch die Hochschulen aus (West: 24%; ebd., 11) oder 73% (ebd.) für die "verstärkte Förderung besonders begabter Studierender" (West: 48%).

Dieser *Trend der wachsenden Akzeptanz selektiver Mechanismen* ist gesamtdeutsch, wobei das spezifische Ost-West-Gefälle innerhalb desselben anhält. "Die Studierenden an den westdeutschen Universitäten führen (für Studienzeitverzögerungen, d.Verf.) häufiger die Art der Studienorganisation und die mangelnde Beratung durch die Lehrenden an. (...) Ostdeutsche ... verweisen demgegenüber häufiger auf die schlechten Berufsaussichten und das Fehlen von Sanktionen, falls die Studienzeiten nicht eingehalten werden." (Bargel et. al. 1996, 43f.). Gerade an den allerjüngsten Erhebungen fällt auf, daß ostdeutsche Studierende "viel häufiger auf reglementierende Maßnahmen (setzen), die von den westdeutschen Studierenden ganz überwiegend abgelehnt werden" (ebd., 46): 42 bis 46% befürworten etwa Studiengebühren für Langzeitstudierende (West: 20-25%). Im Kern drückt dies eine Individualisierung struktureller Defizite auf der Bewußtseins-ebene aus. Die Akzeptanz von Studiengebühren und der Sanktionierung von Langzeitstudierenden ist insofern paradigmatisch, weil sich in diesen Mechanismen die gesamte ideologische Anlage der herrschenden Bildungspolitik mit ihrem spezifischen Problemverschiebungsmechanismus bündelt: Defizite der Institution werden zu subjektiven Defiziten der Studierenden (Bultmann 1993, 71).

Bei Demirovic/Paul ist plastisch die enge Wechselwirkung zwischen "Entideologisierung" und Entpolitisierung gesellschaftlicher Strukturdefizite in der herrschenden Politik einerseits und der Erosion linker Hegemonie andererseits herausgearbeitet. Die Ergebnisse der hessischen Be-

fragung werden von den Autoren etwa in Gestalt von acht relativ konsistenten Meinungsmilieus verallgemeinert. Von den jeweiligen "Extremen" her betrachtet ergibt sich folgendes Bild: Die Gruppe der *linken Basisdemokraten*, die mit großer eigener Sicherheit und Widerspruchsfreiheit egalitäre, feministische, anti-rassistische etc. Positionen aktiv vertreten, umfaßt 14% der Befragten (Demirovic/Paul 1996, 218ff.). Am anderen Ende der Skala bilden 13% die Gruppe der ("harten") *Rechten*, welche solche Elemente wie die Befürwortung eines "starken Staates", einer "Führungselite", von strikten Einwanderungskontrollen etc. zu einem relativ geschlossenen Weltbild verbinden (ebd. 234ff.). Dazwischen liegen "gemischte" Meinungsmilieus, die "von links nach rechts" wie folgt gegliedert sind (ebd., 221ff.): *linke Pessimisten* (10%), *Unsichere Linke* (16%), *Optimistische Linksliberale* (18%), *Unpolitische* (9%), *Pluralistische Konservative* (7%), *Neokonservative* (10%). Die "Dynamik" von links nach rechts ergibt sich - stark vereinfacht - aus der zunehmenden Akzeptanz etatistischer, expertokratischer und/oder technokratischer ("sachzwanglogisch" begründeter) politischer Mechanismen, die auf der linken Skalenhälfte z.T. unverbunden neben demokratischen, sozialen oder egalitären Positionen stehen, welche in Richtung "rechtsaußen" schließlich ganz verdrängt werden.

IV. Ansatzpunkte linker Politik an der Hochschule

Wir heben ausdrücklich hervor, daß sich aus den verfügbaren Ergebnissen der empirischen Sozialforschung keine gesicherten Prognosen über eine *zwangsläufige* Entwicklung ablesen lassen: Der "diskursive Prozeß verläuft nicht zwangsläufig in eine Richtung. Viel hängt von den Konstellationen in den Institutionen, von aktiven politischen Gruppen, medialen Diskussionen und dem gesellschaftlichen Klima ab, die den Prozeß bremsen oder gar verhindern können." (Demirovic/Paul 1996, 22). Die damit verbundene Fragestellung nach den Ansatzpunkten linker Politik ist gleichbedeutend mit einer *Diskussion über die gesellschaftlichen und gesamtpolitischen Bedingungen für eine Re-Politisierung der Hochschulen als gesellschaftlicher Ort*. Schließlich korrespondiert das, was etwa in der StudentInnenforschung als Resignation oder Erosion linker Hegemonie abgebildet wird, mit Entwicklungen einer zielgerichtet "von oben" betriebenen Entpolitisierung a) der Hochschule als Institution und b) gesellschaftlicher Widersprüche generell im Kontext der Dominanz von "Standortpolitik". Diese Problemkonstellation kann folglich nicht allein subjektiv der sozialen Gruppe der Studierenden im Sinne eines moralischen oder voluntaristischen Verständnisses von (defizitärer) "Politisierung" zugerechnet werden.

Als ein Schlüsselproblem - insbesondere in Anlehnung an die Untersuchung von Demirovic/Paul - läßt sich die zunehmende Zusammenhanglosigkeit und Beliebigkeit politischer Anschauungen zu gesellschaftspolitisch relevanten Einzelthemen begreifen. Dem liegt offenbar eine entsprechende Dissoziation von Erfahrungen zugrunde, die durch die Art und

Weise, wie Medien und politische Administration "Themen" bearbeiten, noch bekräftigt wird. In dem Zusammenhang muß daran erinnert werden, daß dieser Mechanismus entsprechend der spezifischen Arbeitsteilung einer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft der "Normalfall" ist: Probleme werden isoliert, aus ihren komplexen gesellschaftlichen Zusammenhängen und Verursachungsmechanismen gerissen und spezialisierten "Experten" für eine entsprechend isolierte Bearbeitung zugewiesen. Ein solcher Mechanismus wird durch zeitgeistige "postmoderne" Strömungen eventuell verstärkt, aber nicht erzeugt. Er wird ebenso verstärkt durch das dominante politische Paradigma der "Standortsicherung", welches im Kern alle politischen und gesellschaftlichen Fragen, so auch Probleme des Bildungssektors, auf defizitäres ökonomisches Effizienzmanagement reduziert. Den so bedingten ideologischen Reflexen einer disparaten Wahrnehmung von Oberflächenphänomenen kann nur durch theoretische Anstrengung und politische Vermittlung gegengesteuert werden.

Innerhalb dieses Problemfeldes hat linke Politik ihren *systematischen* Ort. Bildlich gesprochen geht es darum, das in den Bewußtseinsformen "Getrennte" wieder zusammenzufügen, indem Probleme auf ihren *gesellschaftlichen Kern* zurückgeführt werden. Das hat nicht das Geringste mit einer pädagogischen Top-Down-Propagierung "geschlossener" Weltbilder unseligen Angedenkens zu tun. Es geht vielmehr um eine bestimmte Praxis, die *Art und Weise*, wie gesellschaftliche Fragen politisch bearbeitet, in der Öffentlichkeit gedeutet, interpretiert und eingeordnet werden, kurz: um die *Wiedergewinnung von Definitionsgewalt*, die sich bereits im Ansatz das Ziel setzt, "vermeintliche Sachzwänge progressiv zu politisieren." (Bieling 1996, 22) Unter den gegenwärtigen Bedingungen neoliberaler Hegemonie, die auch darin ihren Ausdruck findet, daß immer größere gesellschaftliche Bereiche politischer Regulierung und demokratischer Kontrolle entzogen werden, ist folglich bereits die (Re)Formulierung vermeintlicher (ökonomische-technischer) Sachzwänge als politische Problemstellungen, die Ausdruck von Interessenwidersprüchen und offen für verschiedene konzeptionelle Alternativen - und damit überhaupt sinnvoller Gegenstand eigenen Handelns - sind, ein "progressiver" Akt.

Der inhaltliche Ansatz einer linken Hochschulpolitik muß dementsprechend auf die systematische Verbindung von Sozialpolitik, Strukturpolitik, Wissenschaftskritik und Gesellschaftsveränderung zielen. Damit wird der technokratisch-sachzwanglogische Charakter in der Präsentation herrschender Politik, die sich als juristische Bearbeitung zusammenhangloser, d.h. voneinander isolierter Einzelthemen darstellt - Motto: heute BAfÖG, morgen HRG-Novelle, übermorgen Veränderung des Dienstrechtes - tendenziell ebenso überwunden wie die ("ökonomistische") anlaßbezogene Zersplitterung politischer Proteste im Rhythmus der jeweiligen estatistischen Vorgaben. Das bedeutet, in der Kritik der herrschenden Politik und in der Entwicklung einer eigenen Praxis die gesellschaftspolitische Dimension des jeweiligen Konfliktes exemplarisch sichtbar zu machen, welche in

der Selbstdarstellung offizieller Politik gerade nicht in Erscheinung tritt. Im Kern geht es in allen bildungspolitischen Fragen um eine Auseinandersetzung zwischen gegensätzlichen Menschenbildern und Gesellschaftsentwürfen.

Dies kann abschließend an einem aktuellen Beispielen recht gut verdeutlicht werden: Quintessenz der Begründung offizieller Hochschulpolitik ist, daß die Hochschulen "effizienter" werden sollen. Bei vordergründiger Betrachtung spricht auch etliches dafür. Problematisch ist jedoch, daß den herrschenden Ansätzen dabei im Regelfall ein inhaltlich indifferenter Leistungsbegriff zugrundeliegt: "Effizienz" wird im Kern auf den technisch-ökonomischen Aspekt der Optimierung und Beschleunigung von Handlungsabläufen reduziert, wobei der gesellschaftliche und politische Aspekt von Bildung und Wissenschaft systematisch aus dem Blickwinkel gerät (und offenbar auch geraten soll). "Effizient" kann ein Prozeß oder eine Handlung jedoch nicht in sich selbst, sondern nur in Relation zur Erreichung definierter Ziele sein: "Die Steuerung von Hochschulfunktionen über Effizienzkriterien" setzt daher "die Definition von verallgemeinerungsfähigen gesellschaftlichen Zielen für Bildung und Wissenschaft voraus. Folglich handelt es sich nicht primär um eine *ökonomische*, sondern um eine *politische Frage*, die im Kern auf den Grad an Demokratie, Mitbestimmung und gesellschaftlicher Beteiligung zielt. Ob die aktuell vordergründig technokratisch geführte Effizienzdebatte in eine wirkliche Hochschulreform mündet, hängt folglich davon ab, ob es gelingt, in der Öffentlichkeit diese Debatte zu politisieren und damit gleichzeitig Zielsetzungen von Bildung und Wissenschaft zu operationalisieren, die einem sozialstaatlich-ökologischen Paradigma verpflichtet sind." ("Münsteraner Erklärung" 1996, 5)

Literaturverzeichnis

- Bargel, Tino, in: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.): Politische Sozialisation an Hochschulen, Schriftenreihe der Bundeszentrale für Politische Bildung, Bd. 233, Bonn 1985
- Bargel, Tino/Framheim-Peisert Gerhild/Sandberger, Joachim-Ulrich, Studienerfahrung und studentische Orientierung in den 80er Jahren. Trends und Stabilitäten. Drei Erhebungen an Universitäten und Fachhochschulen 1983, 1985 und 1987, in: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.): Schriftenreihe Studien zu Bildung und Wissenschaft, Bd. 86, Bonn 1989
- Bargel, Tino/Sandberger J.-U., Trendbericht: Studierende in den 80er Jahren - Befunde der Erhebungen 1983, 1985, 1987 und 1990 im Zeitvergleich, in: Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung 3 (hrsg. von der AG Hochschulforschung der Sozialwissenschaftlichen Fakultät Universität Konstanz), Konstanz 1992
- Bargel, Tino/Sandberger, Johann-Ulrich/Ramm, Michael, Studiensituation und studentische Orientierung - Vierte Erhebung zur Studiensituation an Universitäten und Fachhochschulen (Kurzfassung), in: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.), Bildung - Wissenschaft - Aktuell 9/1992
- Bargel, Tino, Studienqualität und Hochschulentwicklung - Fünfte Erhebung zur Studiensituation an Universitäten und Fachhochschulen, in: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.), Bildung - Wissenschaft - Aktuell 11/93

Bargel, Tino, in: **Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.), Studierende und Politik im vereinten Deutschland. Sonderauswertung einer Erhebung zur Studiensituation an deutschen Universitäten und Fachhochschulen im WS 1992/93, Reihe Bildung - Wissenschaft - Aktuell, Bonn 1994**

Bieling, Hans-Jürgen, **Heterodox und radikal demokratisch - Versuch einer Ortsbestimmung linker Politik im Prozeß der Neuorientierung**, in: FORUM Wissenschaft 2/Juni 1996

Brämer, Rainer, **Studis im Vakuum - Empirische Befunde zum politischen Rückzug der studentischen Jugend**, in: WSI-Mitteilungen 4/1993

Bultmann, Torsten, **Zwischen Humboldt und Standort Deutschland - Die Hochschulpolitik am Wendepunkt**, Marburg 1993

Bultmann, Torsten, **Die standortgerechte Dienstleistungshochschule**, in: PROKLA 104, September 1996

Bultmann, Torsten/Weitkamp, Rolf, **Bildung als Privatvergnügen - BAföG-Reform als Gesellschaftspolitik**, in: FORUM Wissenschaft 3/1996

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (Hrsg.), Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 14. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes, Bonn 1995 (zit.: 14. DSW)

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (Hrsg.), Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland - (unvollständiger!) Vorbericht zur 15. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes, Bonn 1998 (zit.: 15. DSW-Vorbericht)

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (BMBF), Bundesbericht Forschung 1996 (Bundestagsdrucksache 13/4554), 8.5.1996

Daxner, Michael, **Entstaatlichung und Veröffentlichung - Die Hochschulen als republikanischer Ort**, Köln 1991

Demirovic, Alex, **Regulation und Hegemonie - Intellektuelle, Wissenspraktiken und Akkumulation**, in: Demirovic, Alex/Krebs, Hans-Peter/Sablowski, Thomas (Hrsg.), **Hegemonie und Staat - Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozeß**, Münster 1992

Demirovic, Alex/Paul, Gerd, **Eliten gegen Demokratie? Studierende zwischen demokratischem Selbstverständnis und rechtsextremen Ideologien**, in: Institut für Sozialforschung (Hrsg.), **Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Studien zur aktuellen Entwicklung**, Frankfurt am Main 1994

Demirovic, Alex/Paul, Gerd, **Demokratisches Selbstverständnis und die Herausforderung von rechts - Student und Politik in den neunziger Jahren**, Frankfurt/New York 1996

Elm, Ludwig/Heither, Dietrich/Schäfer, Gerhard (Hrsg.): **Füxe, Burschen, Alte Herren. Studentische Korporationen vom Wartburgfest bis heute**, Köln 1993

Fischer, Frank/Mandell, Alan, **Bildungspolitik und postindustrielle Transformation: "Excellence" als technokratische Ideologie**, in: Süner, Heinz/Timmermann, Dieter/Kolbe, Fritz-Ulrich (Hrsg.), **Bildung, Gesellschaft, soziale Ungleichheit - Internationale Beiträge zur Bildungssoziologie und Bildungstheorie**, Frankfurt a.M. 1994

Habermas, Jürgen/von Friedeburg, Ludwig/Oehler, Christoph/Weltz, Friedrich, **Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein Frankfurter Studenten**, Neuwied 1961

Hirsch, Joachim, **Der nationale Wettbewerbsstaat. Staat, Demokratie und Politik im globalen Kapitalismus**, Berlin 1995

Kiel, Sabine, **Studierende und Politik - Eine kritische Analyse zur politischen Sozialisation**, Marburg 1996

Kraushaar, Wolfgang, **Eine Studentenbewegung im Stadium ihrer politischen Unschuld**, in: Neue Gesellschaft 4/1989

"Münsteraner Erklärung", **Thesen des UnterstützerInnenkreises für die Fachtagung "Hochschule-Wirtschaft-Demokratie" 22.-24.11.1996 in Münster (Ms.)**

Schüle, Johann August, **Veränderungen der Studentenrolle? In: Huber, Ludwig/Wulf, Manfred (Hrsg.), Studium nur noch Nebensache? Freiburg 1989, S. 133-152**

Mark Einig

Nazi-Monster aus deutschen Jugendzimmern?

Zur Kritik "akzeptierender Jugendarbeit"

Der Täter ist immer der Skin. Der Plot für bundesdeutsche Grausamkeiten in den 90ern ist simpel. JournalistInnen brauchen für ihre Reportagen nur noch den Ort und die Zeit einsetzen, der Inhalt der Meldung wiederholt sich Woche für Woche, Tag für Tag. Nur selten wird ein Komparse - ein Gärtner oder ein Blumenhändler - in die Geschichte eingeführt. Doch deren Funktion ist unbedeutend, denn feststeht: Rechtsextremismus ist ein Jugendproblem und an sich ein Fall für SpezialistInnen.

Gesellschaftlicher Hintergrund

Alt-Nazis, Jung-Nazis, Neue Rechte, Alte Rechte. (Neo-)Faschisten sind keineswegs ausschließlich Jugendliche. Gleichzeitig sind keineswegs alle Jugendlichen rechtsextrem, auch wenn uns blutriefende Meldungen diesen Gedanken nahebringen.¹ Eine Reihe von Untersuchungen unter Jugendlichen ergaben, daß zwischen 60 und 80 Prozent der Befragten 'rechts' denken. Diese Aussagen beziehen sich auf verschiedene forschungsmethodische Hintergründe: 'rechts sein' kann heißen, rechts zu wählen, 'autoritär strukturiert' zu sein, rassistische oder antisemitische Parolen zu unterstützen, Gewalt als Mittel der Durchsetzung politischer Ziele zu akzeptieren etc. Diese Untersuchungen belegen augenscheinlich die Jugendspezifität von Rechtsextremismus; daß sie auch die parlamentarische Ausprägung von Rechtsextremismus offenlegen, ist aber kaum jemanden bewußt.

Dabei haben in den letzten Jahren immer wieder mehr als 66 Prozent der deutschen ParlamentarierInnen bewiesen, daß sie weitgehend mit dem Weltbild übereinstimmen, das sie selbst bei Jugendlichen als 'rechtsextrem' bezeichnen. Solche Übereinstimmungen finden sich in den Bereichen Nationalismus, Militarismus und Bellizismus, Rassismus, Law&Order-Denken, Unsoziale Einstellungen, Antidemokratische Tendenzen. Als Beispiele für solche Einstellungen seien hier nur die Abschaffung des Asylrechts, die militante Verschärfung der Gesetze gegen AusländerInnen, der Widerstand gegen die Ausstellung 'Verbrechen der Wehrmacht' und die fortgesetzte Einschränkung von Grundrechten genannt.

Damit stellt sich die Frage: Wenn Jugendliche das denken, was der Staat tut (oder umgekehrt), ist das dann 'Jugendrechtsextremismus'? Mit dieser Etikettierung bleibt der 'Staatsrechtsextremismus' unerkannt.

¹ Vgl. Hessische Landeszentrale für politische Bildung [Hrsg.]: **Argumente gegen den Haß**, Band 1, Wiesbaden, 1993, S. 131ff.

Der Einzug der rechtsextremen DVU in den Landtag von Sachsen-Anhalt z.B. bewirkte, daß eine Regierungspartei radikal rechte Parolen ausgab, "um die 'Protestwähler' in die Demokratie zu integrieren." So nehmen sich Rechtsextreme und bürgerlich-populistische Parteien gegenseitig zum Anlaß zur Radikalisierung.²

Hinzu kommt die 'Entpolitisierung' des Rechtsextremismus durch offizielle Stellen. Nach Überfällen und Brandschätzungen wird von den zuständigen Stellen in den letzten Jahren stets prompt erklärt, ein 'politischer Hintergrund' könne ausgeschlossen werden. Trotz steigender Zahl von solchen Taten findet eine Aufklärung über den Rechtsextremismus nicht statt.³ So ist eine Normalisierung des Skandals im öffentlichen Bewußtsein gelungen, der den organisierten Rechtsextremisten und den staatlichen Verantwortlichen nur recht sein kann.

Veränderungen der rechtsextremen Szene

Der Rechtsextremist Heinz Reiß freute sich 1992: "Wir haben es erreicht, denn die CDU und erst recht die CSU stehen mit ihren Aussagen heute so weit rechts wie die NPD vor zwanzig Jahren"⁴ Das ist jetzt schon wieder sechs Jahre her und der Rechtstrend der bürgerlichen Parteien hatte damals noch gar nicht richtig angefangen.

Der Einfluß der rechtsextremen Szene auf die öffentliche Meinung hat u.a. zu einem Aufschwung in dieser Szene geführt. Damit einher ging eine Umstrukturierung der neofaschistischen Strukturen. Ehemals waren Neonazis in der BRD hauptsächlich in Parteien oder ähnlichen Gruppen organisiert - die Verbote dieser Gruppierungen und die anderen Bedingungen der Szene in der ehemaligen DDR führten zu einer Struktur, die die Nazis selbst als 'autonome Zellen' beschreiben. Es gibt sogenannte 'freie Kameradschaften', die häufig als terroristischer Arm der NPD oder JN fungieren, sich aber auch teilweise von denen distanzieren. Den bundesweiten Überbau liefert teilweise die NPD, teilweise andere klandestine Vernetzungen. Die Kameradschaften rekrutieren ihre Mitglieder aus der 'rechten (Jugend-)Szene' und instrumentalisierten diese in ihrem menschenverachtenden Sinne.

² Diese Tendenz stellte H. Kellersohn schon 1993 fest (»Unser Programm heißt Deutschland«, in: C. Butterwege, S. Jäger [Hrsg.], Rassismus in Europa, Köln 1993, S. 86 - 104, S. 86ff).

³ Diese Taktik haben offizielle Stellen schon lange angewendet, um die Dimensionen des Rechtsextremismus zu verheimlichen. Das britische Magazin 'Searchlight' (Nr. 197, 11/91), das ausgiebig rassistische Überfälle dokumentiert hat, gab für den 3.10.1991 resigniert an: "Press no longer gives locations, just the score". Bernd Siegler zeigte in der taz vom 21.07.1995, wie das BKA Zahlen manipuliert, um einen Rückgang von Rechtsextremismus vorzutäuschen.

⁴ Michael Schmidt, "Heute gehört uns die Straße", Düsseldorf 1994, S. 304.

Besonders in Ostdeutschland sind die Strukturen des Neofaschismus weitgehend informell. Die NPD/JN versucht auch hier eine Einigung der 'rechten Szene'. Diese hat in einigen Gebieten auch ohne feste Partei-Strukturen schon einen Hegemoniestatus erreicht. Nicht mehr Parteien-Treffen, Wehrsportübungen oder Kameradschaftsabende, sondern Konzerte, gemeinsames Rumhängen und Action sind angesagt. Dadurch hat die rechte Szene bei weißen männlichen deutschen Jugendlichen an Attraktivität gewonnen.

Entsprechend läßt sich das Ausmaß von Neofaschismus/Rechtsextremismus nicht allein über die Organisation in Parteien oder anderen 'offiziellen Gruppen' beschreiben, sondern über kulturelle Dominanz und Hegemonie. In Gebieten mit rechter Hegemonie (z.B. Wurzen, Saalfeld oder Hoyerswerda) geht diese Dominanz so weit, daß Menschen, die in ihren Lebensformen der 'deutschen Normalität' nicht entsprechen, dort nicht leben können.

Diese nennen die Neonazis in einem Strategiepapier in der Zeitung 'Vorderste Front'⁵ "national befreite Zonen". Ich benutze lieber den Begriff 'No-Go-Area', der deutlich macht, worum es geht, nämlich um die Vertreibung oder Zerstörung alles 'Nicht-Deutschen' in den kulturellen Milieus der Jugendszene. In dem genannten Papier rufen die Nazis dazu auf, systematisch (geographische, infrastrukturelle oder sonstige) Räume zu besetzen. 'Befreit' ist für sie dieser Raum dann, wenn sie die alleinige Sanktionsmacht haben.⁶ Auch ohne direkte Einmischung der NPD sind solche Gebiete von der rechten Szene besonders in Ostdeutschland errichtet worden. Eine wichtige Strategie hierfür ist die häufig gewaltsam durchgesetzte 'Übernahme' von Jugendclubs nach dem Konzept der 'befreiten Zonen', in denen dann Rechte ungehindert ihre Propaganda betreiben können.

Pädagogisierung

In dieser gesellschaftlichen und politischen Position haben politisch Verantwortliche eine recht einfache Lösung zur Entsorgung des Problems gefunden: Pädagogisierung. Sie deklarierten Rechtsextremismus zu einem Jugendproblem und nannten die Erziehung als Ursache. Damit war der Weg frei, das komplexe soziale und politische Geflecht des Rechtsextremismus SpezialistInnen zu übergeben, die in den soziologischen und erziehungswissenschaftlichen Fachbereichen nur darauf gewartet hatten, neue Arbeitsgebiete zu erschließen.

⁵ Die Zeitung wird vom weitgehend bedeutungslosen 'Nationaldemokratischen Hochschulbund' herausgegeben. Die Funktion dieser NPD-Organisation ist seit den 60er Jahren die 'Modernisierung' des Faschismus.

⁶ Vgl. 'Vorderste Front' Nr. 2, 'Schafft befreite Zonen!'

Dabei muß die Pädagogisierung der auserkorenen 'Problemgruppe' fehlgeschlagen. Denn es ist mit diesem Fokus pädagogisch nicht vermittelbar, warum Jugendliche 'AusländerInnen' nicht jagen sollten, wenn der Staat genau dasselbe macht. Wenn (alte oder junge) Nazis 'Ausländer raus' gröheln und der Staat abschiebt, entspringt das der gleichen rassistischen Logik, der Pädagogik nichts entgegensetzen kann.

Gesellschafts-WissenschaftlerInnen haben einen Erklärungsansatz konzipiert, der weder den Mächtigen noch den Rechten weh tut: den Ansatz der Modernisierungs-Desintegration: Die Modernisierung des Produktions- und Sozialsystems führt zu Verunsicherung und zum Verlust traditioneller Bindungen. Besonders Jugendliche fürchten in dieser Situation aus der Gesellschaft herauszufallen und wenden sich extremen Gruppen zu, die mit vereinfachten Ideologemen einen Halt versprechen. Der Rechtsextremismus ist demnach als Versuch der Re-Integration zu verstehen.⁷

Auch wenn die VertreterInnen betonen, daß eine monokausale Herleitung von Rechtsextremismus nicht möglich ist, wird beim Transfer von Theorie in Praxis eine Linearität hergestellt, die so nicht stimmen kann.⁸ Die Umdeutung eines komplexen gesellschaftlichen Machtmusters aus rassistischen, sexistischen, autoritären, antidemokratischen und unsozialen Diskursen zu einem 'Jugendproblem' hat eine offensichtliche Projektionsfunktion: Kritik an den herrschenden Zuständen wird meistens nicht geübt. Wenn sie doch vorkommt, wird sie so formuliert, daß sie garantiert unwirksam, d.h. staatstragend/legalistisch bleibt. Dabei handelt es sich hier um Täter-, d.h. Herrschafts-Diskurse. Die Frage, wer wie durch die bestehenden Strukturen ausgegrenzt wird, und wer wie von ihnen profitiert und wie durch Hierarchisierung Ausgegrenzte zu Ausgrenzern werden, wird nicht gestellt.⁹

Dagegen propagieren JugendforscherInnen, daß die rechten Jugendlichen selbst nur 'Opfer' seien und der Extremismus aus der Mitte der Gesellschaft komme.¹⁰ Die Machtverhältnisse, Wirkungszusammenhänge, Dominanzstrukturen und das Gesamtspektrum der neofaschistischen Szene verlieren sie dabei meistens aus dem Blick.

Schwierig an diesem Gedanken ist, daß er die Subjekte aus ihrer konkreten geschichtlichen Rolle herausnimmt. Er entpolitisiert den Rechtsextremismus. Gleichzeitig werden die Strukturen, die für den Rechtsextremismus verantwortlich gemacht werden, zu Modernisierungsphänomenen

⁷ Vgl. W. Heitmeyer, J. Müller, *Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen. Biographische Hintergründe, soziale Situationskontexte und die Bedeutung strafrechtlicher Sanktionen*, Bonn, Bundesministerium der Justiz, 1995, S. 10ff.

⁸ Vgl. A. Buderus, *Fünf Jahre Glatzenpflege auf Staatskosten*, Bonn 1998, S. 140; B. Siegler, *Die Entlastung der Täter*, in: Hessische Landeszentrale für politische Bildung [Hrsg.], *Argumente gegen den Haß*, Band 2, Wiesbaden, 1993, S. 165-173.

⁹ Vgl. C. Butterwegge, *Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt*, Darmstadt 1996, S. 79ff.

¹⁰ Vgl. C. Butterwegge, a.a.O., S. 82.

abstrahiert und damit die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse verschleiert. Dabei ist z.B. Heitmeyer zugute zu halten, daß er durchaus darauf hingewiesen hat, "daß die Gewaltexzesse grundsätzlich jederzeit wieder durch entsprechende Themenverschiebungen und -lenkungen (z.B. in Bezug auf Asyl und Migration M.E.) 'in Gang' gebracht werden können."¹¹

Aus diesem theoretischen Ansatz wird seit ca. zehn Jahren eine bestimmte pädagogische Praxis abgeleitet.

Die 'Akzeptierende Sozialarbeit mit rechten Jugendlichen'

Franz Josef Krafeld, Haupttheoretiker dieses Konzeptes, nimmt das 'Scheitern antifaschistischer Konzepte'¹² zum Anlaß für eine Neuformulierung der Ziele pädagogischer Praxis. Die Grundsätze dieser Arbeit sind für ihn: Beherrschende Pädagogik hat versagt, denn sie stellt die Probleme, die Jugendliche machen, in den Mittelpunkt. Stattdessen sei es angesagt, die Probleme, die Jugendliche haben, zu betrachten. Rechtsextremismus und Gewalt sind Provokationsmittel - der 'Schrei nach Liebe'. Jugendliche haben einen Grund, sich so und nicht anders zu verhalten. Dieses Verhalten werden sie nur aufgeben, wenn sie befriedigende Wege der Lebensbewältigung gefunden haben. Akzeptierende Jugendsozialarbeit akzeptiert die Jugendlichen, nicht den Rechtsextremismus.¹³

Die pädagogische Praxis, die Krafeld daraus ableitet (und in Bremen erprobt), und besonders die Fokussierung auf 'rechte Jugendliche' sind m.E. zu kritisieren. Die Arbeitsweise der 'Akzeptierenden Jugendsozialarbeit mit rechten Jugendlichen' ist nach Angaben von Krafeld eine 'ganz normale' akzeptierende Form der Sozialarbeit, wie sie auch mit Junkies, Straftatflüchtlern, Obdachlosen und anderen 'Problemgruppen' durchgeführt wird.

Angebot sozialer Räume, Beziehungsarbeit, Akzeptanz bestehender Cliques, Entwicklung einer lebensweltorientierten infrastrukturellen Arbeit sollen die Methoden nach diesem Ansatz sein. Nach Krafeld soll die 'Konfrontation mit dem tiefgreifenden Anderssein' der BetreuerInnen der Aspekt sein, der pädagogisch wirksam ist. Doch stellt sich für mich die Frage, wer da wie tiefgreifend anders ist? Eine Reihe von Schilderungen aus der Praxis lassen m.E. die Distanz des Andersseins vermissen. So beschreibt eine Sozialarbeiterin aus Krafelds Projekt, daß sie sich einen Aufkleber gegen Fremdenfeindlichkeit und Gewalt auf's Auto gepappt hat. "Die Jugendlichen fanden das natürlich nicht gut. Aber für mich hatte ich irgendwie ein beruhigendes Gefühl, so einen Aufkleber am Auto zu haben." Dieses

¹¹ W. Heitmeyer, J. Müller, a.a.O., S. 182.

¹² Vgl. F. J. Krafeld, *Aufgaben der Pädagogik im Kampf gegen Rechtsextremismus*, in: K. Schacht, T. Leif, H. Jansen, *Hilflos gegen Rechtsextremismus?* Köln 1995, S. 176-205, S. 181.

¹³ Vgl. F. J. Krafeld, *Die Praxis Akzeptierender Jugendarbeit*, Opladen 1996, S. 16.

Gefühl resultiert bei ihr aber nicht aus einer politischen Übereinstimmung mit dem Aufkleber, sondern daraus, daß die NachbarInnen sie "ziemlich argwöhnisch angeguckt" und gedacht haben, sie "wäre Sympathisantin"¹⁴.

Ein anderer Betreuer berichtet (in der Zeit der Pogrome von Rostock) von einer Fete, bei der die Jugendlichen mit Schußwaffen vom Balkon feuerten. Krafeld kommentiert: "Die Szene hatte insgesamt einen Charakter, wie er in dieser Szene 14- bis 17-jähriger üblich ist."¹⁵ Der Sozialarbeiter empfand sich in dieser Szene als 'Gast'. Ein Jugendlicher erzählt ihm prahlend, wie sein Kumpel am Wochenende 'einen Bullen abgeknallt' hat. Auch in dieser Situation reagiert er nicht. Dieses Nichtstun legitimiert dann Krafeld theoretisch und fordert damit, daß BetreuerInnen sich solchen angstbesetzten Situationen aussetzen, was zugleich in Widerspruch zu seiner eigenen Theorie gerät, wonach die BetreuerInnen die Grenzen setzen sollen, "wenn sie Situationen nicht aushalten". Dabei ist diese Situation tatsächlich eine 'objektive' Überforderung für alle SozialarbeiterInnen.

Diese fehlende Kritikfähigkeit findet sich auch in anderen Institutionen, die mit offen rechten Jugendlichen arbeiten, wie z.B. dem Berliner Gangway-Projekt. Diese Streetwork-Einrichtung arbeitet teilweise auch mit rechten Gruppen. Ihre Arbeitsweise hat sie in einem Video dokumentiert, das auch zu Ausbildungszwecken benutzt wird. In diesem Video ist ein Jugendlicher zu sehen, der offen rechtsextreme Sprüche klopft und erklärt, daß er mit den BetreuerInnen nichts zu tun haben will. Im Anschluß an diese Szene führen die Betreuer aus, daß eben diese Jugendlichen "versuchen, das Beste vom Nationalen und Sozialen zu verbinden."¹⁶ Diese Aussage stammt eindeutig aus der Propagandakiste des Rechtsextremismus und wird von den Sozialarbeitern vollkommen unkritisch wiedergegeben. Die Frage, was da gut am Nationalen und sozial am Faschistischen ist, kommt ihnen offensichtlich nicht.

Das 'tiefgehend Andere', von dem Krafeld spricht, ist m.E. eher eine tiefgreifende Hilflosigkeit und Angst, die als pädagogisches Konzept formuliert und als Akzeptanz verkauft wird.

Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt (AgAG)

Für die Bundesregierung sind die "gewalttätigen" Jugendlichen, die den guten Ruf Deutschlands ruinieren, "kindliche - wenngleich gefährliche - Wirrköpfe"¹⁷, keineswegs ernst zu nehmen. Da das mit dem beschmutzten Ruf doch finanzielle Einbußen mit sich bringen könnte, hat die Regierung

¹⁴ Vgl. ebd., S. 88.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 114.

¹⁶ E. Lottmann, Tropfen auf dem heißen Stein? Jugendliche aus drei Berliner Bezirken und drei Teams von GANGWAY. Film, Berlin: Gangway (Rosenthaler Str. 13, 10 119 Berlin), 1995.

¹⁷ Vgl. A. Merkel, Jugend im Kontext von Gewalt, Rassismus und Rechtsextremismus, in: H.-U. Otto, R. Merten, Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland, 1993, S. 403.

sich für eine doppelte Null-Lösung entschieden: Radikalisieren der Ausländer-Raus-Politik und Sozialpädagogik für die Rechten.

In den neuen Bundesländern war der Aufbau neuer Jugendhilfestrukturen nach dem Kahlschlag in Folge der Wende eine vorrangige jugendpolitische Aufgabe. Sie wurde mit einem Programm bewerkstelligt, das weitgehend auf rechtsextreme Jugendliche zugeschnitten war und somit eine besondere Richtung in die Strukturen brachte.

Während allerorten sinnvolle pädagogische Projekte im Kinderschutz, Projekte feministischer Mädchenarbeit, emanzipativer Jugendarbeit etc. im Sparwahn systematisch zerstört wurden (und werden), hat sich das Bundesministerium für Familie nach dem Pogrom von Hoyerswerda 1991 mit dem AgAG den Kampf 'gegen Gewalt und Aggression' auf die Fahnen geschrieben. Dieses Programm, mit jährlich 20 Millionen gesponsert, hat die Entwicklung der Pädagogik nach dem Kahlschlag der sozialen Institutionen der Ex-DDR maßgeblich geprägt. Allerdings ist mit Abschluß des Projektes eine Jugendhilfe in den 'Neuen Bundesländern' keineswegs aufgebaut.¹⁸ Insofern sind die Kosten des Projektes, die gern als 'besondere Leistung' vorgezeigt werden, nur ein kleiner Beitrag zur 'Strukturanpassung'. Von den 20 Millionen DM wurden 15 Mio. für die direkte Arbeit und fünf Mio. für Beratung, wissenschaftliche Begleitung etc. verwendet. Dies ist - besonders in Zeiten des Sparzwanges - eine sehr großzügige Mittelausstattung, mit der jährlich zwischen 6.000 und 8.000 Jugendliche erreicht wurden.¹⁹

Erstaunlicherweise wurde in diesem Modellprojekt jedoch kein qualifiziertes Fachpersonal auf die vorwiegend rechten Jugendlichen losgelassen, sondern zu mehr als 60 Prozent Menschen aus fachfremden Berufen.²⁰ Die meisten der Stellen endeten mit dem Auslaufen des AgAG-Projektes, was die Motivationslage in der Jugendarbeit wesentlich verschlechtert.²¹ Die wissenschaftliche Begleitung orientierte sich weitgehend am Paradigma des 'Rechtsextremismus durch Modernisierung'; eine Auseinandersetzung mit der Situation der Jugendlichen und dem Rechtsextremismus fand nur unter diesen Vorzeichen statt.

Entsprechend den Rahmenbedingungen kam es besonders in der Anfangsphase dazu, daß Mittel des AgAG der Förderung der rechten Strukturen zugute kamen. Teilweise wurden mit der Überlegung, daß eine geringe weltanschauliche Distanz dem pädagogischen Prozeß förderlich sei, sogar

¹⁸ Vgl. A. Buderus, a.a.O., S. 41. Die Ministerin A. Merkel erklärt in einer Presseerklärung vom 30. Juni 1998 den Aufbau der Jugendhilfestrukturen in Ostdeutschland für beendet. Wie weit diese Angabe mit der realen Situation übereinstimmt ist m.E. zu überprüfen.

¹⁹ Vgl. I. Bohn, R. Münchmeier, Dokumentation des Modell Projektes, Band 1, Münster 1997, S. 53ff.

²⁰ Vgl. ebd., S. 45f.

²¹ Vgl. A. Buderus, a.a.O., S. 45.

Rechtsextremisten als Projektmitarbeiter eingestellt.²² Während die Gewalt im Umfeld der AgAG-Projekte nach Angaben der KoordinatorInnen 'merklich zurückgegangen' sein soll, hat sich die rechte Gewalt auch in den AgAG-Regionen teilweise verdoppelt.²³ Diese Unstimmigkeit ist u.U. damit zu erklären, daß die betreuten Jugendlichen tatsächlich ein gemäßigteres Verhalten zeigen. Allerdings haben sie es häufig durch 'Randale' erreicht, eine solche Betreuung zu bekommen. Dieses Verhältnis zwischen Pädagogik und Randalen hat einen negativen Vorbildcharakter für die Jugendlichen, die für sich selbst einen Jugendclub wollen. Da nicht alle Jugendliche betreut werden können, und Randalen das Entscheidungskriterium ist, arbeiten Jugendpolitik und Pädagogik dem Rechtstrend in die Hände.²⁴

Trotz der großartigen finanziellen Unterstützung und der gutbezahlten (wissenschaftlichen) Begleitung muß das, was im AgAG gelaufen ist, als defizitär beschrieben werden. Es ist nicht gelungen, einen sinnvollen pädagogischen Umgang mit der Zielgruppe zu finden, Pädagogik wurde vielmehr als 'Feuerwehr' instrumentalisiert.²⁵ Dabei haben sich eine Reihe von Menschen in den Projekten sicherlich viele Gedanken gemacht, und es sind auch sinnvolle Aktionen durchgeführt worden. Diese konnten aber nicht verhindern, daß in Ostdeutschland eine Reihe von Gebieten als No-Go-Areas etabliert wurden.

Im Vergleich mit der Situation in anderen ostdeutschen Regionen sind die ausgewählten Gebiete mit AgAG-Versorgung in einer gewissen Weise privilegiert. Andere Kommunen stehen vor der Aufgabe, mit kaum vorhandenen Mitteln die zerschlagenen Sozialinstitutionen aufzubauen, und haben entsprechend wenig Mittel für fachliche Betreuung der Projekte. Daher ist es nicht verwunderlich, daß dort die Sozialarbeit mit der rechten Szene noch mehr aus dem Ruder läuft als bei AgAG-Projekten.²⁶ Teilweise haben solche pädagogische Projekte dazu beigetragen, No-Go-Areas zu etablieren.²⁷ Hier waren die Stadtverwaltungen oft damit zufrieden - die Pädagogik hat ihr Ziel, nämlich das Verschwinden rechtsextremistischer Jugendlicher aus den Schlagzeilen, erreicht.

²² Vgl. ebd., S. 47.

²³ Vgl. A. Rogalla, Extrawurst für Rechte zeitigt mageren Erfolg, in: die tageszeitung, 12.1.1994, S. 3.

²⁴ Vgl. A. Buderus, a.a.O., S. 138.

²⁵ Vgl. ebd.; B. Haffenger, Pädagogik gegen rechts, in: K. Schacht, T. Leif, H. Jansen, Hilflös gegen Rechtsextremismus?, Köln 1995, S. 206-229, S. 221ff.

²⁶ Eines von vielen Beispielen für diese pädagogische Unterstützung für Rechtsextremismus hat letzters in Potsdam für einen Skandal gesorgt. Dort hatte die VS-bekannteste Nazi-Band 'Proissenheads' seit drei Jahren in einem staatlichen Jugendklub ihren Proberaum (vgl. Berliner Morgenpost vom 15.4.1998). Ein anderes Beispiel ist die Teilnahme von AkzeptanzarbeiterInnen an faschistischen Demonstrationen wie am 14. März 1998 in Saalfeld und danach am 1. Mai in Leipzig.

²⁷ Vgl. B. Schröder, Im Griff der rechten Szene, Reinbek 1997, S. 89f.

Die Kritik

Kritische Äußerungen zu dem dargestellten Vorgehen sind vielfältig: die einen fordern mehr Repression, die anderen beklagen die Aufgabe demokratischer Positionen. Aufklärung, Bildung wäre von Nöten meinen einige,²⁸ andere fordern eine wertorientierte Erziehung.²⁹ Die meisten KritikerInnen fordern politische Maßnahmen gegen diejenigen, die im zentralen Diskurs als 'Täter' funktionalisiert werden. Polemiken wie 'Glatzenpflege auf Staatskosten' oder 'Nationalsozialarbeit' machen die Runde.³⁰

Die Frage, inwieweit die hinter den pädagogischen Ansätzen liegende Täterkonstruktion stimmt, wird seltener gestellt. Hier möchte ich meine Kritik ansetzen.

Die Ausgangsthese hält genauerem Hinterfragen kaum stand. Eine Reihe von Untersuchungen sprechen dafür, daß eben nicht unbedingt die 'Modernisierungsoffer', sondern eher die 'Modernisierungsgewinner' zum Rechtsextremismus tendieren.³¹ Diejenigen, die von den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen profitieren, haben auch ein besonderes Interesse, ihre Macht mit extremen Mitteln zu sichern. Birgit Rommelspacher spricht in diesem Zusammenhang deshalb nicht von 'Rechtsextremismus', sondern von 'Dominanzkultur'.³²

Interessant ist m.E., daß die Modernisierungstheorie eher auf die PädagogInnen als auf die Jugendlichen zuzutreffen scheint. Die gesellschaftliche Umgestaltung, der politische und gesellschaftliche Rechtstrend und besonders die Bedrohung ihrer Arbeitsplätze führt zu Verunsicherungen, die PädagogInnen zu solchen Vereinfachungen verleiten. Die gesellschaftliche Abkehr vom Antifaschismus hat zu einem fatalen Paradigmenwechsel in der Pädagogik geführt. Kritik und Utopien scheinen ihre Gültigkeit verloren haben, gefragt ist das 'Machbare'.³³

²⁸ Vgl. K. Ahlheim, Wider den sozialpädagogischen Gestus. Rechtsextremismus als Herausforderung an die Pädagogik, in: Hessische Landeszentrale für politische Bildung, a.a.O., S. 221-227.

²⁹ Zur Kritik an dieser Argumentation vgl. R. Merten, Fremdenfeindliche Gewalt als ein Problem der Wertevermittlung, in: K. Schacht, T. Leif, H. Jansen, a.a.O., S. 43-69.

³⁰ Vgl. F. Dieschner, Glatzenpflege auf Staatskosten, in: Die Zeit v. 13.8.1993.

³¹ Z.B. J. Held, H.-W. Horn, R. Leiprecht, A. Marvakis, "Du mußt so handeln, daß Du Gewinn machst..." - Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS), Duisburg 1991; H. Willems, Fremdenfeindliche Straftäter, Opladen 1993. Auch das Diakonische Werk, selbst beteiligt am AgAG-Programm, geht aufgrund der AgAG-Daten in seinem Rechenschaftsbericht 1997 davon aus, daß diese These nicht zutrifft.

³² B. Rommelspacher, Rechtsextremismus und Dominanzkultur, in: A. Fotzik, R. Leiprecht, A. Marvakis, U. Seid [Hrsg.], Eine Herrenvolk von Untertanen, DISS, Duisburg 1992, S. 81-94.

³³ Vgl. A. Buderus, a.a.O., S. 142.

Die herkömmlichen Ansätze, die Jugendliche als Motor emanzipatorischer Prozesse sehen, funktionieren nicht mehr, und jede Form der Kritik dieses Sachverhalts könnte den Verlust des Arbeitsplatzes mit sich bringen. Die 'Modernisierungstheorie' bietet sich besonders an, weil sie den Mächtigen (die sowohl Verursacher des 'Rechtstrends' als auch Mittelgeber der pädagogischen Projekte sind), nicht weh tut. Selbst wenn die Modernisierungsthese zutreffen sollte, müßten ihre AnhängerInnen die Veränderung der gesellschaftlichen Bedingungen von Modernisierung in ihre These einbeziehen.

In der Beschreibung der konkreten Arbeit fällt auf, daß 'Qualitätsmerkmale' von sozialer Arbeit nicht erfüllt werden: Subjektorientierung, systemische Analyse, externe Supervision des Prozesses, Konzepte der Krisenintervention, Lösungsorientierung, Ressourcenorientierung. Diese Methoden schimmern teilweise in den Beschreibungen durch. Insgesamt herrscht aber eine Form der postmodernen Beliebigkeit und Theoriefeindlichkeit vor.³⁴

Weiterhin bleibt mir rätselhaft, wieso gerade 'rechte' Jugendliche akzeptiert werden sollen. Angesichts der rechten Hegemonie, den Beifall klatschenden Erwachsenen bei pogromartigen Überfällen auf MigrantInnen und dem geheimen Einverständnis dieses Verhaltens mit der Regierungspolitik erfahren 'rechte Jugendliche' in dieser Gesellschaft schon viel zu viel 'Akzeptanz'. Bisherige pädagogische Akzeptanzmodelle richteten sich an ausgegrenzte Zielgruppen: drug-user, Obdachlose, Stricher etc. Mit ihnen sind die in dem Modell angesprochenen rechten Jugendlichen nicht vergleichbar, da ihnen jede Motivation zur Veränderung ihrer menschenfeindlichen Haltungen und Handlungen abgeht. Sie verstehen sich als Norm und sind insofern einer akzeptierenden pädagogischen Normierung gegenüber immun. In dieser Haltung können sie sich auf drei Ebenen bestärkt fühlen:

Subjektiv: Sie fühlen sich als Vollstrecker des 'Volkszorns'. Die Unterstützung, die sie von ClaqueurInnen, tatenlos zusehenden Polizisten, sensationseiligen JournalistInnen und PolitikerInnen erfahren, spricht für sich.

Normativ: Sie sind Produkte und Produzenten einer nationalistischen 'deutschen Norm', der sie sich unterwerfen, an der sie zerbrechen und in die sie andere einzwängen wollen.

Objektiv: Pogromartige Angriffe auf AsylantInnen als Anlaß zu nehmen, das Grundrecht auf Asyl abzuschaffen, muß die Brandschatzer in dieser Einstellung noch bestärkt haben. Genauso wie jede weitere gesetzliche Unterdrückung von AusländerInnen ihre Haltung weiter stützt. Entsprechend greift das Konzept der tiefgreifenden Andersheit nicht. Nicht nur, daß die SozialarbeiterInnen nicht unbedingt anders sind - auch die Jugendlichen zeichnen sich nicht durch das Anderssein aus, das ihnen

³⁴ Vgl. ebd., S. 141.

staatlicherseits zugeschrieben wird. So waren die Brandstifter von Rostock 'ganz gewöhnliche Deutsche', Exekutoren des staatlichen Rassismus.

Diese Kritik bedeutet nicht, daß alles schlecht ist, was Krafeld u.a. machen. In der pädagogischen Theorie und Praxis fehlen aber Punkte, die mir zentral erscheinen. Aus den einleitenden Abschnitten über die gesellschaftlichen Bedingungen und die innere Situation der rechtsextremen Szene ergeben sich m.E. folgende für Jugendeinrichtungen wichtige Kriterien:

Jugendarbeit darf nicht zur Unterstützung der rechten Szene verkommen. Propaganda oder Nazi-Kader haben in Jugendclubs nichts zu suchen (diese Forderung kollidiert z.B. mit Krafelds Forderung, die Cliques nicht zu spalten³⁵). Es muß eine inhaltliche und konzeptionelle Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus stattfinden.³⁶ Pädagogik darf weder als Büttel der Nazis noch als Feuerwehr des Staates instrumentalisiert werden. Es muß ein vielfältiges pädagogisches Angebot für alle möglichen Zielgruppen geboten werden.

Gleichzeitig muß die Arbeitssituation der PädagogInnen verbessert werden. Feste, sozial abgesicherte Stellen sind zur Zeit selten (das AgAG wurde hauptsächlich über ABM-Stellen oder andere zeitlich befristeten Stellen betrieben, Krafeld arbeitet mit PraktikantInnen). Zudem muß eine Qualitätssicherung durch Supervision und Evaluation stattfinden.

Weg von Täterdiskursen...

Die Diskussion, die ich bislang dargestellt habe, ist zentriert auf diejenigen, die von den Mächtigen als 'Täter' präsentiert werden. Dadurch geraten die 'Opfer' aus dem Blickfeld und wird der Konstruktionsprozeß verschleiert, der Menschen zu Tätern oder Opfern macht, der ihnen verwehrt, ihr eigenes Leben zu gestalten. Die Ungleichverteilung von Ressourcen, die Ungleichmachung von Menschen sind Defizite in der Gestaltung der Demokratie. Warum müssen die Täter 'Täter' und gleichzeitig 'Opfer' werden? Damit sie ihre Funktion als SymptomträgerInnen übernehmen können und zur Re-Integration und Pädagogisierung bereit werden?

Auffällig ist, daß dieser Diskurs sowohl von den BefürworterInnen als auch von den KritikerInnen der akzeptierenden Sozialarbeit mit rechten Jugendlichen geführt wird. Es geht weitgehend um 'rechte Jugendliche', wodurch die Dominanz der rechten Szene weiter betont wird. Zudem gehen die in kritischen Ansätzen aufgedeckten Wirkungszusammenhänge häufig im Diskurs unter.

Weiterhin entsteht der Eindruck einer ethnisch homogenen Jugend und Gesellschaft - nicht-deutsche Jugendliche und ihre Situation in einer im-

³⁵ Vgl. F. J. Krafeld, Die Praxis..., a.a.O., S. 19ff.

³⁶ Diese Forderung bestand auch bei dem AgAG (vgl. I. Bohn, R. Münchmeier, a.a.O., S. 107) auch wenn sie nicht unbedingt umgesetzt wurde.

mer stärker rassistischen Gesellschaft geraten aus dem Blickfeld. Dabei gehört gerade ihre Verfolgung durch staatliche Stellen wie auch durch deutsche 'Altersgenossen' in den Fokus wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Denn hier ist die Demokratie weit mehr geschädigt worden als durch die 'Ausgrenzung' rechtsextremer Jugendlicher.

Warum pädagogische Arbeit sich nun besonders mit dieser 'deuschesten' Gruppe unter den vielen verschiedenen Jugendzonen befassen soll, ist mir bislang nicht klar. Jugendliche in Deutschland sind nicht alle deutsch, weiß, männlich, rechtsextrem. Während sich pädagogische Forschung und Praxis in den 90ern vorwiegend mit dieser Untergruppe der Jugendlichen befaßt, werden andere Jugendliche zum Thema staatlicher Repression: Flüchtlinge, Linke und besonders Antifas, Nicht-Deutsche, Obdachlose.

Mit der Etablierung der akzeptierenden Sozialarbeit mit rechten Jugendlichen ist die Ausgrenzung und Diskriminierung der 'nicht deutschen' Jugendlichen einhergegangen. Nicht nur, daß diese besonders Opfer der rechten 'Altersgenossen' werden und sich die staatliche Repression besonders gegen sie gewendet hat: Pädagogische Projekte, die sich ihrer besonderen Situation annehmen, werden kaum noch gefördert.

...hin zu einer antirassistischen Pädagogik

Deshalb muß dem Paradigmenwechsel der Pädagogik entschieden entgegengetreten werden. Emanzipation und Freiheit sind elementare Utopien im pädagogischen Handeln. Eine Pädagogik ohne Utopie ordnet sich selbst den gesellschaftlichen Gegebenheiten unter und macht sich zum Instrument der Symptombekämpfung. Pädagogik muß parteiisch sein und klar benannte und erkennbare Positionen beziehen. Die Strukturen und Institutionen der Gesellschaft sind immer wieder kritisch zu hinterfragen und gegebenenfalls zu sprengen.

Dazu gehört das Bewußtsein, daß Sozialisation ein Prozeß ständiger Unterdrückung und Selbstunterwerfung ist.³⁷ Wissenschaft muß sich mit dieser Repression beschäftigen und Wege suchen, die aus den unterdrückenden Strukturen führen. Dabei ist und bleibt die Forderung nach Selbstbestimmung zentral. Anstatt sich auf die vom System zu 'Tätern' Degradierten zu stürzen und sich damit an der Degradierung zu beteiligen, schlage ich vor, die Analyse der gesellschaftlichen Wirkungszusammenhänge voranzutreiben.

In der gegenwärtigen Situation scheint mir Rassismus als 'gesellschaftliche Konstruktion ethnischer Differenz' entscheidendes Repressionsmittel zu sein. Dabei muß Pädagogik ihren Beitrag zur Mündigkeit wie zur Emanzipation leisten, ihre Rolle in der gesellschaftlichen Situation, speziell die

³⁷ Vgl. U. Osterkamp, Rassismus als Selbstentmächtigung, Berlin 1996.

Funktion von Pädagogik bei der Produktion und Reproduktion von Unterdrückung, kritisch hinterfragen.³⁸

Einen konkreten Vorschlag, wie solch ein pädagogischer Umgang mit Rechtsextremismus, Rassismus und der Angst vor Demokratie aussehen kann, macht z.B. Charles Rojzman mit seiner 'Sozialtherapie'.³⁹ Er begreift die Gesellschaft als solche als 'krank' und Rassismus ('Angst vor der Demokratie') als Symptom dieser Krankheit. Seine Therapie setzt entsprechende gesellschaftliche Akzente, er arbeitet genauso mit Jugendlichen wie mit den Vertretern von Ämtern, LehrerInnen oder Pflegepersonal.

Dabei geht er von der subjektiven Position aller Beteiligten aus, sie seien 'Opfer', und der Annahme, mit dieser 'Opferposition' legitimierten sie die Abwertung anderer. Allerdings übergeht er dabei die Machtfrage weitgehend. Er reflektiert nicht, daß einige Menschen über die Machtmittel verfügen, die Abwertung in Ausgrenzungen zu realisieren, und daß andere diese Möglichkeiten nicht haben.

Résumé

Jugend erscheint (auch) in Deutschland als Problemfeld: Noch-nicht-Erwachsene, Noch-nicht-der-Zivilisation-Unterworfene, Delinquenten, Gewalttäter, Rechtsextremisten. Diese Feststellung ist alt - schon Sokrates fluchte über die Tyrannei der Jugend. Seitdem ist es bekanntlich jeder Generation gelungen, die nachfolgende Jugend schlechtzumachen. Dabei hat dieses Schlechtmachen die Funktion, die eigene Verantwortung abzuwälzen und sich gleichzeitig für die erlebten Unterwerfungsrituale der Jugend zu rächen.

Es ist bezeichnend, daß Erwachsene - und besonders PolitikerInnen - die ja für den Zustand der Gesellschaft weitgehend verantwortlich sind, die Probleme, die sie selbst erzeugen, der Jugend anlasten. Dies gilt besonders für den Rassismus und den Rechtsextremismus.

Diese Kriminalisierung dient sowohl der Marginalisierung als auch der Disziplinierung. Angesichts der großen gesellschaftlichen Akzeptanz von autoritärem und rassistischem Denken hat der Diskurs eine Projektionsfunktion.

Entsprechend ist eine gegen Jugendliche gerichtete Pädagogik kein geeignetes Mittel für die Bekämpfung eines solch grundlegenden gesellschaftlichen Problems. Wenn sich Pädagogik tatsächlich dieses Themas annimmt, muß sie sich auch an die dafür Verantwortlichen richten.

³⁸ Vgl. H. Müller, Antirassistische Pädagogik, in: A. Bernhard, L. Rothermel [Hrsg.], Handbuch kritische Pädagogik, Weinheim 1997, S. 357-370, S. 362.

³⁹ C. Rojzman, Der Haß, die Angst und die Demokratie, München 1997.

MigrantInnenjugendliche in einer deutschen Großstadt

Rassismus in Deutschland

Für MigrantInnenjugendliche stellt sich der Alltag zwischen Elternhaus, Ausbildung und Arbeitslosigkeit häufig folgendermaßen dar: Nicht nur mit Worten oder Tätlichkeiten werden Ab- und Ausgrenzungen durch Deutsche erlebt, sondern auch in vielfältigen Gesten, Verhaltensweisen, "Beobachtungen", Observationen durch weiße deutsche BürgerInnen und staatliche Organe. Staatliche und polizeiliche Maßnahmen, Anklagen, Abschiebungen, Vertreibungen und andere Gewaltmaßnahmen erleben MigrantInnenkinder und -jugendliche von klein auf. Die Auflistung der alltäglichen und von vielen MigrantInnenjünglichen geschilderten Erniedrigungen und Verletzungen ist lang. Nicht dazugehört ist eine ständige Botschaft, die nicht nur von rechten Mehrheitsangehörigen vermittelt wird, Ausgrenzungen bzw. Kontaktlosigkeit, Desinteresse und Ignoranz ist ein auch bei Linken zu beobachtendes Phänomen. Hinzu kommen Probleme mancher MigrantInnen aus unterschiedlichen Ethnien im Umgang untereinander, die den Lebensalltag von Kindern und Jugendlichen zusätzlich erschweren.

Kinder und Jugendliche in der BRD

Kinder und Jugendliche erwarten von ihren Eltern, älteren Geschwistern, LehrerInnen, PädagogInnen und Erwachsenen ein Entgegenkommen bezüglich möglicher Hilfen und einer Unterstützung in ihrer Entwicklung. Sie suchen und praktizieren vielfältige Kommunikationsformen, soziale Zusammenhänge und Kontakte, die in ihren Augen eine Antwort auf die veränderten Alltagserfahrungen und gesellschaftlichen Verhältnisse sind.

Die Tätigkeiten insbesondere von Jugendlichen werden häufig von Erwachsenen wenig oder nicht verstanden und akzeptiert. Die Suche nach Identität und Selbstbehauptung führt auch zu Handlungen, die von der Gesellschaft und der familiären und sozialen Umgebung sanktioniert, reglementiert oder strafrechtlich verfolgt werden. Im Folgenden möchte ich auf multikulturelle Jugendcliquen in Abgrenzung zu monokulturellen Jugendcliquen (d.h. solchen Cliquen, die sich gegen Angehörige anderer Kulturen oder Nationalitäten abgrenzen) eingehen. Letztere existieren in Berliner Innenstadtbezirken z.B. neben rechten Gruppierungen meist als türkische oder arabische Gruppierungen.

Jugendliche schließen sich in Jugendcliquen zusammen, suchen und finden in ihnen z.T. eine Art "Ersatzfamilie" und entwickeln sowohl sozial

destruktive als auch produktive und von ihnen als positiv empfundene Ausdrucksformen. Diese widerspiegeln ein reges Gruppen- oder Szenenleben, welches in Abgrenzung zu ihrer Umgebung entsteht, aber bezüglich dieses Verhältnisses zwischen Jugendlichen aus unterschiedlichen Kulturkreisen stärkere (Ver-)Bindungen hat entstehen lassen. Die Herkunft, Hautfarbe und unterschiedliche Sprache ist in der Bedeutung für diese schon seit vielen Jahren in schulischen Zusammenhängen, Jugend- oder Sportgruppen zusammenlebenden Jugendlichen z.T. weniger wichtig als vor einigen Jahren bzw. für die Generation ihrer Eltern.

Für Jugendliche haben die Clique und die freundschaftliche Beziehung zu anderen Menschen eine besondere Bedeutung. Hier werden Meinungen und Gefühle, Ängste und Freuden erfahrbar gemacht und ausgetauscht. Die psychosozialen Wirkungen der gesellschaftlichen Veränderungen auf Jugendliche werden darüber hinaus in Schulen, Jugendeinrichtungen, Vereinen und Organisationen zunehmend deutlich.

MigrantInnenjugendliche finden sich in Cliquen zusammen, entwickeln in der Schule, auf der Straße oder in Vereinen eigene Verständigungsformen, Sprachen und Kulturen. Deutsche Jugendliche spielen meistens keine Nebenrolle, wie manche "Jugendfachleute" "analysierten", sondern eine Rolle unter vielen. Die gesellschaftliche Ausgrenzungspropaganda in Deutschland (z.B. "Ausbildungsplätze und Arbeitsplätze zuerst für Deutsche") war früher fast ausschließlich bei RechtsextremistInnen zu finden; heute ist sie durchgängiges Prinzip in vielen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen¹ Bereichen in der BRD. MigrantInnenjugendliche, die sich durch Gruppenbildungen u.a. den lebensnotwendigen Raum schaffen, der ein Überleben ermöglicht, entwickeln vielfältige Ausdrucksformen: Manche passen sich an in der BRD dominierende Normen an ("Integration"), besuchen Sport- u.a. Vereine, treffen sich in Jugendeinrichtungen oder (Straßen-)Cliquen, andere organisieren sich in politischen Gruppen oder suchen in kriminellen Zusammenhängen einen "Ausweg" aus wirtschaftlicher Not. Multikulturelle Jugendcliquen sind ein willkommenes Feindbild, zuweilen auch in "alternativen" Kreisen²:

¹ Vgl. z.B. die Politik des deutschen Rockmusikerverbandes (dem BAP, Grönemeyer, Lindenberg u.a. angehören), ausschließlich deutsche Rockmusikultur zu fördern; die häufigen Äußerungen des deutschen Fußballtrainers B. Vogts über die "Misere des deutschen Fußball", die "wegen der vielen Ausländer in der Bundesliga" entstanden ist usw.

² Die TAZ setzt schon mal die Fotografie einer MigrantInnenclique über einen Artikel zur "Verwahrlosung" der Städte (TAZ v. 10.8.1997 mit der Überschrift: "Die latente Bedrohung des Bürgerkriegs") oder berichtet über eine "Bande von türkischen Jugendlichen" in der Berliner Bergmannstraße unter der Überschrift "Die Jungs gehen gnadenlos vor" (TAZ v. 9.12.1997). Das sogenannte Kreuzberger Projektleplenum (ein Zusammenschluß von Jugendprojekten in Kreuzberg) beschreibt 1997 in einem Bericht in sehr drastischen und stigmatisierenden Bildern die Probleme in der Arbeit mit MigrantInnenjünglichen. Seidel-Pielen, Stürzbecher u.a. prägten zu Beginn der 90er mit ihren Veröffentlichungen ("Krieg in den Städten", "Tatort Straße" u.a.) ein ausgrenzendes und rassistisches Bild von "Ausländischen Jugendbanden" u.a.

Die Stigmatisierung von MigrantInnenjugendlichen und ihre Folgen, eine erhöhte Gewaltbereitschaft bzw. heftige und zuweilen auch gewalttätige Interaktionen der Jugendlichen untereinander und eingeschränkt auch zu den PädagogInnen und SozialarbeiterInnen in der Jugendarbeit, machen die sozialpädagogische Arbeit in Berlin in "Jugendarbeits-Krisengebieten"³ immer schwieriger.

Hinzu kommen die oftmals verkrusteten Bürokrationen in manchen Bezirken, die für die Jugendlichen und für die in der Praxis wirkenden MitarbeiterInnen die Arbeit nur geringe Unterstützung bedeuten. Die Bereitschaft von MitarbeiterInnen, sich politisch zu engagieren und damit einen demokratischen Emanzipationsprozeß zu unterstützen, hat in den letzten Jahren stetig abgenommen.

U. Osterkamp schreibt zum "Druck der Praxis" bei SozialarbeiterInnen in einem anderen Arbeitsfeld (in Flüchtlingsheimen): "Eine Verarbeitungsform der objektiv überfordernden Situation ist offensichtlich die Tendenz - um allen Konflikten aus dem Weg zu gehen -, Gespräche untereinander im wesentlichen auf das Private zu beschränken und sich gegenseitig mit Ansprüchen zu verschonen, die das Ungenügen der Arbeit verdeutlichen würden." (Osterkamp 1996, S. 33)

Jugendliche heute - eine Jugend der Gewalt?

Jugend ist kein fixer Zustand, sondern bedeutet in erster Linie Ausprobieren, Kennenlernen, Erfahren, Lernen, "Fehler machen", Widerruf, und sich entwickeln. Erfahrungen machen viele Jugendliche auch in Bezug auf Gewalt. Bedrohung, Androhung, Vorbereitung, Anwendung, Anschauung u.a. in Zusammenhang mit Gewalt sind Bereiche von Lebenswelterfahrung von Jugendlichen.

Das im öffentlichen Diskurs geprägte Bild von "der heutigen Jugend" kann nach Kappeler zu einem "Profil einer Generation werden, das in die Gesellschaftsbücher eingeht" (Kappeler 1995, S. 117). Nach den "Profilen" aus der Jugendsoziologie und aus den Erziehungswissenschaften, die nach Kappeler zum Stigma ganzer Generationen wurden, wie z.B. "die skeptische Generation, die sachliche Generation, die rebellische Generation, die Konsumgeneration, die narzistische Generation, die unpolitische Generation" wird jetzt - vielleicht - "die gewalttätige Generation" entdeckt. Diese Zuweisungen sind mehr als fragwürdig und geben keinerlei konkrete Informationen. Zum Problem "Jugend und Gewalt" sind viele Aspekte zu berücksichtigen. Die Meinungen, ob die Intensität der Gewaltanwendungen zunimmt oder nicht, gehen auch die Meinungen von JugendforscherInnen auseinander (vgl. Scherr 1992 und 1994).

³ Wie z.B. in manchen Gegenden des nordöstlichen Teils des ehemaligen Westberlins oder in diversen Ost- und Westberliner Trabantenstädten ebenso wie in manchen Innenstadtbereichen.

Zwei Aspekte sind hierbei wichtig, erwähnt zu werden. Erstens der Aspekt der Berichterstattung in Medien über dieses Thema und zweitens die aktuelle Situation in der Jugendarbeit z.B. in Berlin.

ad 1: Jugendliche heute werden häufig in den Medien mit dem Phänomen der Gewalt in Verbindung gebracht. Die Gewalt ist schon allein aus diesem Grunde ständig ein Thema für Jugendliche. Reißerisch aufgemachte Presseberichte haben auf Jugendliche z.T. eine stimulierende Wirkung. Eine gegenüber MigrantInnenjugendlichen stigmatisierende Behandlungsweise wird auch von vermeintlich kritische AutorInnen⁴ getätigt. Dabei stehen diese Jugendlichen im Fokus einer Betrachtungsweise, die sie in Verbindung mit Gewalt, Kriminalität oder anderen Problemen sieht.

Manche PädagogInnen gehen aufgrund von Ängsten, Bedrohungen, politischem Desinteresse, Arbeitsüberlastung u.a. zunehmend weniger auf Jugendliche in Jugendcliquen zu. Mit dem Stellenabbau im öffentlich Dienst und den Haushaltskürzungen sind u.a. Arbeitsbereiche direkt betroffen, die in den letzten Jahren neu geschaffen worden waren und der Notwendigkeit einer verstärkten mobilen Jugendarbeit Rechnung trugen.

ad 2: Nach Presseberichten und Berichten aus der praktischen Jugendarbeit nimmt die Intensität und Brutalität der Gewaltanwendungen bei Jugendlichen z.T. erheblich zu. So schilderten 1997 MitarbeiterInnen von freien Trägern der Jugendhilfe aus Kreuzberg⁵, daß in den meisten Kreuzberger Jugendeinrichtungen von freien Trägern wegen der gestiegenen Gewaltbereitschaft eine Arbeit mit Jugendlichen kaum mehr möglich ist.

Es ist eine Tendenz ablesbar, die schon Mitte der 80er Jahre bezogen auf eine andere Jugendszene erkennbar war: 1986 schrieben MitarbeiterInnen aus einem Hamburger Fan-Projekt "Die Neonazis sind die einzige politische Gruppe, die sich um die Fans und Skinheads kümmert." (Bericht des Hamburger Fan-Projekts 1986, S.65).

Was einst für das Verhalten bzw. Nichtverhalten u.a. von SozialpädagogInnen bezüglich Fußball-Fans und Skinheads galt, kann heute auf die Jugendarbeit mit MigrantInnenjugendlichen bezogen werden. Rechtsextremistische, nationalistische oder sogenannte religiös-fundamentalistische Organisationen und Gruppen führen einen ständigen Kampf um MigrantInnen. Seit der großen Demonstration von türkischen Organisationen und Gruppen in Solingen aus Anlaß des Mordes an fünf türkischen

⁴ So schreiben Farin/Seidel-Pielen in ihrem Buch "Krieg in den Städten" einleitend: "Stammeskriege erschüttern europäische Metropolen. Ob London, Paris, Frankfurt, Leipzig oder Berlin: überall bietet sich ein ähnliches Bild. Jugendbanden durchstreifen mit lautem Kriegsgeschrei und martialischem Outfit den Großstadtdschungel. Die Rhythmen, die den multikulturellen Alltag begleiten, sind ihnen zu heiß. Die schrillsten und radikalsten Partituren werden augenblicklich im welthistorisch gebeutelten Berlin komponiert. Dort liefern sich, beschattet von deutsch-deutschen Vereinigungen, multiethnische Streetgangs Straßenschlachten mit Skinheads, Neonazis und Polizisten." (Farin/Seidel-Pielen 1991, S. 7)

⁵ In einem Papier zu "Jugend und Gewalt in Kreuzberg".

Mädchen und Frauen 1993, an der Zehntausende Menschen teilgenommen hatten, trugen Jugendliche, die in früheren Jahren eher an linken Demonstration teilgenommen hatten, T-shirts der faschistischen Organisation "Graue Wölfe"⁶. Das Ohnmachtsgefühl vieler MigrantInnenjugendlicher wandelte sich in ein Gefühl der vermeintlichen Stärke und des Zusammenhalts, wenn auch unter rechtsextremistischen Vorzeichen. In Gesprächen äußerten diese die Meinung, daß es galt, den ständigen Erniedrigungen, Verfolgungen, Entrechtungen und seit einigen Jahren auch verstärkt durchgeführten Mordanschlägen "der Deutschen" etwas entgegenzusetzen. Nationale, religiöse oder mystische Symbole und Fahnen bieten Identifikationsmuster für ältere Menschen und ebenso für Jugendliche. Der Hintergrund der Organisationsstrukturen, das Macht- und Gewaltgefüge, wird oft erst erkannt, wenn die Bindungen und Abhängigkeiten schon sehr stark geworden sind. Ein Austritt ist oft nur noch mit großen Anstrengungen möglich und nicht selten auch mit Gefahren verbunden. Es besteht die dringende Notwendigkeit des Zugehens auf sogenannte gewaltbereite Jugendgruppen und der Entwicklung einer lebensweltbezogenen und alltagsorientierten Arbeit mit Jugendlichen, deren Weltbild noch nicht nationalistisch und rassistisch verfestigt ist.

Es gilt, die Sichtweisen, Erfahrungen und Tätigkeiten von Jugendlichen mit den Jugendlichen zu erarbeiten und ihnen einen Lerngegenstand (vgl. Holzkamp 1997, S. 279 ff) zu entwickeln bzw. anzubieten, für den sie sich entscheiden oder den sie ablehnen können.

Die Verhaltensweisen von Jugendlichen in multikulturellen sozialen Gruppen sind daher im Zusammenhang mit aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen zu sehen. Ereignisse und politischen Entscheidungen haben mittelbaren und unmittelbaren Einfluß auf die Lebenslagen der Jugendlichen. Den Rassismus im Alltag und damit rassistische Strukturen, Erscheinungsformen und Ursachen zu erforschen, impliziert, sowohl die Wirkweisen und Funktionen von Rassismen auf das Individuum als auch die Bedeutung und Funktion, die rassistische Äußerungen, Taten usw. für das Individuum als mögliche TrägerIn von Rassismen haben, deutlich zu machen.

Rassistische Alltagserfahrungen

Der seit Mitte der 80er Jahre stark angestiegene und offensiver auftretende Rechtsextremismus und Rassismus in Deutschland richtet sich in erster Linie gegen MigrantInnen, Flüchtlinge und Minderheiten. Frauen, Kinder und Jugendliche sind dabei besonders stark betroffen. Kinder und Jugendliche von MigrantInnen, besonders aus außereuropäischen Ländern

⁶ Die "Grauen Wölfe" verüben Anschläge, Morde und andere Gewaltaktionen gegen Andersdenkende, demokratische oder linke und z.B. gegen kurdische Personen und Organisationen.

sind nicht nur weitgehend rechtlos, sondern auf Hilfe und Unterstützung von Eltern, PädagogInnen und anderen Erwachsenen angewiesen.

Die Situation für MigrantInnen, Flüchtlinge und "Illegale" wird darüber hinaus in vielen Bereichen seit dem Ende der 80er Jahre durch offene rassistische Hetze und Gewalt verschärft.

Jugendliche stehen unter starkem Druck, der durch Repressalien ausgelöst wird: durch ökonomischen Druck, politische Diskriminierungen⁷, zunehmende Integration von Rechtsextremisten in staatliche Institutionen, Gewalt und alltägliche Ausgrenzungsprozeduren.

Es ist einerseits nicht gewollt, daß sich (außereuropäische) MigrantInnen in der BRD selbsthaft machen; "Rückführungen", Abschiebungen auch von Kindern und Jugendlichen, Ablehnungen bei der Arbeitsplatzsuche sind das Alltagsleben von Jugendlichen prägende Erfahrungen. Andererseits ist das (Selbst-)Bewußtsein bei vielen Jugendlichen aus MigrantInnenfamilien vorhanden, hier zu leben und darauf ein Recht zu haben. "We have a right to stay" ist nicht nur der Titel eines Berlin-Kreuzberger Jugendprojekts⁸, sondern auch eine Einstellung vieler Jugendlicher zum Leben in dieser Gesellschaft.

Bezüglich ihres Lebensumfeldes und auch untereinander ist das Leben von Jugendlichen in Cliquen oder Szenen nicht nur durch kreative und sozial produktive Tätigkeiten geprägt, sondern es gibt ebenso wie bei anderen Jugendlichen neben Freude, Spontaneität und Mobilität auch Anmache, Unaufrichtigkeiten, Konkurrenz, delinquentes Verhalten u.a.

Wie erleben Jugendliche aus MigrantInnenfamilien und "einheimischen" Familien zunehmend enger werdende soziale Handlungsräume? Wie gehen Jugendliche mit einer z.T. extrem gewaltbereiten Bedrohung bei Fahrten ins Berliner Umland um?⁹ Wie reagiert die HipHop-Bewegung

⁷ Wie etwa durch Äußerungen des Ministerpräsidenten von Mecklenburg-Vorpommern, B. Seite, vgl. Tagesspiegel v. 15.2.1998.

⁸ In dem HipHop-Projekt "We have a right to stay" in Berlin-Kreuzberg 1993 und 1994 wurden viele jugendkulturelle Elemente wie Musik, Aerosol Art ("Graffiti"), Tanz u.a. mit politischen Aussagen und Forderungen verknüpft, die u.a. eine Unterstützung der Selbstorganisationsformen von MigrantInnenjugendlichen zum Ziel hatten.

⁹ So wurden vier Jugendliche aus vier Nationen, die sich in Vorbereitung eines großen Aerosol-Art Projektes in einer Brandenburger Stadt anschauten, unmittelbar nach Ankunft auf einem Bahnsteig an dem Ort von einigen Jugendlichen, die auf einer Bank saßen, mit "Sieg Heil" begrüßt. Die direkt neben den Jugendlichen stehenden Wachschutzmitarbeiter lachten daraufhin. Die Kreuzberger Jugendlichen verhielten sich zurückhaltend und ignorierten die "Anmache". Dies geschah nicht aus Furcht, wie sie sagten, sondern um die Situation nicht eskalieren zu lassen. Die provozierenden Jugendlichen liefen mit ihrem Verhalten "ins Leere" und beschränkten sich aufs Beobachten und Observieren der Gruppe, zu der später ein Jugendforscher hinzustieß. Die Jugendlichen, deren Eltern aus Polen, der Türkei, Griechenland und Bolivien stammten, und die z.T. in früheren Zeiten "Mitglieder" von bekannten Jugendgruppen waren, verhielten sich besonnen, solidarisch und cool. Der Eindruck, den sie hinterließen, hatte anscheinend auch Eindruck auf die "einheimischen" Jugendlichen gemacht. Die Zahl der angegriffenen Jugendlichen - insbesondere aus MigrantInnenfamilien - ist in den letzten Jahren extrem angestiegen.

auf Kriminalisierung, Kommerzialisierung und andere Vereinnahmungsversuche?

Die MigrantInnenjugendliche prägenden Lebenswelten in der Familie und in der Gesellschaft bedeuten oft eine doppelte Fessel. Zuweilen ist die eine Anbindung auch eine Stütze in der Abgrenzung gegen die andere. In dieser Ambivalenz zu einer neuen Identität zu finden, birgt einerseits soziale und psychische Konfliktpotentiale und andererseits produktive Möglichkeiten der Weiterentwicklung.

Über das von den Medien geprägte "Bild der Jugendlichen"

Im folgenden möchte ich auf Stigmatisierungen von Jugendlichen in der Politik, in den Medien und auch durch JugendforscherInnen eingehen.

Ausgangspunkt bzw. Klimax mancher Diskussionen in unterschiedlichen Arbeitszusammenhängen mit JugendarbeiterInnen und JugendforscherInnen war die Diskussion über das von gesellschaftlichen Institutionen geprägte Bild der Jugendlichen. Dieses wird häufig "gezeichnet" mit Attituden wie "gewaltbereit, gewalttätig, drogengefährdet, drogenkonsumierend, sich zusammenrottend, störend", usw. Davon sind Jugendeinrichtungen bzw. Jugendinstitutionen nicht ausgenommen. Der ehemalige Streetworker Stürzbecher entwarf zu Beginn der 90er Jahre in mehreren Publikationen im Bastei-Verlag (1992) ein stark stigmatisierendes Bild dieser sogenannten gewalttätigen, meist, wie er schrieb, "ausländischen" Jugendlichen. Der Publizist Seidel-Pielen, der an diesen Büchern mit Rat beteiligt war, entwarf u.a. das Bild vom "Krieg in den Städten" und auch die Tageszeitung "taz" produziert solche Bilder¹⁰.

Gesellschaftliche Phänomene wie Gewalt, Kriminalität, Rechtsextremismus u.a. werden häufig Jugendlichen, "ausländischen Jugendgangs" oder auch Skinheads zugeschrieben. In manchen Presseartikeln werden Fotos dem Text beigelegt, die in keinem inhaltlichen Zusammenhang zum dazugehörigen Text bzw. der thematischen Ausführung stehen - außer dem der rassistischen Zuschreibung von bestimmten "Verhaltens- oder Wesensmerkmalen" bestimmter Personen(-gruppen) zum Vorteil der eigenen Person(engruppe). So wird z.B. in einem Artikel über sozialstrukturelle Veränderungen in Berlin über die verarmten Bezirke Kreuzberg und Neukölln mit dem Titel "Die latente Drohung des Bürgerkriegs" berichtet: "Besonders deutlich wird der soziale Abwertungsprozeß nicht nur in

¹⁰ Im folgenden ist etwas ausführlicher die taz-Berichterstattung dargestellt, weil die taz den Anspruch hat, Sprachrohr von Minderheiten, Teil einer links-alternativen Bewegung usw. zu sein. Bei eher bürgerlichen Zeitungen ist eine Stigmatisierung von Jugendlichen als "ausländische Jugendliche", "gewalttätige Jugendliche", "rechte Skinheadschläger" usw. wenig verwunderlich. Die taz wird auch von Jugendszenen anders wahrgenommen. Die unten beschriebenen Beispiele sind nicht durchgängiges Prinzip bei der taz. Die taz hat oft Partei für Jugendliche, Jugendszenen, Ausgegrenzte u.a. ergriffen und war unzählige Male die einzige der größeren Tageszeitungen, die überhaupt Gegendarstellungen bei "Jugendkrawallen" abgedruckt hat.

Kreuzberg, wo die Jugendstadträtin Hannelore May bereits mit einem Anstieg der Jugendarbeitslosigkeit auf 60 Prozent im Jahre 2000 rechnet, sondern auch in Neukölln. Die Neuköllner Altstadt, wie das gründerzeitliche Neukölln im Amtsdeutsch gegenüber den Neubaugebieten der 'Südstadt' genannt wird, ist kein Problembezirk mehr, sondern steht kurz vor der Verslumung." (U. Rada, in der taz v. 18.8.1997). Diesem ganzseitigen Artikel ist ein großes Foto beigelegt, welches vier Jugendliche in Macho-Pose zeigt. Das Foto steht in keinem inneren Zusammenhang zu dem Text. Es kann aber dem/der Leserin den Eindruck einer latenten Bedrohung vermitteln. In anderen taz-Artikeln, z.B. dem über die "Gefahren durch türkische Jugendliche in der Berliner Bergmannstraße" am 9.12.1997 unter der Überschrift "Die Jungs gehen gnadenlos vor" wird der "nicht gelebte Multikulturalismus" beklagt.

In der Jugendarbeit in Berlin spitzte sich die Ausgrenzung von sogenannten schwierigen Jugendlichen und auch von MigrantInnenjugendlichen aus Jugendhäusern und -angeboten am Ende der 80er Jahre zu.

Jugendhäuser, Diskotheken und andere Treffpunkte für Jugendliche wurden zunehmend für MigrantInnen versperrt. Die "weiche" Ausgrenzung durch fehlende Angebote und das gezielte Nichteingehen auf Bedürfnisse von Jugendlichen in besonderen Problemlagen taten ihr Übriges.

Die Situation in Berlin spitzte sich Ende 1989 zu. Print- und andere Medien brachten häufig Beiträge über die Gewalt und Kriminalität der "Jugendbanden".

In einer Broschüre einer Berliner Straßensozialarbeitseinrichtung heißt es: "Nach dem 20. April 1989, zu dem neonazistische Gruppen in der Stadt Überfälle auf AusländerInnen angekündigt hatten, traten verstärkt Jugendgruppen, die sich als 'Gangs' bezeichneten und sich u.a. aus türkischen, kurdischen, jugoslawischen und arabischen Jugendlichen zusammensetzten, in die Schlagzeilen der Presse. Die Medien berichteten in der Folgezeit ausführlich und auf Sensationen bedacht über ein in ihren Augen erschreckendes Ausmaß an Aggressionsentladung von Jugendlichen. Für den Sommer des Jahres 1989 wies die Polizeistatistik ein deutliches Ansteigen von Diebstählen und Überfällen auf. Dazu gehörte der Jackenraub auf Schulhöfen oder in der U-Bahn, aber auch Massenschlägereien zwischen verfeindeten Gruppen aus verschiedenen Stadtbezirken. Auffällig war die Beteiligung von noch sehr jungen Jugendlichen, die sich auf den Straßen in hohem Maße an dem Verhalten älterer Geschwister oder an im Stadtteil 'berühmt-berüchtigten' Jugendlichen orientierten und deren Verhalten nachahmten. Nach der Maueröffnung im November 1989 kam es vermehrt zu Auseinandersetzungen zwischen multiethnischen Jugendgruppen aus dem Westteil und rechtsgerichteten Jugendlichen aus dem Ostteil der Stadt. Immer mehr Jugendliche bewaffneten sich. Vor dem Hintergrund dieser Auseinandersetzungen verabschiedete das Berliner

Abgeordnetenhaus im Mai 1990 das Programm 'Aufsuchende Jugendsozialarbeit'.¹¹

Ausgrenzungen durch PädagogInnen

Neben der "weichen" Aussperrung, die durch eine "Pädagogik der nicht gemachten Angebote" betrieben wird, sind viele marginalisierte Jugendliche, insbesondere MigrantInnenjugendliche mit einer Reihe von Verboten belegt: Hausverbot im Jugendhaus, Schulverbot, betriebliche Ausbildungsstättenverbot, Hausverbot in "alternativen" Zentren. Außerdem sind bei diesen Jugendlichen z.T. Strafverfahren anhängig bzw. Bewährungsaufgaben zu erfüllen, die nicht selten mit Verboten einhergehen.¹² Die Ausgrenzungspädagogik steht in direktem Kontext zum Verhalten mancher PädagogInnen, die einst mit dem Willen zu "Solidarität mit Betroffenen", Unterstützung und "Integration" von "Randständigen" an die Arbeit gegangen sind.

Dazu vermerkt Annita Kalpaka: "Wir analysieren Rassismus als eine Form ideologischer Vergesellschaftung, bei der sich Individuen in die staatliche Ordnung einfügen, indem sie EinwanderInnen ablehnen, marginalisieren, als minderwertig behandeln. Dabei geht es weniger um rechtsextreme und offensichtlich rassistische Positionen, sondern eher um liberale, sogar linke Denk- und Handlungsweisen, die es der ethnischen Mehrheit ermöglichen, die eigenen Lebensweisen zu bestätigen, indem Veränderungen, die die Stabilität der eigenen Identitäten gefährden könnten, zurückgewiesen werden. ... Rassismus dient hier zur Abwehr der Erkenntnis der eigenen Unterwerfung, ohne den Widerstand gegen die unterdrückenden Strukturen zu richten, die man als vorgegeben ansieht, und gegenüber denen man sich machtlos fühlt, und ohne einsehen zu müssen, daß man sich in Verhältnissen einrichtet, die einen machtlos halten (Kalpaka in Leiprecht 1992, S. 131). Es ist schwierig, mit Jugendlichen zu arbeiten, die sich gewaltbereit zeigen oder Gewalt anwenden, kaum ansprechbar sind, häufig Drogen konsumieren, mit Drogen handeln u.a. Es gibt zudem Jugendliche, die phasenweise nicht ansprechbar sind. Aber die Behauptung der Nichtansprechbarkeit von Jugendlichen wird z.T. auch als Schutzbehauptung dafür benutzt, die eigene Institution weitgehend konflikt- und problemfrei zu halten. Es wäre vermessen zu behaupten, diese Arbeit sei in jedem Fall

¹¹ Siehe die Broschüre "Straßensozialarbeit in Berlin - Gangway", Berlin 1990.

¹² Ich habe einmal den Gang eines Jugendlichen mit vergleichbaren Verboten und Auflagen durch einen Stadtteil, in dem er lange lebte, vorgestellt: Die Türen waren fast überall verschlossen, überall in dem relativ kleinen Stadtteil gab es Personen und Gruppen, die ihn mit Sanktionen belegt hatten, weil er mit ihnen Streit gehabt hatte, in eine Schlägerei verwickelt war oder aus reinem Übermut in den Augen der betreffenden Hausrechtsinhaber "über die Stränge geschlagen" hatte. Es gab keinerlei Räumlichkeit, in dem er sich aufhalten durfte. Der Jugendliche, der Analphabet ist, war mehrere Jahre in einer Strafvollzugsanstalt. Er wurde im Frühjahr 1998 aus Berlin, wo er geboren wurde, abgeschoben.

möglich. Die Diskussion jedoch darüber, was und wie es möglich und notwendig ist, wird häufig nur unzureichend geführt. Manche Teams drehen sich jahrelang im Kreis. Und viele Jugendliche bleiben "weich" ausgesperrt. Sie stehen im wahrsten Sinne des Wortes "draußen vor der Tür".

Die zunehmende Abschottung und Ausgrenzung gegenüber MigrantInnen oder Andersaussehenden oder -denkenden führt zu dem verstärkten Willen nach Selbstbehauptung sowie materieller und ideeller Achtung. "Respekt" ist eine der wichtigsten Botschaften, die viele Jugendliche in Deutschland, etwa in der HipHop-Bewegung, unterstützen bzw. einfordern. Daß MigrantInnenjugendliche in den öffentlichen Gewalt- und Kriminalitätsdiskussionen als Haupttatverdächtige und prozentual größte TäterInnengruppe genannt werden, entspricht nicht der Wirklichkeit. Dazu schrieb R. Geissler in einer von der Bundeszentrale für politische Bildung der Bundesregierung 1992 herausgegebenen Schrift: "In der Öffentlichkeit, aber auch unter Wissenschaftlern ist die Meinung verbreitet, daß Ausländer, insbesondere die jüngere Generation, häufiger kriminell werden als Deutsche. Genauere Analysen belegen jedoch, daß die angeblich hohe 'Ausländerkriminalität' auf Verzerrungen und Fehldeutungen der Kriminalstatistiken zu Lasten der Ausländer zurückzuführen ist. Die benachteiligte Soziallage der ausländischen Bevölkerung hat keine überdurchschnittlich hohen Kriminalitätsraten zur Folge."

Der Blick wird oft von PolitikerInnen, Medien und auch PädagogInnen auf eine bestimmte Zielgruppe (hier die MigrantInnen und ihre Jugendlichen) ausgerichtet, um von eigenen Anteilen z.B. an Ausgrenzung, Diskriminierung oder anderen rassistischen Denk- oder Handlungsformen abzulenken. Diese Zielgruppen werden dadurch funktionalisiert und z.B. auch dem breiten Publikum als "Schuldige oder Verursacher" in und von Krisen präsentiert (vgl. dazu Jäger, in: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung 1992).

Zu den sozialen und jugendpolitischen Aspekten der Ausgrenzung von MigrantInnen schreiben die französischen Autoren F. Dubet und D. Lapeyronnie 1992 in ihrem Buch "Im Aus der Vorstädte" über die sich in den 70er Jahren zunehmend entwickelnden Auseinandersetzungen zwischen MigrantInnen und Einheimischen bzw. zwischen Macht (d.h. materielle und ideelle Macht) habenden und "Randständigen" mit den Worten: "Bis Mitte der siebziger Jahre bildeten Arbeiterstreiks und Gewerkschaftsbewegung die Eckpunkte der sozialen Frage. Doch dann, mit einem Schlag, wurden sie durch die Vorstädte und die städtischen Revolten verdrängt. Mit ihnen rückten Probleme von Einwanderung, Jugendkriminalität und die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit in den Vordergrund. Die Arbeitskämpfe sind der Ausgrenzung und der städtischen Problematik gewichen, Ausgrenzung hat Ausbeutung ersetzt. In einer zweigeteilten Gesellschaft wie der unsrigen verblaßt der Klassenkampf vor der Integrations- und Randgruppenfrage." (Dubet/Lapeyronnie 1992, S.5). Ausgehend von

den sich verschärfenden rechtsextremistischen Entwicklungen in Frankreich (siehe Bürgermeisterwahlen 1996 und 1997 in Südfrankreich) und auch den rechtsextremistischen Entwicklungen in Deutschland (z.B. in Sachsen-Anhalt, im Land Brandenburg und in Bayern) ist es dringend notwendig, sich nicht nur stärker mit rechtsextremistischen Entwicklungen deutscher oder anderer nationaler Strömungen, Orientierungen und Organisationen u.a. auseinanderzusetzen, sondern auch die interkulturellen Lebensbedingungen intensiv zu erforschen und produktive Elemente ebenso wie Entwicklungsbehinderungen herauszuarbeiten.

Suche nach Identität

Jugendliche entwickeln sich in ihrer Adoleszenzphase in ständigem Ringen zwischen Identität und Abgrenzung. Soziales Verhalten lernt der Mensch durch Entwicklung und Festigung einer "Ich-Identität" in der Auseinandersetzung mit eigenen Bedürfnissen und Intentionen und der Identifikation und/oder Abgrenzung zu den Tätigkeiten von Bezugspersonen. Die Familie ist für dieses zu erlernende Verhalten ein Übungsfeld, welches oft ungenügend besetzt ist. Jugendliche suchen und finden z.B. in der Peergroup einen Ersatz bzw. eine Weiterentwicklung. "Identitätsfindung ist ein lebenslanger Prozeß, aber sie ist das zentrale Problem der Jugendphase, das viele Aspekte beinhaltet: die Ablösung vom Elternhaus, die Anerkennung oder Findung einer Geschlechtsrolle, die Vorbereitung auf den Beruf, die Auseinandersetzung mit tradierten Werten, die Suche nach eigenen Werten." (Klees u.a. 1984, S. 120) Bei der "Abnabelung" von elterlichen Weltansichten und der Suche nach neuen Identifikationsmustern finden Jugendliche eine Reihe von (meist) kommerziellen Orientierungsmustern vor. Das Popmusikbusiness, der kommerzielle Sportbereich (z.B. Fitness- und Kampfsportbereich), Sekten, Film- und Jugendmedienindustrie u.a. bieten Jugendlichen Identifikationsmöglichkeiten und werben um Kinder und Jugendliche als Konsumenten. Die britischen Sozial- und Jugendforscher Cohen, Hall, Willis, Clarke u.a.¹³ haben sich ausführlich mit der Spiegelung der objektiven Lebensbedingungen von Jugendlichen in ihrem Alltagsleben befaßt. Willis verbindet die Suche nach Identität mit einem Ansatz der kulturellen Jugendarbeit: "Die Menschen bringen lebendige Identitäten mit in den Handel und den Konsum von Kulturwaren und werden darin zugleich geformt. Sie bringen Erfahrungen, Gefühle, soziale Stellung und soziale Zugehörigkeiten mit in ihre Konfrontation mit dem Kommerz. Sie bringen daher einen notwendigen symbolischen Zwang mit, nicht nur, um aus Kulturwaren Sinn zu machen, sondern um durch sie auch den Widersprüchen und Strukturen Sinn zu geben, die sie in Schule, Col-

¹³ Clarke, Hall, Cohen, Willis u.a. sind durch ihre Arbeiten am Centre for Contemporary Cultural Studies (CCCS) in Birmingham hervorgetreten. Cohen hat mehrere Schulprojekte zur antirassistischen Erziehung durchgeführt, die von Prinzipien der Handlungsfor- schung geleitet sind. (vgl. Auernheimer, in: Erziehung und Wissenschaft, Heft 10/94).

lege, Produktion, Nachbarschaft und als Mitglieder bestimmter Geschlechter, Rassen¹⁴, Klassen, Altersgruppen erfahren. Die Ergebnisse dieser notwendigen symbolischen Arbeit können sehr verschieden von all dem sein, was ursprünglich in den Kulturwaren kodiert war." (Willis 1991, S. 38). Es gibt in der Fachdiskussion eine Tendenz, viele Verhaltensweisen von Jugendlichen aus "schlecht verlaufenen" Individuationsphasen zu erklären. Orientierungsverluste, die außerdem durch die Auflösung von sozialen "Milieus" forciert werden, erklären zum Beispiel nach Heitmeyer u.a. rechtsextremistische und gewaltbereite Orientierungsmuster bei Jugendlichen und in der Gesellschaft (Heitmeyer u.a. 1987).

In einer Abhandlung über antirassistische Erziehung schrieb K. Holzkamp: "Die Annahme eindeutiger kausalgenetischer Verknüpfungen etwa zwischen Vorurteilen Erwachsener und frühkindlichen Erfahrungen ist aber nicht etwa eine Beschreibung empirischer Sachverhalte, sondern die theoretische, um nicht zu sagen ideologische Konstruktion eines Determinationszusammenhangs, der keineswegs aus der biographischen Erfahrung 'herausgeholt', sondern in diese hineinkonstruiert wird." (1997, S. 282)

Jugendkulturen als Widerstand

Obwohl die Untersuchungen von Clarke, Cohen u.a. in den 70er und 80er Jahren primär auf Gruppenstile in England agierender Jugendszenen oder Cliques zielten, sind viele Erkenntnisse über innere und äußere Bedingungsbeziehungen jugendlicher Lebensformen gewonnen worden, die auf ihre Anwendbarkeit auf andere Jugendgruppenzusammenhänge hin zu überprüfen sind. Ergebnisse dieser Forschungsarbeiten haben wesentliche Akzente in der inhaltlichen Diskussion auch Berliner PädagogenInnen seit den 80er Jahren gesetzt.

Jugendliche entwickeln in Jugendszenen eigene Ausdrucksformen, Stile, die in sich Lösungen der von ihnen erlebten gesellschaftlichen Widersprüche bergen. John Clarke schreibt in "Jugendkultur als Widerstand" 1979 zum von Philip Cohen 1972 entwickelten Erklärungsmodell der "magischen Lösung": "Phil Cohen (1972) behauptet, daß Subkulturen eine 'magische Lösung' von Klassenwidersprüchen versuchen. Wir wollen diese Idee einer 'magischen Lösung' aufgreifen, indem wir die Grenzen des Stils im Kontext

¹⁴ Der Begriff "Rasse" ist in diesem Fall die wörtliche Übersetzung von engl. "race". In der englischen Fachliteratur wird der Begriff durchaus problematisiert wie z.B. durch R. Miles 1991, S. 93ff, wird aber von vielen AutorInnen gebraucht. Der Begriff "Rassismus" wird heute in vieler Hinsicht und von gegensätzlichen Exponenten gebraucht und seine Verwendung ist nur eingeschränkt präzise. So ist zunächst schon die Basierung auf dem Begriff "Rasse", der von den Sozialdarwinisten und Nationalsozialisten aus dem Tierreich übernommen und auf die Menschheit übertragen wurde, abzulehnen. In Deutschland bedeutet der Begriff "menschliche Rasse" eine unweigerliche sprachliche Nähe zu den Nationalsozialisten. Die Anwendung des Begriffs "Rasse" auf Menschenkategorisierungen ist Bestandteil der faschistischen und rassistischen Ideologie und deshalb nicht annehmbar.

des Verhältnisses zwischen einer hegemonialen und einer untergeordneten Kultur untersuchen. Unter 'magischer Lösung' verstehen wir nicht nur den Versuch, mit den aus Klassenwidersprüchen sich ergebenden Problemen irgendwie fertig zu werden, sondern auch Versuche, diese zu lösen - allerdings nicht auf jenem Terrain, wo die Widersprüche selbst wirklich entstehen, so daß die entwickelte Lösung keine reale Alternative darstellt, die sich potentiell gegen die Hegemonie richten würde.

Hegemonie bedeutet die Beherrschung wichtiger Bereiche der Gesellschaft mittels der Kontrolle großer gesellschaftlicher Institutionen sowie die Formung der Kultur einer Gesellschaft nach dem Bild der Kultur der herrschenden Klasse. In dem Maß, wie eine Infragestellung dieser Herrschaft nur partiell oder in einzelnen Sektoren geschieht, bleibt sie immanent, oder wie Gramsci sagt, 'korporativ.' (J. Clarke, 1979, S. 153ff.)

In den Arbeiten der CCCS wird die außerordentliche Bedeutung der Gruppe, der Clique und der Peer Group, in denen es um Kontaktpartner, Kleidung, Umgangsformen, Ziele und vor allem die Überschaubarkeit und Kontrolle über Straßen bzw. Stadtviertel in der Wohngegend oder im Lebensumfeld geht, betont. In den Cliquen werden Themen wie Arbeit, Arbeitslosigkeit, Sexualität, Respektverletzungen, Ein- und Ausgrenzungen u.a. besprochen.

Nach Willis wirken die Institutionen und Praktiken der hegemonialen Kultur auf Jugendliche in der Regel ausgrenzend. Sie sind häufig nicht so gestaltet, daß Jugendliche Zugang zu ihnen finden. Das Anliegen von Willis u.a., die mit der "School of Humanities and Cultural Studies" eine Untersuchung über kulturelle Aktivitäten englischer Jugendlicher durchführten, ist es, die im Alltag von Jugendlichen verborgenen Ansätze von kreativem Potential zu erforschen. Einem in der Hochkultur häufig vorfindlichen "elitären Schöpfertum" (Willis) stellt er ein anderes entgegen: "Wir wollen demgegenüber festhalten, daß es eine pulsierende symbolische Lebendigkeit und Kreativität im Alltagsleben, in den alltäglichen Aktivitäten und Ausdrucksweisen gibt - auch wenn sie manchmal unsichtbar ist, von oben betrachtet oder verunglimpft wird. Wir wollen sie nicht erfinden oder propagieren. Wir wollen sie erkennen, wiedererkennen. Das Leben der meisten Jugendlichen hat mit den Künsten nichts zu tun, ist aber tatsächlich voll von Ausdrucksweisen, Zeichen und Symbolen, durch die Individuen und Gruppen auf kreative Weise ihre Präsenz, ihre Identität und ihre Bedeutung herzustellen versuchen. Die Jugendlichen sind ständig darum bemüht, etwas von ihrer tatsächlichen oder möglichen kreativen kulturellen Bedeutung zum Ausdruck zu bringen." (Willis 1990, S. 11).

Cohen hat verschiedene Modelle interkultureller und antirassistischer Pädagogik entwickelt, die in Schulen und anderen pädagogischen Institutionen in England Anwendung finden. Dabei geht er auch von den Alltagsgegenständen, Symbolen, Geschichten und Spielen aus, die von Kindern und Jugendlichen häufig verwendet bzw. ausgeübt werden. In ihnen sind

die Botschaften, Widersprüche, Widerstände und Kreativitäten verborgen, mittels derer sich ein junger Mensch mit seiner sozialen Umgebung auseinandersetzt. Cohen geht von verschiedenen Formen von Rassismus aus, die je nach sozialer Lage, Bildung, Geschlecht, Alter oder ethnischer Zugehörigkeit zum Ausdruck kommen.

Literatur

- Clarke, J., Hall, S., Cohen, P., u.a. Jugendkultur als Widerstand von 1979, Frankfurt/M.
 Cohen, P., Verbotene Spiele, Theorie und Praxis antirassistischer Erziehung, Hamburg 1994
 Dubet, F., Lapeyronnie, D., "Im Aus der Vorstädte", Paris und Stuttgart 1994
 Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, DISS Texte, diverse, 90er Jahre
 Farin, K./Seidel Pielen, E., Krieg in den Städten, Berlin 1991
 Gangway-Verein für Straßensozialarbeit in Berlin e.V., Broschüre, Berlin 1990
 Geißler, R., Die Sozialstruktur Deutschlands, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1992
 Hamburger Fan-Projekt vom 15.8.1985, aus: K. Faller, H. Siebold, Neofaschismus - Dulden?
 Verbieten? Ignorieren? Bekämpfen?, Frankfurt/M. 1986
 Heitmeyer, W., "Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen", Weinheim 1987
 Held, J., 1989
 Holzkamp, K., Schriften 1, S. 279, Hamburg, Berlin, 1997
 Kalpaka, A. in Leiprecht, R. Unter Anderen, Duisburg 1992
 Klees u.a., Medien in der Suchtprophylaxe, Weinheim, Basel 1984
 Leiprecht, R., in Argument Sonderband 174, Hamburg, Berlin
 Negt, O., Rechtsextremismus und Gewalt. Ein Problem des gesellschaftlichen Zentrums, in: Kremeyer, N., (Hg.): Heute schon gelebt? Alltag und Utopie, Offenbach, 1981
 Scherr, A., Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen, Opladen 1992
 Scherr in : Protokoll der Fachtagung über "Akzeptierende Jugendarbeit" in der Ev. Akademie Bad Boll, 1994
 Scherr, A., in: Politische Funktion und politische Funktionalisierung der sozialpädagogischen Arbeit mit "rechtsextremen" Jugendlichen, in: sozialmagazin, Heft 11/ 1994
 Willis, P., Hamburg, Berlin 1990 und 1991

Henning Böke

Junge Gesichter, alte Orthodoxie

Zum Hintergrund der Linksruck-Strömung

"Ich weigere mich zu glauben, daß ein starkes Engagement sich durch Dürtigkeit des Denkens ausweisen muß." Niklas Luhmann

"Keine höhere Gestalt der Gesellschaft ist, zu dieser Stunde, konkret sichtbar: darum hat, was sich gebärdet, als wäre es zum Greifen nah, etwas Regressives." Theodor W. Adorno

Der Hochschulstreik Ende 1997 hätte der große Durchbruch werden sollen: Inmitten der politischen Dürtigkeit des studentischen Spektrums wurden linke Akzente im wesentlichen von einer Gruppe gesetzt, die seit Jahren mit zunehmender Häufigkeit auf den Straßen der größeren Städte des Landes anzutreffen ist: Linksruck. Deren Versuche, die Streikbewegung zu einem neuen 1968 voranzutreiben, waren dann allerdings doch nicht von dem Erfolg gekrönt, den man sich erhofft hatte.

"Linksruck-Netzwerk"

Das "Linksruck-Netzwerk" wurde 1993/94 zunächst innerhalb der Jusos gegründet mit der Zielsetzung, der Rechtsentwicklung der Gesellschaft eine neue linke Sammlungsbewegung entgegenzustellen. Die Zeitschrift *Linksruck* trug damals den Untertitel "Jusos gegen rechts". Wer sich im linken Spektrum auskennt, konnte freilich von Anbeginn den Einfluß der trotzkistischen Sozialistischen Arbeitergruppe (SAG) im Linksruck bemerken. Dieser Einfluß ist im Laufe der Jahre immer stärker und offensichtlicher geworden. Wesentliche Grundsatzentscheidungen hierzu sind offenbar um die Jahreswende 1996/97 getroffen worden; aus der *Linksruck*-Zeitschrift wurde eine zweiwöchentlich erscheinende Zeitung mit reißerischen Schlagzeilen vom Typ "Millionen hassen Kohl"; als Träger der theoretischen Publizistik fungiert ein in Frankfurt ansässiger "Verein für Geschichte und Zeitgeschichte der Arbeiterbewegung", in dem der SAG-Cheftheoretiker Volkhard Mosler tonangebend ist. Die Umstellung der Zeitung erfolgte zeitgleich mit einem Wechsel in der politischen Analyse: Galt es vorher, den "Rechtsruck" der Gesellschaft zu bekämpfen, so gelangte man nunmehr zu der Einschätzung, das Wiederaufleben der Sozialdemokratie in Europa sei Anzeichen eines "Linksschwenks", auf den nun mit dem Aufbau einer revolutionären Organisation zu reagieren sei, die den Massen, wenn die Hoffnungen, die sie auf den Reformismus setzen, enttäuscht würden, eine sozialistische Alternative bieten könne. Zwar sind nach wie vor die meisten Mitglieder des Linksruck in den Jusos organisiert, aber das eigentliche langfristige Ziel besteht im Aufbau einer Partei leninischen Typs als offizielle deutsche Sektion der um die britische Socialist Workers Party gruppierten International Socialist Tendency. Das freilich

wird nach außen nicht offen gesagt: in den "Linksruck-Leitsätzen" ist vom Aufbau eines "sozialistischen Pols" ohne nähere Festlegung die Rede.

Die Socialist Workers Party (SWP) hat nach eigenen Angaben heute um die 10 000 Mitglieder; unter den mit ihr in der International Socialist Tendency verbundenen Organisationen hat jedoch keine jemals nennenswerten Einfluß erlangt. Führende Theoretiker wie Tony Cliff oder Alex Callinicos verleihen der Strömung eine gewisse Strahlkraft. Die inhaltlichen Kernpunkte der SWP sind die Analyse des untergegangenen sowjetischen Gesellschaftstyps als "Staatskapitalismus" und, in Anlehnung an eine Formulierung des amerikanischen Trotzkisten Hal Draper, die Forderung nach einem rätedemokratischen "Sozialismus von unten". Die Doktrinen der SWP stellen gegenwärtig wohl den ambitioniertesten Versuch dar, eine marxistische und leninistische Orthodoxie in Abgrenzung vom Stalinismus zu behaupten: die Reinigung des Marxismus von den stalinischen Deformationen und Verfälschungen soll zurückführen zur vermeintlich unversehrten, intakten revolutionären Tradition von Marx, Engels, Lenin, Trotzki und Rosa Luxemburg. In der Geschichte Sowjetrußlands wird eine Zäsur in den Jahren 1928/29 angesetzt, in denen der Wandel vom "demokratischen Arbeiterstaat" zu einem System des bürokratischen Staatskapitalismus vollzogen worden sei, das mit Sozialismus absolut nichts gemein gehabt habe. Nach dem Ende des sowjetischen Gesellschaftsmodells gereicht diese Geschichtsinterpretation zum Alibi: Wenn das System, das da gescheitert ist, gar kein Sozialismus war, dann können wir ja getrost weitermachen wie zuvor . . . dann ist der mit dem Niedergang des sowjetischen Blocks koinzidente weltweite Niedergang der sozialistischen Linken ja nichts weiter als das Ergebnis eines terminologischen Mißverständnisses, dann gibt es die "Krise des Marxismus", von der Louis Althusser 1977 sprach, gar nicht . . .

Die im Linksruck organisierten deutschen Sympathisanten der SWP sind überwiegend sehr junge Leute, eine nach-89er Generation, die heute, da sich der Sieg des Kapitalismus mehr und mehr als Pyrrhussieg erweist, den Marxismus entdeckt. Hier liegt das Verdienst des Linksruck: zu zeigen, daß in der dem Klischee nach als entpolitisiert geltenden Jugend durchaus ein Potential existiert, das für die soziale Frage ansprechbar ist. Nicht ganz leicht zu beantworten ist sicher die Frage, ob der Linksruck diese relativen Erfolge trotz oder wegen seiner orthodox-dogmatischen Ausrichtung erzielt. Mit komplexen theoretischen Problemen setzt sich die Gruppe nicht auseinander; man setzt auf Aktionismus, auf "Praxis", die allerdings eher ein Surrogat ist. Die überwiegende Mehrheit der Linksruck-Mitglieder organisiert sich nicht aus realen Praxiszusammenhängen wie denen der Gewerkschaften oder sozialer Bewegungen heraus; vielmehr handelt es sich in der Regel um Jugendliche, die ein Unbehagen an dieser Gesellschaft verspüren und nach einer neuen Orientierung suchen. Der Linksruck betreibt eine sehr offensive Mitgliederwerbung und spannt seine Anhänger zunächst in eine aktionistische "Praxis" ein, die im wesentlichen im Verkauf

der Organisationszeitung besteht: also in der Verbreitung von *Kommentaren*. Auch für den Linksruck muß das Interpretieren der Welt einstweilen ihre Veränderung substituieren; Marxens elfte Feuerbachthese indes wird als Knüppel gegen *verschiedene*, nämlich abweichende Interpretationen verwandt. Den in diese Pseudopraxis eingebundenen Mitgliedern werden dann nach und nach die höheren Weihen der aus England importierten Lehre zuteil; Theorie fungiert als Sinnstiftung, die denjenigen, denen die Organisation den "gefestigten marxistischen Standpunkt" vermittelt hat, ein Gefühl von Wichtigkeit verleiht, das Selbstbewußtsein, Protagonisten einer künftigen Avantgarde der Arbeiterklasse zu sein.

Auf daß man auf den ersten Blick unzweideutig erkenne, daß die Linksruck-Zeitung kein Theorieorgan für Intellektuelle ist, sondern eine "Kampfzeitung" für die arbeitende Durchschnittsbevölkerung, wird bewußt eine Stilistik gewählt, die man im Linksruck für "volksnah" hält: möglichst keine Fremdwörter, dafür Schlagzeilen, deren Schriftgrad noch den in *Bild* üblichen bei weitem in den Schatten stellt. Da werden dann Parolen über die "wirtschaftliche Macht der Arbeiterklasse" oder über die Arbeiterklasse als "universelle Klasse" verlautbart; daß das gerade nicht der Diskurs von Arbeiterinnen und Arbeitern ist, daß diese sich in solchen Losungen aus bestimmten Gründen, mit denen Marxisten sich zu beschäftigen hätten, eben *nicht* wiedererkennen, darum bekümmert man sich im Linksruck nicht. Bei Linksruck-Versammlungen gibt bereits ein flüchtiger Blick in die Runde darüber Aufschluß, daß die Mitglieder der Organisation überwiegend ein relativ eng umgrenztes Segment dessen, was Pierre Bourdieu den "sozialen Raum" nennt, repräsentieren, das der durchschnittlichen arbeitenden Bevölkerung fernsteht; die populistischen Parolen sind der verzweifelte Versuch, den Graben der Bourdieuschen "feinen Unterschiede" zu überspringen. Daß die Erfolgsaussichten einstweilen gering sind, weiß man insgeheim; man sucht Verstärkung eher in anderen Protestmilieus, deren Angehörige davon überzeugt werden sollen, daß der Marxismus die einzig richtigen Antworten zu Themen wie Rassismus, Sexismus oder Ökologie gebe. Das feministische große I wird allerdings als intellektuelle Sprachspielerei abgelehnt, zu verändern seien schließlich die materiellen Verhältnisse; daß Sprache ein konstitutives Element sozialer Beziehungen ist, entgeht der ökonomistischen Weltsicht.

Das theoretische Niveau ist durchweg dürftig; dafür wird das, was man für den "sozialistischen Standpunkt" hält, allerdings recht vorlaut vorgetragen. Wenn der Linksruck uns erklären will, worin "die marxistische Theorie der Klasse" besteht¹, wird uns in polemischer wie kenntnisloser Abgrenzung von "oberflächlicher" Soziologie schlicht die formelle Subsumtion der Lohnarbeit unter das Kapital dargelegt, der die Angestellten ebenso unterworfen sind wie die industriellen Arbeiter. Die der traditionellen ökonomistisch-bewußtseinsphilosophischen Problematik verhaftete Proklama-

¹ Vgl. Ole Ralf, "Arbeiterklasse - heute noch aktuell?", in *Linksruck*, Nr. 22/1995, S. 22.

tion der Gesamtheit der Lohnabhängigen zur Arbeiterklasse "an sich", der bloß noch das richtige Bewußtsein fehle, steuert zu keinem der realen gegenwärtigen Klassenprozesse irgend etwas Erhellendes bei. Keines der Probleme, mit denen die gewerkschaftliche Linke sich heute beschäftigen muß, hat der in Worten so "praxisorientierte" Linksruck bislang auch nur zur Kenntnis genommen.

Ideen statt Theorie

Auch der Broschürenimport aus den Führungsetagen der SWP, den der Linksruck zur Schulung seiner Mitglieder einsetzt, zielt weniger auf das, was Lenin die "konkrete Analyse einer konkreten Situation" nannte, denn auf Zementierung dogmatischer Traditionen. Als grundlegende einführende Schrift wird das Bändchen *Das ist Marxismus* von Chris Harman verwandt, das in einem abschließenden Fragebogen kulminiert, in dem nach dem Schema "Warum sagen wir, daß . . .?" oder "Was ist an diesem Argument falsch?" die Ergebnisse der "Diskussion" stets schon vorweggenommen werden. Chris Harmans Marxismus ist ein Parteilmarxismus, der in seiner von vornherein strategisch enggefaßten Ausrichtung eine Halb- bildung verbreitet, die schwerlich emanzipativ zu nennen sein dürfte. "Es gibt den weitverbreiteten Glauben", heißt es eingangs, "der Marxismus sei schwierig . . . Dieser Glaube wird gehegt und gepflegt von den Feinden des Sozialismus . . . Dieser Glaube wird ebenso gestärkt von einer besonderen Sorte von Intellektuellen und Akademikern, die sich selbst gern als 'Marxisten' bezeichnen. Sie geben aber nur unverständliche Fremdwörter und verschachtelte Sätze von sich, um den Eindruck zu erwecken, sie wüßten mehr als alle anderen . . . Tatsächlich sind die grundlegenden Ideen des Marxismus erstaunlich einfach. Sie erklären die Gesellschaft, in der wir leben, und das kann keine andere Gesellschaftstheorie" (S. 6 der dritten Auflage von 1997). Daß einer unbefangenen Leserschaft gleich am Anfang die "Feinde des Sozialismus" vorstellig gemacht werden, paßt kaum zur Haltung von Marx, der "jede Vorwegnahme erst zu beweisender Resultate" ablehnte². In einer Reihe mit den "Feinden" figurieren sogleich die Intellektuellen, die auf Differenzierung drängen. Diese präventive Abwehrstrategie, die den Parteidiskurs vor Querulanten schützen soll, hat in der SWP offensichtlich einen systematischen Stellenwert; sie findet sich beispielsweise auch in einer Rede von Tony Cliff, der seine "Verachtung" für "Leute, die glauben, daß der Marxismus eine Art intellektueller Turnübung ist" zum Ausdruck bringt³, gegen welche der Volkssport der Intellektuellenhetze mobilisiert wird. Den Beweis dafür, daß "keine andere Gesellschaftstheorie" die heutige Gesellschaft erklären könne, bleibt Chris Harman schuldig; daß "die grundlegenden Ideen des Marxismus" etwas

² Zur Kritik der Politischen Ökonomie, Vorwort, MEW Bd. 13, S. 7.

³ Rede von Tony Cliff beim Marxismus-Kongreß in London im Juli 1997, von Linksruck als "Konferenzbulletin 1998" verbreitet.

leisten können sollen, wozu allein eine ausgearbeitete Theorie imstande wäre, dürfte kaum eine Unachtsamkeit der Formulierung sein, sondern steht für Simplifizierung als Programm.

Durchweg stützt Harmans Argumentation sich auf einfache suggestive Formeln, deren scheinbarer Erklärungswert einhergeht mit einer systematischen Ausblendung aller Probleme, die eine an Marx orientierte Position in heutigen Auseinandersetzungen abzuarbeiten hätte. "Eines der unsinnigsten Argumente, denen man immer wieder begegnet, ist, daß die Welt von heute unveränderbar sei", erklärt Chris Harman und fährt fort: "Aber die Welt war anders . . ., und das ist noch nicht einmal lange her. Wenn jemand vor 200 Jahren die Welt, wie sie heute aussieht, beschrieben hätte, dann wäre er für einen Spinner gehalten worden" (S. 30). Daß sich die Welt in den letzten zweihundert Jahren in ungeheurem Ausmaß verändert hat und sich fortwährend weiter ändert, bestreitet niemand. Aber alle Versuche, die Gesellschaft als ganze *planmäßig* und bewußt in eine "vernünftige" Form zu bringen, sind vorerst gescheitert. Das von Marx in der *Deutschen Ideologie* entwickelte, letztlich der Hegelschen Philosophie entstammende Rationalitätskonzept, welches das Ende der Naturwüchsigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung und die Möglichkeit einer vernünftigen Planung nicht bloß technischer Einzelprozesse, sondern der Organisation des gesellschaftlichen Lebens insgesamt abzusehen glaubte, gibt uns heute keine schlüssige Antwort auf die Frage, wie eine hochkomplex ausdifferenzierte Gesellschaft über die Instanz einer kollektiven Vernunft, die mit der optimalen Entfaltung der Produktivkraft rationalität zugleich egalitäre und herrschaftsfreie soziale Beziehungen verbürgen soll, gesteuert werden könnte. Mitnichten heißt dies, daß wir den Marxschen Ansatz preiszugeben hätten, wohl aber, daß dieser einer neuen Ausarbeitung bedarf.

Die Theoretiker der International Socialists legen nachdrücklich Wert darauf, daß der Kern der Marxschen Theorie nicht bloß in der Analyse der bestehenden Verhältnisse liege, sondern im Aufweis der Veränderbarkeit derselben durch die Arbeiterklasse. Der Kern der Anstrengungen, mit denen diese Strömung die Abgrenzung von den als "Sozialismus von oben" bezeichneten Konzepten sowohl der Sozialdemokratie als auch des Stalinismus vollziehen möchte, liegt in der Rekonstruktion einer Theorie des "Arbeiterstaates" auf der Grundlage der Räte Demokratie, die einen demokratischen "Sozialismus von unten" verbürgen soll. Aber auch hier erweisen die Lösungen, die die Strömung anbietet, sich als Scheinlösungen. Die Frage, die heute gerade die arbeitende Durchschnittsbevölkerung an Sozialisten und Kommunisten stellt, lautet, wie Althusser bereits 1977 anmerkte: Wer oder was garantiert denn, daß der ideale Sozialismus, den wir in Abgrenzung zum untergegangenen "realen" wünschen, nicht zu den gleichen miserablen Resultaten führt? Diskreditiert hat sich die Alternative, welche die Sowjetunion und die ihrem Beispiel folgenden Staaten dem westlichen Kapitalismus einige Jahrzehnte lang entgegenzuhalten vermoch-

ten, durch das Fehlen demokratischer Partizipation, rechtsstaatlicher Sicherheit und schließlich durch ihre ökonomische Ineffizienz. Zu analysieren wäre der Zusammenhang dieser drei Faktoren; die trotzkistischen Theoretiker der SWP aber glauben, einfach durch eine Reduktion auf die formelhafte Beschwörung der "Räte Demokratie" das Problem lösen zu können.

Bereits die von diesen Autoren vertretene Theorie des bürgerlichen Staates verfehlt ihren Gegenstand, indem sie sich einfach auf eine mit aktuellen Beispielen garnierte Rekapitulation der von Lenin in *Staat und Revolution* vorgetragenen Gedanken beschränkt⁴, deren Schwäche darin besteht, daß sie das Verhältnis von Ökonomie und Politik als ein rein äußerliches darstellt. Statt in Anlehnung an Marx die Einbettung der bürgerlichen Politik in ein strukturelles, in "freien" und "gleichen" Rechtsbeziehungen sich darstellendes Vergesellschaftungsverhältnis zu analysieren und zu ergründen, wie die bürgerliche Demokratie gerade *durch* Partizipationsrechte der abhängigen Bevölkerung und nicht bloß durch deren Beschränkung die Klassenherrschaft reproduziert, wird der bürgerliche Charakter des bestehenden Staates einfach an der Präsenz von Interessenverbänden des Kapitals in der Politik und am reaktionären Charakter des administrativen, militärischen und juristischen Apparats festgemacht. Mit einer solchen Fehlanalyse wird der Blick auf für die Möglichkeit emanzipativer Veränderungen wesentliche Zusammenhänge nachhaltig verstellt. "Im Kapitalismus", erklärt Tony Cliff in der bereits zitierten Rede, "wählt man die Parlamentsabgeordneten, aber nicht die Arbeitgeber . . . In einem Arbeiterstaat muß alles unter der Kontrolle der Arbeiter sein. Alles liegt in der Macht der Arbeiter. Das ist die höchste Form der Demokratie." Das Ziel des Kommunismus im Marxschen Sinne, und unter "Sozialismus" verstanden Marx und Lenin nichts anderes als den Übergang zum Kommunismus, besteht aber nicht darin, "Arbeitgeber" zu wählen, sondern sie mitsamt dem Austausch von Arbeitskraft gegen Lohn und dem von Waren überhaupt abzuschaffen. Die Frage der Möglichkeit einer effektiven Vergesellschaftung von Arbeit jenseits des Äquivalententauschs, der Marktbeziehungen, jenseits also der von Marx analysierten Wertform, die die eigentliche Frage des Kommunismus ist, wird durch die "demokratische" Phraseologie überhaupt nicht berührt. In diesem Punkt wäre etwas mehr wohlverstandene Marxorthodoxie, nämlich im Sinne einer rigorosen Abarbeitung an Marxschen Fragestellungen, wohltuend. Überraschenderweise aber bezeichnet Chris Harman das "Absterben des Staates" als einen Prozeß, in dem der Staat sich darauf "beschränken" soll, "die Beschlüsse der Arbeiterräte über die Produktion und Verteilung der Güter umzusetzen" (S. 65). Vor lauter Arbeiterkult wird vergessen gemacht, daß im Sinne von Marx das Abster-

⁴ Vgl. neben Kapitel 8 in Harmans Broschüre den Beitrag "Wo liegt die wahre Macht im Lande" von Frank Renken in *Linksruck*, Nr. 48/1997.

ben des Staates mit dem Absterben des "Arbeiters" koinzidiert, an dessen Stelle "frei assoziierte Produzenten" zu treten hätten.

Ebenso, wie die englischen Meisterdenker das Problem der Vergesellschaftungsform durch Reduktion auf die naive Vorstellung zu bewältigen glauben, daß "Arbeiterräte" durch Diskussionen und Abstimmungen die Produktion regeln, und das in einer Gesellschaft, in der die klassische Industrieproduktion, an deren Modell das Rätssystem konzipiert ward, mehr und mehr zum Nebenschauplatz schrumpft, wird die Frage der politischen Freiheit systematisch unterbelichtet. Demokratie bedeutet zunächst einmal Volkssouveränität und auf dem Mehrheitsprinzip beruhende Entscheidungsprozeduren. Ihre Beschwörung klärt nicht, welche Institutionen denn die Rechte von Minderheiten und den Schutz von Individuen und Gruppen gegen den totalen Zugriff der politischen Macht garantieren. Zu fragen wäre hier, ob nicht die liberale Gewaltenteilung, die die Leninisten im Gefolge Rousseaus als Beschränkung der Souveränität der Arbeiterklasse ablehnten, doch ein wenig mehr ist als bloß ein Herrschaftsinstrument der Bourgeoisie. Auf solche ketzerische Einwürfe reagieren Linksruck-Mitglieder allerdings mitunter recht empfindlich.

Die theoretische Armut des Chris Harman in bezug auf die Analyse von Herrschaftsverhältnissen, die uns alle alltäglich angehen, erweist sich gegen Ende der Broschüre aufs neue im Kapitel über Familie und Frauenunterdrückung. Immerhin ist er sich bei seinem Versuch, patriarchale Herrschaft ursächlich aus ökonomischen Klassenverhältnissen abzuleiten, nicht so ganz sicher: ". . . es scheint [!], daß vor etwa 5000 Jahren die selben Veränderungen, die zur Klassengesellschaft führen, zu Privateigentum und der Herausbildung des Staates, auch die Vorherrschaft des Mannes über die Frau mit sich brachten" (S. 78). Gesetzt den Fall, es "scheine" nicht bloß, sondern verhalte sich tatsächlich so, daß patriarchale Verhältnisse sich zeitgleich mit Klassenverhältnissen herausbildeten, so bedeutet dies zunächst nur, daß in den "Urgesellschaften" nicht vorhandene soziale Ausdifferenzierungen hierarchischen Charakters entstanden. Daraus folgt weder, daß diese reduktionistisch aus einem Produktionsparadigma abzuleiten wären, noch vor allem, daß eine künftige Überwindung ökonomischer Hierarchien auch automatisch die Überwindung der Geschlechterhierarchien bedeuten würde. Der essentielle Zusammenhang von Klassenverhältnissen und Geschlechterverhältnissen, den Harman hier suggeriert, erweist sich als heiße Luft. Das bedeutet nicht, daß Harman nicht recht hätte mit seinem abschließenden Hinweis, daß der Kampf gegen Frauenunterdrückung sich, um effizient zu sein, der sozialen Frage annehmen muß. Hierbei wäre aber die relative Autonomie verschiedener Kampffelder anzuerkennen, während Harman nur gegen die "bürgerliche" Frauenbewegung polemisiert.

Das Vorbild: Oktober 1917

Der Möglichkeit der Errichtung eines "Arbeiterstaates" sucht die Strömung sich durch Rekurs auf die Oktoberrevolution zu vergewissern; ist der Stalinismus unwiderruflich diskreditiert, so soll dafür die Politik der Bolschewiki unter Lenin in um so hellerem Lichte erstrahlen. Als Indoktrinationsmaterial zu diesem Thema dient das Buch *Oktober 1917* von John Rees, das dem Vorbild Lenin gleich eingangs in der unseligen Gepflogenheit folgt, Personen, die in theoretischen und historischen Fragen abweichende Positionen vertreten, zu politischen Gegnern zu erklären: "Von jemandem den Standpunkt zur Oktoberrevolution zu kennen, heißt zu wissen, ob er für Kapitalismus, Stalinismus oder für den authentischen Sozialismus der klassischen sozialistischen Tradition steht. Nach dem Kollaps des Stalinismus stellt sich die Frage unumwunden so: Ist der 'reformierte' Kapitalismus jetzt der einzige Weg, den die Arbeiterklasse nehmen kann? Für jene . . ., die in der Oktoberrevolution nur den Vorläufer des Stalinismus sehen können, ist die Antwort ein begeistertes Ja" (S. 21). Bekannte und verdiente Linke wie Joe Slovo, der als langjähriger Generalsekretär der südafrikanischen Kommunisten und einziger Weißer Südafrikas, dem die Schwarzen rückhaltlos vertrauten, zur Emanzipation von Unterdrückten erheblich mehr beigetragen hat als sämtliche Splittergrüppchen der International Socialist Tendency zusammen, oder Boris Kagarlitzky, ein wichtiger Vertreter der antistalinistischen Linken im heutigen Rußland, die zu einer kritischen Einschätzung der Oktoberrevolution gelangt sind, werden bezichtigt, vor der bürgerlichen Ideologie kapituliert zu haben. Demgegenüber wartet Rees mit dem Märchen von den guten Bolschewiki auf, die sich von Herzen die Arbeiterdemokratie wünschten, allerdings leider aufgrund des widrigen Umstands der Umzingelung durch die internationale Konterrevolution gelegentlich zu unerfreulichen Maßnahmen greifen mußten und dabei bedauerlicherweise hier und dort über die Stränge schlugen. "Der Rote Terror war sicherlich brutal, aber er war nicht . . . gegen die Masse der Arbeiter gerichtet. Während der ganzen Bürgerkriegsperiode genossen die Bolschewiki in den Großstädten eine feste und praktische ungeteilte Unterstützung der Massen" (S. 81). Daß die überwiegende Mehrheit der russischen Bevölkerung auf dem Lande lebte, scheint John Rees nicht zu kümmern; aber nicht einmal in bezug auf die Arbeiter in den Städten stimmt seine Behauptung. Bereits im Frühjahr 1918 erlitten die Bolschewiki in Rätewahlen eine Serie von Niederlagen, während die Menschewiki und Sozialrevolutionäre wieder an Boden gewannen. Und nicht erst Kronstadt markiert den Beginn der Arbeiteropposition gegen die bolschewistische Herrschaft, sondern schon 1918 kam es in zahlreichen Industriestädten Rußlands zu Streiks, in denen Arbeiter sich gegen ihre bolschewistische "Avantgarde" erhoben und demokratische Freiheiten und die Freilassung politischer Gefangener forderten. Der Rote Terror aber, so behauptet Rees, sei dem "Arbeiterstaat", der in Wirklichkeit ansatzweise

bloß wenige Monate existierte, an sich wesensfremd gewesen und nur durch den Bürgerkrieg und die Bedrohung durch die Konterrevolution zustande gekommen. "Bei den Bolschewiki richteten sich die Greuelthaten gegen die Natur des Arbeiterstaates, und sobald man auf den Roten Terror verzichten konnte, bemühten [!] sich die Bolschewiki, ihn schnell zu begrenzen" (S. 90). Um das zu glauben, muß man schon entweder naiv oder unbelehrbar sein. Im Falle der Mehrheit der Mitglieder des Linksruck darf immerhin wenigstens das erstere angenommen werden.

Denn man muß gar nicht einmal unbedingt zu neueren historischen Forschungsarbeiten wie etwa der sehr detaillierten Untersuchung von Nicolas Werth im *Schwarzbuch des Kommunismus* greifen, um sich zu vergewissern, daß für die führenden Bolschewiki die Anwendung von Gewalt ein systematisches Mittel zur Veränderung der Gesellschaft war: schließlich geht dies unzweideutig aus allgemein zugänglichen veröffentlichten Arbeiten von Lenin und anderen hervor. Während Rees mit einem Anflug von Bedauern behauptet, "gelegentlich" hätten die Bolschewiki die Neigung verspürt, "aus der Not eine Tugend zu machen und die harten Maßnahmen des Bürgerkriegs als Verkörperung des Sozialismus darzustellen" (S. 79), erklärt Bucharin 1920 in seiner von Lenin geschätzten grundlegenden Abhandlung zur *Ökonomik der Übergangsperiode*: "... bildet der proletarische Zwang mit allen seinen Formen, angefangen mit der Erschießung bis zur Arbeitspflicht, so paradox dies klingen mag, eine Methode der Schaffung der kommunistischen Menschheit aus dem Menschenmaterial der kapitalistischen Epoche."⁵ Lenin hat dem ausdrücklich zugestimmt. Ebenso klar geben bekannte Schriften Lenins, der die sozialistische Moral über die Kategorie des dem Sieg der Arbeiterklasse Nützlichen definieren zu können glaubte, kund, daß Lenin in einer utilitaristischen Denkweise befangen war, die im Dienste des großen strategischen Plans der proletarischen Revolution jedes Mittel für gerechtfertigt hielt und keinerlei übergeordnete Normen moralischer und rechtlicher Art anerkannte.⁶

Erst recht konfrontieren uns historische Studien, die Materialien auswerten, welche in der Sowjetunion strengstens unter Verschluss gehalten wurden, mit einer erdrückenden Fülle von Informationen, die das untadelige Bild der Oktoberrevolution, das eine mythologisierende Geschichtsschreibung wie die von John Rees zeichnet, in Frage stellen.⁷ Erstaunlich ist

allerdings die Dreistigkeit, mit welcher der Linksruck eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem *Schwarzbuch* zu verhindern versucht. Da wird allen Ernstes behauptet, in diesem umfangreichen Werk würde die Oktoberrevolution nirgends als Revolution, sondern stets nur als "Putsch", "Staatsstreich" und "Machtergreifung" bezeichnet.⁸ Ob diese groteske Falschinformation darauf beruht, daß die Urheber dieser Kolportage das Buch nicht gelesen haben oder absichtlich Unsinn verbreiten, mag die Führung des Linksruck unter sich ausmachen. Tatsächlich wendet sich Nicolas Werth ganz entschieden sowohl gegen die Legenden einer apologetischen Geschichtsschreibung als auch gegen die bei konservativen Historikern gängige Einschätzung als "Putsch". In Verbindung mit einer sehr differenzierten Darstellung der sozialen Hintergründe betont Werth vielmehr ausdrücklich, daß sich in Rußland 1917 ein revolutionärer Prozeß unter Beteiligung verschiedener gesellschaftlicher und politischer Kräfte abgespielt hat, in dem die Bolschewiki wichtige Akzente zu setzen vermochten, die ihnen zeitweilig starke Sympathien einbrachten. Ebenso energisch arbeitet er aber heraus, in welcher Weise die Bolschewiki diesen Prozeß für sich zu monopolisieren versuchten, mit der Folge, daß im Jahr 1918 die Stimmung der Mehrheit der Bevölkerung eindeutig wieder zugunsten der Menschewiki und Sozialrevolutionäre umschlug. Die Bolschewiki aber konstruierten die Alternative: entweder bolschewistische Alleinherrschaft oder Sieg der Konterrevolution und Restauration der alten Verhältnisse. Für die Geschichtsforschung ist es heute jedoch an der Zeit, sich frei zu machen von einer leninistisch ideologisierten Betrachtungsweise, die in den Menschewiki und Sozialrevolutionären nur dem Imperialismus dienstbare Blockierer zu sehen vermag; statt dessen wären die Programme dieser Parteien und ihre Rolle im revolutionären Prozeß unvoreingenommen zu untersuchen. Im übrigen behaupten weder Werth noch selbst Stéphane Courtois, die Bolschewiki hätten die Gewalt erfunden. Beide weisen auf die in den sozialen Spannungen der russischen Gesellschaft angestauten Aggressionen und insbesondere die mit dem Weltkrieg einhergehende Verrohung hin, und Werth mutmaßt sogar, daß die Welle der Gewalt, die Rußland nach 1917 heimsuchte, womöglich auch ohne das Zutun der Bolschewiki zum Ausbruch gekommen wäre. Wenngleich man Werth vorwerfen kann, daß er die Rolle des Weißen Terrors in dieser Gewaltorgie

⁵ Zit. nach: Lenin, Bemerkungen zu Bucharins *Ökonomik der Übergangsperiode*, Frankfurt/Gelsenkirchen 1981, S. 71.

⁶ Zu Lenins instrumentalistischem Rechtsverständnis vgl. die Wiedergabe von Ausführungen von Hermann Klenner in dem Bericht von Helmut Bock, Z 34 (März 1998), S. 180.

⁷ Das betrifft nicht bloß Details wie einen Tätigkeitsbericht der 1922 als reguläre Geheimpolizei an die Stelle der provisorischen Tscheka getretenen, von Rees (vgl. S. 92) als harmloser als die Spezialeinheiten der heutigen britischen Polizei dargestellten GPU, der allein 1.858 standrechtliche Erschießungen ausweist (vgl. Nicolas Werth, Ein Staat gegen sein Volk, in: Stéphane Courtois et al., *Das Schwarzbuch des Kommunismus*, München 1998, S. 152; demgegenüber Rees, S. 92); ebenso weiß man heute, daß Lenin

1922 die Verankerung des Terrors im regulären Strafgesetzbuch forderte, was darauf schließen läßt, daß er sich die Machtausübung des "proletarischen Staates" nicht anders denn als permanenten Ausnahmezustand vorzustellen vermochte. Bezeugt ist darüber hinaus auch, daß Lenin bereits 1891 Überlegungen über die politische Nützlichkeit von Hungersnöten "zur Zerstörung der rückständigen bäuerlichen Wirtschaft" anstellte (vgl. Werth, a.a.O., S. 140f.); zudem sind Äußerungen von Führern wie Sinowjew oder Dserschinski aus den Jahren 1917 und 1918 bekannt, in denen die physische Liquidierung unliebsamer Bevölkerungsteile erwogen wird (vgl. ebd., S. 89f.). Schließlich läßt sich erhärten, was bereits aus allgemein zugänglichen Quellen wie der erwähnten Arbeit Bucharins zu erahnen ist: daß die Politik der Bolschewiki einen permanenten gewaltsamen Konflikt mit der bäuerlichen Mehrheit in Kauf nahm.

⁸ *Linksruck*, Nr. 58/1998, S. 8.

und die Einmischung kapitalistischer Mächte unterbelichtet, muß es dennoch erlaubt sein, zu untersuchen, in welcher Weise das Weltbild der bolschewistischen Führer mit seinen totalisierenden Konstruktionen zur Systematisierung und Perpetuierung dieser Gewalt beigetragen hat. Wer dieser Erörterung auf eine derart plumpe Weise ausweichen möchte wie der Linksruck, der sich offensichtlich zu groben Fälschungen genötigt sieht, verspielt jeden Anspruch, als politische Alternative ernst genommen zu werden.

Differenzierung: folgenlos

Da hilft dann auch nicht mehr das intellektuelle Kapital, das der Linksruck mit der deutschen Veröffentlichung des Buches *Die revolutionären Ideen von Karl Marx* von Alex Callinicos, das als Beitrag zur Anhebung des theoretischen Niveaus der Strömung angesehen wird, in Umlauf zu bringen beabsichtigt. Der an der Universität York lehrende Philosoph und Politologe Alex Callinicos ist tatsächlich in akademischen Kreisen als seriöser Theoretiker bekannt, unter anderem als Verfasser von Arbeiten über Adorno und Althusser. Gleichwohl kann auch er als Parteiideologe offenbar nicht Abstand nehmen von der Gepflogenheit seiner Genossen, eingangs (S. 19) erst einmal vor dem "akademischen Marxismus" zu warnen, wengleich mit gewissen Einschränkungen. Als einführende Lektüre hat sein Buch in Teilbereichen wohl Qualitäten, und immerhin enthält es eine Literaturliste mit Vorschlägen zum Weiterlesen, in der neben Chris Harman oder Volkhard Mosler dann doch lauter akademische Berühmtheiten auftauchen. Als Pluspunkt kann Callinicos angerechnet werden, daß er es in durchaus beeindruckender Weise schafft, komplexe Zusammenhänge des Marxschen *Kapitals* in einer nachvollziehbaren Form darzustellen. Dabei wird immerhin auch zugestanden, daß Marx etwa hinsichtlich der Frage der Wert-Preis-Transformation Kurzschlüssen aufgesessen ist und unbewältigte Probleme hinterlassen hat; das großzügige Eingeständnis, daß Marx nicht unfehlbar war, ändert allerdings nichts an der orthodoxen Ausrichtung des Buches. Fingerzeige wie der, daß die Marxsche Konzeption des Verhältnisses von Basis und Überbau keineswegs reduktionistisch, sondern "sehr differenziert und komplex" (S. 139 f.) sei, fungieren im Gesamtkontext des theoretischen Ökonomismus der Strömung eher als Schutzbehauptungen, aus denen nirgends ernsthaft Konsequenzen gezogen werden. Ebenso folgenlos bleiben einige bemerkenswerte Sätze wie der Hinweis, daß für Marx "Klasse ein theoretisches Konzept, keine deskriptive Kategorie" ist (S. 274) oder daß "in einem bestimmten Sinn . . . der Klassenkampf vor den Klassen" kommt, "da soziale Gruppen nur dann anfangen, sich als Klassen zu verhalten, wenn sie aufeinanderprallen und ihre einander wider-sprechenden Interessen wahrnehmen" (S. 111), Bemerkungen, die zwar zu erkennen geben, daß Callinicos Althusser gelesen hat, aber lapidar und marginal genug gehalten sind, daß Callinicos' Publikum, das Althusser nicht gelesen hat, wohl kaum auf dessen Infragestellungen der Orthodoxie

kommen wird. Auffällig ist, daß der Philosoph Callinicos ausgerechnet in den philosophischen Fragen gewidmeten Kapiteln nur ausgesprochen klägliche Darstellungen zustande bringt. Während Callinicos in akademischen Arbeiten energisch betont, daß der Marxismus heute anderer methodologischer Standards bedarf als der hegelianischen Dialektik und die Ansätze des struktural-epistemologischen und des analytischen Marxismus aufgreift⁹, beschränkt er sich in seinem vorliegenden propädeutischen Buch auf affirmative Erläuterungen zum Begriff der Dialektik, wie man sie aus sowjetischen Lehrbüchern kennt. Der Cheftheoretiker bietet dem Fußvolk Gedanken an, an die er selbst nicht glaubt.

Wo es um aktuelle Fragen geht, wird die Darstellung komplexer Überlegungen von Marx auf die Simplizität der Parteilinie der SWP verkürzt. Das zeigt sich in besonderer Deutlichkeit in den Ausführungen zum Verhältnis von Arbeitern und Angestellten. Callinicos bezieht sich hier auf die Darlegung von Marx im dritten Band des *Kapitals*, deren Ambivalenzen er jedoch unterschlägt. Marx versucht zu zeigen, in welcher Weise die administrativ dem Kapital dienende Arbeit der kaufmännischen Angestellten, obwohl sie keinen Mehrwert schafft, mittelbar doch der Ausbeutung unterliegt, und dies anhand der realen Proletarisierung von Angestellten zu verifizieren. Darin folgt ihm Callinicos, ohne allerdings die in der Spezifik der realen Subsumtion der Arbeitskraft der Angestellten unter das Kapital gründenden Ambivalenzen und die damit einhergehende Offenheit und Unabgeschlossenheit des im Althusser'schen Sinne "überdeterminierten" Klassenprozesses zu beachten. Hinzu kommt, daß für Marx der fundamentale Bezugspunkt des Klassenbegriffs eindeutig die "produktive" industrielle Arbeit ist; sie gibt das Paradigma der Ausbeutung als Abschöpfung des Mehrwerts, demgegenüber der Status der Angestellten ein abgeleiteter ist. Die von Marx den Industriearbeitern zugeschriebene Fähigkeit, die Gesellschaft grundlegend zu verändern, rührt ebenso wie der Stolz ihres traditionellen Klassenbewußtseins daher, daß sie außer Tauschwert noch etwas anderes produzieren, nämlich Gebrauchswert, der einer anderen Form von Gesellschaft als der kapitalistischen zugute kommen kann, während ein erheblicher Teil der kaufmännischen Angestellten Tätigkeiten nachgeht, deren Sinn sich von vornherein in der Immanenz der Selbstverwertung des Kapitals erschöpft. Schließlich hat die von Callinicos eingeräumte Umkehrung des zahlenmäßigen Verhältnisses von Arbeitern und Angestellten Konsequenzen für das theoretische Paradigma der Arbeit als solches, die Callinicos nicht sieht.

Die Möglichkeit, derartige Probleme innerhalb des Linksruck aufzuarbeiten, ist nahezu gleich null: nicht weil die Mitglieder mehrheitlich verbohrt Dogmatiker wären oder eine autoritäre Disziplinierung das Denken re-

⁹ Vgl. Alex Callinicos, "What Is Living and What Is Dead in the Philosophy of Althusser", in: E. Ann Kaplan/M. Sprinker (Eds.), *The Althusserian Legacy*, London/New York 1993, S. 39-50.

glementierte, sondern einfach, weil die Mitglieder bis auf ganz wenige Ausnahmen keine andere politische Sprache kennen als den Organisationsdiskurs mit seinem leninistischen Vokabular. Dieser Diskurs als Aussagesystem, das definiert, welche Aussagen innerhalb dieses Systems als sinnvoll gelten oder den Status von Argumenten haben, gewährt eine gewisse Flexibilität bei diversen Einzelthemen bei gleichzeitiger Abschottung gegen alternative Beschreibungsweisen. Mitglieder, die extrem dogmatische Positionen vertreten, sind quantitativ eine Minderheit, die allerdings qualitativ tonangebend ist, weil die viel häufiger anzutreffenden Mitglieder, die durchaus in vielen Fragen manche Zweifel und Bedenken hegen und an kritischer Diskussion interessiert sind, nicht über ein alternatives Vokabular verfügen, in dem sie dem "von oben", nämlich von der Londoner Zentrale etablierten Diskurs Paroli bieten könnten. Dies dürfte die Ursache dafür sein, daß bislang jeder Versuch, im Linksruck echte kritische Diskussionen zu eröffnen, regelmäßig ausgeht wie das Hornberger Schießen. Es kommt vor, daß Mitglieder feststellen, daß in der Organisation irgend etwas inhaltlich faul sein muß. Aber es bleibt bei solchen Mutmaßungen, ohne daß eine Konkretisierung der Kritik folgen würde. In allen entscheidenden Momenten verhalten sich die undogmatischen Mitglieder, die übrigens bis in die oberste Führungsspitze auf allen Ebenen anzutreffen sind, gegenüber den orthodoxen Hardlinern loyal; oder aber sie ziehen sich zurück.

Mit Grund meidet der Linksruck die Diskussion mit anderen linken Zusammenhängen, die eine Konfrontation mit anderen Paradigmen der Gesellschaftskritik bewirken und dadurch den sektiererischen Alleinvertragsanspruch erschüttern würde. Die Organisation kultiviert die Illusion, man könne ohne Beteiligung an den Problemdiskussionen von Gewerkschaften, linken Parteien und intellektuellen und sozialen Bewegungen sozusagen im direkten Draht zu den Leuten auf der Straße die sozialistische Alternative entwickeln, indem man einfach die durch Geschichtsm Manipulation vom Makel des Stalinismus befreite reine Lehre verkündet. Eine offensive Auseinandersetzung mit dieser sehr aktiven Strömung mag immerhin bewirken, daß ihre Anhänger, wenn eines Tages die Illusionen zerplatzen, wenigstens nicht sagen können, niemand habe sie gewarnt.

Literatur

In der edition aurora (Verein für Geschichte und Zeitgeschichte der Arbeiterbewegung e. V., Frankfurt a. M.) erschienen die zitierten Titel:

Chris Harman, Das ist Marxismus (3., leicht veränderte Aufl. 1998)

John Rees, Oktober 1917. Zur Verteidigung der Russischen Revolution (1997)

Alex Callinicos, Die revolutionären Ideen von Karl Marx (1998)

Hans G Helms

Johann Jacoby - ein liberaler Politiker des Vormärz und der Bismarck-Ära

Kaum etwas beschreibt das politische Lebenswerk Johann Jacobys besser als ein Satz, den Arnold Zweig in seiner Novelle *Über den Nebeln* den deutsch-jüdischen Kunsthändler Carl Steinitz am Vorabend des Dritten Reichs an seine Freundin Ellen Lewin aussprechen läßt: "Wenn unsere Israeliten etwas von ihrem eigenen Schicksal verstünden, liebes Kind, so hätte dich dein Vater schon auf der Basis erzogen, daß alle diejenigen in einer Front marschieren, denen die Menschenrechte vorenthalten werden, vor allem also mit den Arbeitern und Massen."¹

Ebendas klingt an in einem fast ein Jahrhundert zuvor verfaßten Brief Jacobys an seinen Jugendfreund, Kommilitonen und politischen Anhänger Alexander Küntzel, einen *goj*, der ihm vorwirft, die Judenemanzipation sei ihm das wichtigste Ziel. "Daß ich [...] den großartigen Kampf für die Volksfreiheit nur als Mittel für Emanzipation der Juden benutzen will, [...] ist ein Vorwurf, der ungerecht ist und durch öftere Wiederholung um nichts gerechter wird. [...] Wie ich selbst Jude und Deutscher zugleich bin, so kann *in mir* der Jude nicht frei werden ohne den Deutschen und der Deutsche nicht ohne den Juden; wie ich mich selbst nicht trennen kann, ebensowenig vermag ich in mir die Freiheit des einen von der des andern zu trennen. [...] Wir schmachten alle insgesamt in einem großen Gefängnisse; Ihr [Nichtjuden] dürft darin fessellos umhergehen, während schwere Ketten mich und meine Glaubensgenossen an dem Boden festhalten [...]; ob das Gefängnis weiter oder enger, die Fesseln schwerer oder leichter, ist nur ein geringer Unterschied für den, der nicht etwa nach der Bequemlichkeit, sondern nach der Freiheit sich sehnt. Diese Freiheit aber kann nicht dem einzelnen zuteil werden; nur wir *alle* zusammen erlangen sie oder *keiner* von uns: denn ein und derselbe Feind und aus gleicher Ursache hält uns gefangen, und nur allein die *Zerstörung* des Gefängnisses kann uns zum Ziel führen. Je schwerer gerade mich die Ketten drücken, desto inniger muß ich die Freiheit für alle wünschen. Der Tag des Kampfes rückt immer näher, darum laß uns einig sein und stark."²

Diesen Grundsätzen ist der am 1. Mai 1805 geborene Jude und Königsberger Arzt in seinem kompromißlosen Kampf gegen die Feudalherrschaft bis zu seinem Tod am 7. März 1877 treu geblieben. Jacobys Grundsätze implizieren freilich auch noch ein Anderes: Freiheit meint für ihn nicht allein

¹ Arnold Zweig: *Über den Nebeln*. Eine Tatra Novelle. Halle, Mitteldeutscher Verlag, [1950], S. 107f.

² Jacoby an Alexander Küntzel, Königsberg, 12. Mai 1837. BW 1, S. 56ff.

politische Freiheit, sondern auch ökonomische Freiheit. Ohne es in dem entlegenen und von der ökonomischen Entwicklung der Zeit, der Industrialisierung, abgeschnittenen Königsberg zu ahnen, legt er in diesem Brief von 1837 für sich selbst ein Programm nieder, daß ihn, den konsequenten bürgerlichen Demokraten, gegen Ende seines Lebens zum Sozialdemokraten macht.³ Im *Kommunistischen Manifest* wird gefordert: "In Deutschland kämpft die Kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei."⁴

Schon ehe Jacoby sich 1847 in Brüssel mit Marx befreundet und sich mit ihm sicherlich auch über die einzuschlagende politische Strategie verständigt⁵, tritt der revolutionäre Bourgeoisie Jacoby stets auch als Fürsprecher von Arbeitsinteressen auf. 1843 schreibt er an Arnold Ruge: "Solange uns zu Hause die Schule eines öffentlichen Staatslebens fehlt, müssen wir bei den Franzosen in die Lehre gehen, um praktisch zu werden und für das Volk schreiben zu lehren. Die untern Volksklassen müssen zur Menschwürde erhoben werden; nur als Mittel zu diesem Zweck haben die freien politischen Institutionen einen Sinn."⁶ Und einige Tage später bekräftigt er diesen Standpunkt in einem Brief an einen Freund. "Von der Selbstsucht und Feigheit der sogenannten 'Gebildeten' ist nichts zu erwarten; alles kommt darauf an, durch Belehrung die tatkräftigen arbeitenden Klassen - das *eigentliche Volk* - zum Bewußtsein ihrer unwürdigen Stellung zu bringen; gelingt dies - und es wird *sicher* gelingen -, dann wollen wir mit den Junkern und Pfaffen bald fertig werden!"⁷

Obzwar schon Franz Mehring⁸ und Gustav Mayer⁹ entscheidende Stationen in Johann Jacobys politischem Wirken erhellt haben, obwohl Peter Schuppan Jacobys vormärzliche Aktivitäten sorgfältig analysiert hat¹⁰, ist es

³ Vgl. Jacoby an die Redaktion des 'Volksstaat', Königsberg, 2. April 1872. BW 2, S. 574; vgl. auch JJ, S. 492ff.

⁴ Karl Marx, Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei. MEW, Band 4. Berlin, Dietz, 1959, S. 492.

⁵ Vgl. PS, S. 244; UJ, S. 171; vgl. auch Jacoby an Georg Herwegh, Köln, 20. Juni 1847. BW 1, S. 373; Friedrich Crüger an Jacoby, Brüssel, 22. Oktober 1847, BW 1, S. 381f.

⁶ Jacoby an Arnold Ruge, Königsberg, 25. November 1843, BW 1, S. 223.

⁷ Jacoby an Karl Weil, Königsberg, 11. Dezember 1843. BW 1, S. 223.

⁸ Franz Mehring: Johann Jacoby und die wissenschaftlichen Sozialisten. In: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. Band 1. Leipzig 1911, SS 449-457; Franz Mehring: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Stuttgart, J.H.W. Dietz Nachf., 1897-98; vgl. auch den offenbar von Mehring beeinflussten Artikel: Jacoby, Johann J. in Carl Stegmann, C. Hugo: Handbuch des Socialismus. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz), 1897, SS. 333-339.

⁹ Gustav Mayer: Briefe von Alexander Herzen und Michael Bakunin an Johann Jacoby. In: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. Band 1. Leipzig 1911, SS. 478-483; Gustav Mayer: Die Anfänge des politischen Radikalismus im vormärzlichen Preußen. In: Zeitschrift für Politik, Band 6. Berlin 1913, SS. 1-113; Gustav Mayer: Friedrich Engels. Eine Biographie. Haag, Martinus Nijhof, 1934.

¹⁰ Peter Schuppan: Johann Jacoby und seine politische Wirksamkeit innerhalb der bürgerlich-demokratischen Bewegung des Vormärz (1830-1846). Philosophische Dissertation.

erst jetzt möglich, zu ermessen, in welchem Maß Jacoby zur Begründung und Festigung demokratischen Denkens im Deutschland des 19. Jahrhunderts beigetragen hat. Dies ist dem israelischen Historiker Edmund Silberner zu danken. Silberner, Professor an der Universität Jerusalem, hat kürzlich eine umfassende Biographie Johann Jacobys veröffentlicht, und seit Anfang dieses Jahres liegt mit dem zweiten Band auch der ebenfalls von Silberner edierte Briefwechsel Jacobys so komplett oder lückenhaft vor, wie es nach der Judenverfolgung der Nazis und den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs noch möglich ist. Daß beide - Biographie wie Briefwechsel - möglich geblieben sind, ist dem Engels-Forscher und -Biographen Gustav Mayer zu danken. Mayer schreibt 1949 in seinen Erinnerungen: "Ich hielt es für sicher, daß der schriftliche Nachlaß des aufrechten ostpreußischen Juden für den Historiker der deutschen Demokratie eine Fundgrube darstellen mußte. Deshalb bemühte ich mich darum, ihn benutzen zu dürfen. Ich wußte, daß Jacoby seinen Gesinnungsgenossen Dr. Guido Weiß zum Testamentsvollstrecker ernannt hatte in der Erwartung, daß dieser feinsinnige Journalist seine Biographie schreiben würde. [...] Nun aber starb Weiß, ohne die Biographie Jacobys in Angriff genommen zu haben, und seine Erben hatten seinen Nachlaß unter die Obhut der Stadtbibliothek in Königsberg gestellt."¹¹ Mayer erreichte es, daß man ihm den Nachlaß zugänglich machte. "Was mir daraus historisch besonders interessant erschien, diktierete ich in die Maschine. Manches davon verarbeitete oder veröffentlichte ich selbst, die verbleibenden Abschriften, wozu noch einige Originalbriefe Jacobys kamen, die mir seine Verwandten schenkten, übergab ich, als unter dem Dritten Reich Papiere eines Juden und Demokraten weder geschätzt noch geschützt waren, der Bibliothek der Universität Jerusalem."¹²

Gustav Mayers Jacoby-Sammlung bildet den Grundstock der Edition Silberners. "Die Mayersche Gabe umfaßt etwa 820 zumeist fragmentarische Abschriften [...]. Über ein Jahrzehnt lagen die Mayerschen Jacoby-Papiere im Gebäude der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek auf dem Jerusalemer Skopusberg. Nach dem israelischen Unabhängigkeitskrieg von 1948 wurde der Skopusberg zu einer israelischen Enklave im jordanischen Gebiet und das Bibliotheksgebäude geschlossen. Erst um die Wende der fünfziger Jahre gelangte das Jacoby-Material vom Berg in das Bibliotheksgebäude im israelischen Teil der Stadt Jerusalem und wurde damit der Forschung wieder zugänglich gemacht."¹³

Berlin, Humboldt-Universität, 1963; PS; Peter Schuppan: Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys in den Jahren 1848/1849. In: Jahrbuch für Geschichte. Band 5. Berlin, Akademie-Verlag, 1971, SS. 343-377.

¹¹ Gustav Mayer: Erinnerungen. Vom Journalisten zum Historiker der deutschen Arbeiterbewegung. Zürich/Wien, Europa Verlag, [1949], S. 197f.

¹² A.a.O., S. 198.

¹³ BW, S. 13.

Trotz seiner Unvollständigkeit vermittelt Jacobys Briefwechsel ein klares Bild von der politischen Entwicklung Deutschlands aus der Sicht eines fortschrittlichen bürgerlichen Demokraten. An der Biographie befremdet indessen, wie sich Silberner immer wieder bemüht, seinen Helden Jacoby von Marx, Engels und den Marxisten abzurücken.¹⁴ Es scheint, als hätte Silberner Jacoby - wie er es mit Moses Hess zu Recht getan hat¹⁵ - gern als Zionisten präsentiert. Das zeigt ein höchst ambivalenter Passus am Ende der Biographie: "Das Wiedersehen des Staates Israel würde ihn wohl überrascht, aber nicht befremdet haben, hatte doch sein Meister Spinoza mit der Möglichkeit eines neuen Judenstaates gerechnet. Es ist aber zweifelhaft, ob er sich mit dem Zionismus als Versuch zur Lösung der Judenfrage befreunden könnte."¹⁶

Es kann überhaupt kein Zweifel bestehen, daß Jacobys Vorstellungen völlig konträr zu zionistischen Utopien gestanden haben. Wie hat er sich doch 1837 ausgedrückt? "Wie ich selbst Jude und Deutscher zugleich bin, so kann in mir der Jude nicht frei werden ohne den Deutschen und der Deutsche nicht ohne den Juden."¹⁷

Freilich kann es andererseits auch keinen Zweifel geben - und dies gilt in ähnlicher Weise für Jacobys Kampfgefährten Heinrich Simon, Karl Marx, Moses Hess oder Ferdinand Lassalle -, daß der Kampf gegen die Diskriminierung der Juden seinen Blick für die allgemeinen sozialen Probleme der Zeit geschärft hat. An seinen Vetter Jakob Jacobson schreibt er 1832: "Der Gedanke: Du bist ein Jude! ist eben der Quälgeist, der jede wahre Freude lähmt, jedes sorglose Sichgehenlassen gewaltsam niederdrückt! Durch die Staatsgesetze von äußeren Ehren und so vielen Rechten ausgeschlossen, in der Meinung seiner christlichen Mitbürger niedriger gestellt, dies wenigstens stets (und wer kann es ihm verdenken?) argwöhnend, fühlt der Jude sich durch fremde Überhebung gedemütigt und ist so nur zu sehr geneigt, in jeder unschuldigen Äußerung eine Kränkung zu befürchten. [...] Aus dieser Quelle lassen sich die meisten Eigentümlichkeiten und Fehler herleiten, die man nicht ohne Recht gemeinen und gebildeten Juden zum Vorwurf macht. Mit aller Geistesanstrengung reagiert er - nur freilich oft zur Unzeit -, um seiner gekränkten Menschenwürde nichts zu vergeben [...]. Zugleich aber [...] wird durch solche von Jugend auf geübte Opposition, gleichsam durch die stete Antreibung, der Geist schärfer, lebhafter

¹⁴ Vgl. e.g. JJ, SS. 173, 557. Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß Silberner Vorarbeiten zu seiner Jacoby-Biographie seit 1969 im Archiv für Sozialgeschichte, in der International Review of Social History, und im Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr. veröffentlicht hat.

¹⁵ Vgl. Edmund Silberner: Moses Hess. Geschichte seines Lebens. Leiden, E.J. Brill, 1966, S. 651f.

¹⁶ JJ, S. 558.

¹⁷ Jacoby an Alexander Küntzel, Königsberg, 12. Mai 1837. BW 1, S. 56.

und mehr entwickelt: ein Vorzug, der leider! mit zu großen Opfern erkaufte wird."¹⁸

Es kann nicht verwundern, daß der Anfang der 30er Jahre unternommene Versuch der preußischen Regierung, die Judengesetzgebung in den preußischen Provinzen zu vereinheitlichen und dabei durch eine Teilung der Juden in zwei Klassen die wohlhabende jüdische Bourgeoisie ins Lager der Feudalherrschaft hinüberzuziehen, Jacobys Zorn erregt. Auf eine Propagandabroschüre des Geheimen Oberregierungsrats Karl Streckfuß, in welcher dieser den Gesetzesentwurf des Innenministeriums zu rechtfertigen bemüht ist, antwortet Jacoby mit einer Polemik, die bereits seinen demokratischen Standpunkt klar erkennen läßt.¹⁹ Sie endet mit den Worten: "Nicht eine Gnade ist zu gewähren, wir fordern die Gleichstellung als ein uns vorenthaltenes Recht und werden - im Bewußtsein des notwendigen Sieges nicht ablassen zu fordern, bis eine humanere Zukunft unsere billigen Ansprüche völlig befriedigt."²⁰

In dieser ersten politischen Veröffentlichung des Königsberger Arztes steht übrigens auch der Satz: "Nach Palästina zurückzukehren begehren wir nicht."²¹ Und aus einem Brief an seinen lebenslangen Freund Eduard Waldeck geht hervor, daß Jacoby die Judenfrage nur mit Widerwillen zum Anlaß genommen hat, um vor der Öffentlichkeit seine politischen Vorstellungen zu entwickeln. "Du weißt, wie sehr mir die Sache der Juden am Herzen liegt, und kannst danach den Ärger ermessen, der mir durch Streckfuß' unverschämtes Libell verursacht wurde. Im ersten Unwillen faßte ich den Entschluß, dagegen zu schreiben, so wenig ich auch sonst der polemischen Schriftstellerei hold bin."²²

Jacobys nächstes öffentliches Hervortreten wird durch einen der sich häufenden Willkürakte der ökonomisch verunsicherten Feudalherrschaft provoziert. "Der Gewaltstreich des Königs von Hannover, der im November 1837 die Verfassung seines Landes aufhob und die dagegen protestierenden Professoren entließ, rief in ganz Deutschland einen Entrüstungssturm hervor und belebte die seit Jahren schlummernde Opposition. Das mutige Auftreten der Göttinger Siegen fand auch in Königsberg starkes Echo. Die Albertina [- die Königsberger Universität -] zögerte nicht, zweien von ihnen, Wilhelm Albrecht und Friedrich Christoph Dahlmann, im Dezember 1837 die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Und Jacoby veranstaltete eine Geldsammlung zugunsten der schwerbetroffenen Sieben, die 1600 Taler

¹⁸ Jacoby an Jakob Jacobson, Königsberg, 10. Juli 1832. BW 1, S. 38f.

¹⁹ Vgl. JJ, S. 51ff.

²⁰ [Johann Jacoby]: Über das Verhältnis des Königlich-Preussischen Oberregierungsrats Herrn Streckfuß zur Emanzipation der Juden. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1833, S. 32. Zitiert nach JJ, S. 54.

²¹ Vgl. S. 13, Zitiert nach JJ, S. 53.

²² Jacoby an Eduard Waldeck, Königsberg, 10. August 1833. BW 1, S. 51.

einbrachte.²³ Diese für die damalige Zeit sehr große Summe zur Unterstützung der Amts enthobenen Göttinger Professoren überweist Jacoby mit einem Begleitschreiben an Professor Dahlmann. "Im Namen von 130 Bürgern der Stadt Königsberg ersuche ich Sie und Ihre würdigen Herren Kollegen, die durch freimütige Verteidigung des Rechts den Unwillen des Machthabers und den Dank jedes braven Deutschen erworben haben, Einliegendes als Zeichen unserer Achtung anzunehmen. Wer das Rechtsgefühl teilt, aus welchem Ihre Tat hervorgegangen, ist verpflichtet, Ihnen auch die Folgen dieser Tat tragen zu helfen."²⁴

Zu diesem Zeitpunkt ist Jacoby infolge von Auseinandersetzungen mit den Zensurbehörden und politischen Aktivitäten der preußischen Polizei bereits kein Unbekannter mehr. "In Königsberg hörte man gelegentlich, er verbreite verbotene Bücher. Einem von der Polizei beschlagnahmten Briefe zufolge, stand er über Jahre an der Spitze eines Lesezirkels, dem durch seine Hand hauptsächlich Texte politischen Inhalts zuzugingen. Die Frage, wann es Jacoby gelang, einen politischen Zirkel in Königsberg zu gründen, kann nicht genau beantwortet werden. [...] Julius Waldeck erwähnt im Oktober 1840 einen schon seit mehreren Monaten existierenden 'Siegel-Klub'.²⁵ Ida Bender berichtet, daß 'damals' [...] in Königsberg eine Anzahl junger Männer lebten, 'die begeisterte Gemüter hatten und selbständig zu denken vermochten, und alle solchen fanden ihren Vereinigungspunkt anfangs zwischen 1 und 3 Uhr in der Siegelschen Konditorei [...]. Später bildeten [sie] die Donnerstags-Gesellschaft [...]. Stifter und Hauptperson der Gesellschaft war wohl Johann Jacoby'.²⁶

Die Entwicklung des literarisch-politischen Kaffeekränzchens beim Konditor Siegel zur politisch orientierten "Donnerstags-Gesellschaft" spiegelt die politischen Veränderungen in Preußen. 1840 war Preußens erzreaktionärer König Friedrich Wilhelm III gestorben, und von seinem Thronfolger Friedrich Wilhelm IV erhoffte man sich - vergeblich, wie sich sehr schnell herausstellte - eine allgemeine Liberalisierung und die Einlösung des Verfassungsversprechens von 1815. Mit seinen politischen Gesinnungsfreunden mag Jacoby die Forderungen diskutiert haben, die er in einer anonymen Broschüre stellvertretend für den fortschrittlichen Teil der Bourgeoisie an den preußischen König richtete.

"Mitte Februar 1841 veröffentlichte Jacoby die anonyme Broschüre *Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen*. Dieses politische Manifest des preußischen Bürgertums solle auch als Unterlage für eine Petition an den

²³ JJ., S. 66.

²⁴ Jacoby an Friedrich Christoph Dahlmann, Königsberg, 10. Februar 1838. BW 1, S. 75.

²⁵ Vgl. Julius Waldeck an Jacoby, Berlin, 16. Oktober 1840. BW 1, S. 95: "Schon vor einigen Wochen hörte ich von Königsberger Messereisenden, daß der Siegel-Klub durch die Königsberger Ereignisse fast gänzlich paralysiert worden sei".

²⁶ JJ, SS. 67, 68, 69. Das Zitat von Ida Bender nach Karl Ludwig Bender: Jugenderinnerungen eines alten Achtundvierzigers. Hrsg. v. Alfred Oehlke. Breslau [1928], S. 43.

ostpreußischen Provinziallandtag dienen, der für den 28. Februar 1841 nach Danzig zusammenberufen worden war. Mit einer noch nie dagewesenen Schärfe formulierte Jacoby in seiner Schrift die Forderung nach einer konstitutionellen Verfassung.²⁷ Jacobys vier Fragen lauten: "Was wünschten die Stände? Was berechtigte sie? Welcher Bescheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu tun übrig?"²⁸

Auf die erste Frage: "Was wünschten die Stände?" gibt Jacoby die Antwort: "Gesetzmäßige Teilnahme der selbständigen Bürger an den Angelegenheiten des Staates."²⁹ Denn, so führt er aus: "Das ist das Gebrechen des teuren Vaterlandes: *Beamten Gewalt und politische Nichtigkeit seiner selbständigen Bürger*. Wie über die Krankheit, so ist auch über das Heilmittel bei den Vaterlandsfreunden kein Zweifel: *Öffentlichkeit* heißt es und *wahre Vertretung*!"³⁰

"Der Verfasser geht sodann zur zweiten Frage über, was die Stände zu ihrem Verlangen berechtigt habe? Die Antwort ist eindeutig: 'Das Bewußtsein eigener Mündigkeit und ihre am 22. Mai 1815 faktisch und gesetzlich erfolgte Mündigsprechung.' Jacoby erinnert an den Zusammenbruch der preußischen Monarchie im Jahre 1807, an die Stein-Hardenbergschen Reformbestrebungen und an die Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Volksrepräsentation. 'Man beachte es wohl! Nicht ein bloßes Versprechen liegt uns hier vor, sondern ein nicht umzudeutendes *Königswort*, - ein Gesetz!' Hierauf seien aber trübe Jahre gefolgt: Statt der Ausführung des Gesetzes 'erfolgten polizeiliche Verhaftungen, Inquisitionen wegen demagogischer Umtriebe und - die *Karlsbader Beschlüsse*; Zensuredikte unterdrückten die öffentliche Stimme, und das freie Wort verhallte in Gefängnissen'. In dem Gesetz über die Errichtung der Provinzialstände von 1823 wurden die Reichsstände als bevorstehend angekündigt; das Staatsschuldenedikt von 1820 hatte die Staatsschuld wie jede künftige Anleihe unter die Garantie der Reichsstände gestellt; 'die garantierenden Reichsstände aber existierten und existieren noch immer - nur allein *in der Gesetzsammlung* und *in der Hoffnung* des preußischen Volkes'.³¹ Die preußischen Landtage, so folgert Jacoby, haben nicht bloß das Recht, sondern sogar die Pflicht, auf Erfüllung der Gesetze von 1815 und 1820 zu pochen. Es sei vorweggenommen, daß der 1847 neuerlich unternommene Versuch des feudalen Regimes, sich von den Vereinigten Landtagen eine Neuverschuldung des Staats bewilligen lassen, ohne die Verfassungsfrage zu lösen, die revolutionäre Mine legt, die im März 1848 hochgeht.

²⁷ JJ., S. 79.

²⁸ A.a.O.

²⁹ [Johann Jacoby]: *Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen*. Mannheim, Heinrich Hoff, 1841. Zitiert nach Johann Jacoby: *Gesammelte Reden und Schriften*. 2. Ausgabe. Hamburg, Otto Meissner, 1877, Band 1, S. 116.

³⁰ A.a.O., S. 130.

³¹ JJ. S. 80, die Jacoby-Zitate: *Vier Fragen*, a.a.O., SS. 131, 138, 139.

"Auf die dritte Frage, welchen Bescheid die Stände erhalten hätten, gibt der Verfasser die Antwort: 'Anerkennung ihrer treuen Gesinnung, Abweisung der gestellten Anträge und tröstende Eindeutung auf einen künftigen Ersatz.' [...] Die Kabinettsorder vom 4. Oktober 1840 habe an vielen Orten den traurigsten Eindruck gemacht und manche schöne bürgerliche Hoffnung zerstört. Sie habe aber die volle gesetzliche Geltung der Verordnung vom 22. Mai 1815 nicht aufgehoben, denn zu einer solchen Aufhebung fehle die erforderliche Rechtsform, nämlich die *ausdrückliche* Aufhebung der Verordnung durch den Gesetzgeber. [...]

Die vierte und letzte Frage: 'Was bleibt der Ständeversammlung zu tun übrig?' beantwortet der Verfasser mit einem kurzen Satz: 'Das, was bisher als Gunst erbeten, nunmehr *als erwiesenes Recht* in Anspruch zu nehmen.'³²

Wegen der Zensurrestriktionen kann Jacobys Schrift nicht in Preußen und selbst in Sachsen nur illegal erscheinen. Drucker und Verleger werden später zu je sechs Wochen Gefängnis verurteilt.³³ Das freilich behindert kaum ihre ebenfalls illegale Verbreitung, und das in Preußen sofort gegen sie erlassene Verbot verstärkt nur noch die außerordentliche Wirkung, die sie auf fortschrittlich denkende Groß- und Kleinbürger, ja selbst auf liberal gesonnene Junker und Staatsbeamte hat. Im historischen Rückblick summiert Peter Schuppan ihre Wirkung: "Die Flugschrift [...] schlug in Preußen wie ein Bombe ein. Sie wurde über Nacht zum Programm der bürgerlichen Opposition. In einigen Provinzen löste sie Aktionen für eine Verfassung aus, und noch lange stand sie im Mittelpunkt der öffentlichen Anteilnahme [...]. Zum erstenmal in Preußen wurde hier bedingungslos und fast ultimativ der Anspruch des Bürgertums auf die politische Macht im Staate verkündet."³⁴

Zeitgenössische Berichte bestätigen diese Wirkung. Der Königsberger Polizeipräsident meldet dem preußischen Innenminister: "Das Aufsehen, welches die Schrift hier macht, ist ganz ungewöhnlich und allgemein wird dieselbe mit einem ganz besonderen Interesse gelesen und besprochen."³⁵ Ähnlich der liberale Oberpräsident der Provinz, Theodor von Schön, über die Wirkung in Danzig: "Die *Vier Fragen* sind hier auch viel gelesen, aber der Kaufmann Behrent, welcher eben von Berlin kommt, sagt, dort würden sie verschlungen."³⁶ Über die Wirkung in Leipzig berichtet Arnold Ruge Jacoby: "Ihre Schrift ist in allen Händen und noch mehr in allen Herzen.

³² JJ. S. 81, die Jacoby-Zitate: *Vier Fragen*, a.a.O., SS 140, 147.

³³ Vgl. JJ., S. 82f; Otto Wigand an Jacoby, [Leipzig], 3. März 1841. BW 1, S. 112f; Otto Wigand an Jacoby, [Leipzig], 31. März 1841. BW 1, S. 124; Otto Wigand an Jacoby, Leipzig, 8. Februar 1842. BW 1, S. 163; Otto Wigand an Jacoby, [Leipzig], 24. Mai 1842. BW 1, S. 178f.

³⁴ PS., S. 242, vgl. JJ., S. 84ff.

³⁵ DZA Merseburg, Rep. 77 II, Lit. F., Nr. 21, vol. I, Fol. 66 (25. Februar 1841), zitiert nach JJ., S. 85.

³⁶ Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen Theodor von Schön, Berlin 1876, Teil 2, Band 3, S. 306 (März 1841). Zitiert nach JJ., S. 85.

Es wird umsonst sein, daß bezahlte und verräterische Menschen der Wahrheit und dem Gesetz mit der geknechteten Presse entgegenarbeiten und schlechte Artikel gegen Sie schreiben. Diese Schrift ist eine große Tat und hat ihresgleichen noch nicht in unserer Geschichte."³⁷

Es ist vorauszusehen, daß der preußische König sich nicht mit Anti-Jacoby-Pamphleten ergebener Skribenten zufrieden geben wird, sondern auf Verfolgung dessen sinnt, der ihn öffentlich der Lüge und des Betrugs am Volk geziehen hat. In diesem Sinne warnt Julius Waldeck in einem Brief aus Berlin seinen Freund Jacoby. "Vorgestern vormittag wurde [Deine Broschüre] im Ministerium vorgelesen und fand ungemeinen Beifall in betreff der Tüchtigkeit, wodurch natürlich das Verbot noch geschärft wird, und die Ministerialräte suchten sich noch schnell Exemplare zu verschaffen, und eines von diesen habe ich eine Stunde lang in Händen gehabt. Übrigens sagte mir heute ein Polizeirat, daß selten etwas eine solche Sensation erregt als jene 'Vier Fragen' und daß man ihnen aufgegeben, es sei dem Minister auf höchste daran gelegen, des Autors Namen zu erfahren. Nun noch eins: Dieser Umstand und noch manches andere müssen Dich dazu bringen, auf Deiner Hut zu sein, verbrenne oder verbirg (bei anderen) doch alles, was bei einer plötzlichen Haussuchung [...] in anderer Leute Augen nicht so unschuldig sein möchte als in unseren. Du bist das Dir, Deiner Familie und der guten Sache schuldig, die in Dir gewiß einen nicht unbedeutenden Kämpfen verlöre."³⁸

Freilich, diese Warnung kommt zu spät, und Jacoby hätte sie ohnehin nicht in Waldecks Sinn befolgt. Sobald er erfahren hat, daß die preußische Justiz nach dem Verfasser der *Vier Fragen* fahndet, gibt er sich Friedrich Wilhelm IV zu erkennen. Er schreibt dem König: "Der mächtige Eindruck des Königsberger Huldigungstages [am 10. September 1840], die freudigen Hoffnungen, die durch denselben in jedem preußischen Herzen erregt sind, veranlaßte eine Schrift, die Euer Majestät alluntertänigst zu überreichen der Verfasser sich ermutigt fühlt. Offen und wahr sind darin die Gesinnungen und Wünsche angesprochen, die der Verfasser als die unter seinen Mitbürgern allgemein vorwaltenden erkannt hat. [...] Das freie Wort vom Königsthron herab, diese in der Geschichte einzige, allen Gegenwärtigen unvergeßliche *Tat der Öffentlichkeit* - hat jedem Untertan die freudige Überzeugung gewährt, daß es nicht Euer Majestät Wille ist, die *Stimme des Volkes vom Throne fernzuhalten*. Und so wage ich denn vor meinem Könige die Anonymität aufzugeben und - der *gesetzlichen* Verantwortlichkeit mich unterziehend - diese [...] Schrift gegen jeden Eingriff *willkürlicher* Bedeutung unter Euer Majestät erhabenen Schutz zu stellen."³⁹

³⁷ Arnold Ruge an Jacoby, Halle, 5. März 1841. BW 1, S. 117.

³⁸ Julius Waldeck an Jacoby, Berlin, 27. Februar 1841. BW 1, S. 106f.

³⁹ Jacoby an Friedrich Wilhelm IV, Königsberg, 23. Februar 1841. BW 1, S. 102.

Wie in den *Vier Fragen* selbst achtet Jacoby auch in diesem Brief sorgsam darauf, sich klar innerhalb der Legalität zu bewegen und nur mit Argumenten zu operieren, die ihm seine feudalen Gegner selber anbieten, d.h., den Gegner mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Gerade dieses - auch von Marx, Engels oder Lenin gern praktizierte und empfohlene - Verfahren erbittert die Gegner umso mehr. Peter Schuppan beschreibt die Folgen: "Der preußische König beantwortete diese Herausforderung mit einer Anklage auf Hochverrat, Majestätsbeleidigung und Aufreizung gegen die Landesgesetze. Dieser Schritt trug nicht unerheblich zur Verschärfung der politischen Gegensätze bei, stellte doch der Staat in der Person Jacobys faktisch die bürgerliche Opposition vor Gericht. Die Liberalen ehrten Jacoby wiederholt mit demonstrativen Sympathiebeweisen. Er selbst zog den Prozeß ins volle Licht der Öffentlichkeit, indem er 1842 zwei weitere Flugschriften herausgab, worin er nicht nur die Anklage Punkt für Punkt widerlegte, sondern auch jene Äußerungen, die ihn auf die Anklagebank gebracht hatten, erläuterte, begründete und wiederholte. [...] 'Ich habe in mir den Beruf gefühlt, öffentlich auszusprechen, was ich für Wahrheit und Recht halte; ob dieses Gefühl ein richtiges war, darüber steht nicht dem einzelnen Richter, sondern allein der Stimme des Volkes die Entscheidung zu', schrieb er, nachdem er in erster Instanz zu zweieinhalb Jahren Festung verurteilt worden war. Nach fast zwei Jahren endete der Prozeß mit einer Sensation: das oberste preußische Gericht sprach ihn frei."⁴⁰

Bewegt sich Jacoby in den *Vier Fragen* noch innerhalb des verfassungsmäßigen Rahmens, seine Anfang 1845 veröffentlichten Flugschriften *Preußen im Jahre 1845* und *Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III*, die ihm wiederum einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung und Aufreizung gegen die Landesgesetze eintragen und ebenfalls mit Freispruch enden, atmen, wie Schuppan zu Recht schreibt, "in Ton und Inhalt einen kaum verhüllten revolutionären und demokratischen Geist".⁴¹

Die Ursachen dafür, die von Silberner leider nicht deutlich herausgearbeitet worden sind, sind natürlich die sozialen Unruhen des Jahres 1844, allen voran der schlesische Weberaufstand, die Jacoby bestimmen, sich noch stärker als bisher mit den Problemen der Handwerker, Arbeiter und Landarbeiter und auch mit denen der unterdrückten Polen in den preußischen Ostprovinzen zu beschäftigen und sich für sie einzusetzen. Noch einmal Schuppan: "Seit dem Winter 1844/45 gingen Jacoby und sein Anhängerkreis in Königsberg dazu über, die Volksmassen - das Kleinbürgertum und die proletarisierten Handwerksgesellen - politisch zu mobilisieren und eine oppositionelle Massenbewegung zu organisieren. In Gestalt einer Bürgergesellschaft, die bald 700 Mitglieder zählte, wurden wöchentliche

⁴⁰ PS., S. 242, das Jacoby-Zitat aus Johann Jacoby: *Meine weitere Verteidigung wider die gegen mich erhobene Beschuldigung der Majestätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze*. Zitiert nach Jacoby: *Gesammelte Schriften*, a.a.O., Band 1, S. 285.

⁴¹ PS., S. 243.

politische Aussprachen und Vorträge veranstaltet. Als die Bürgergesellschaft im April 1845 polizeilich aufgelöst wurde, organisierten die Königsberger Demokraten bis in den August hinein wöchentliche Volksversammlungen unter freiem Himmel, die fast nie von weniger als Tausend Menschen - meist Gesellen, Arbeitern und Handwerkern - besucht wurden."⁴²

In der Tat sind Jacobys Königsberger Versammlungen zu diesem frühen Zeitpunkt die politisch bedeutsamsten in ganz Deutschland. Und mit dem gleichen revolutionär demokratischen Geist zieht Jacoby 1848 als Abgeordneter in das deutsche Parlament in der Frankfurter Paulskirche. Seinen dort und später in der preußischen Nationalversammlung in Berlin vertretenen Standpunkt erläutert er in einem Brief an seinen Freund Simon Meyerowitz: "Die Republik ist nach meinem Dafürhalten die einzige, eines freien, *politisch gebildeten* Volkes würdige Staatsform, sie ist am besten geeignet, die staatsökonomische Frage, die große Aufgabe der Zukunft, zu lösen. Tollheit aber wäre es, die Republik *machen*, sie einem großen Volke auf gewaltsame Weise *aufdrängen* zu wollen. [...] Wie jetzt die Sache steht, [...] kann es wohl kaum einen Zweifel unterliegen, daß die *Stärke und Freiheit* Deutschlands [...] *nur* auf dem Wege der *demokratisch-konstitutionellen* Monarchie zu erzielen ist. Die Hauptaufgabe wird es sein, durch Erhebung und Schutz der besitzlosen Klassen, durch allgemeine Volksbewaffnung und andere freisinnige Institutionen die Fürstengewalt [...] zu beschränken."⁴³

In welchem Maß seine radikal-demokratischen Positionen und auch sein Einsatz für die Befreiung Polens Jacoby seinen bürgerlichen Freunden entfremdet, bezeugt ein Brief einer Königsberger Freundin, in dem sie auf seine Tätigkeit im sogenannten 50er Ausschuß des Frankfurter Parlaments anspielt. Sie bittet ihn, "nicht das ganze Land in den Abgrund zu stürzen. Maßen Sie sich nicht eine Herrschaft an, die Ihnen (und den übrigen 49) durchaus nicht zukommt und worüber selbst Ihre *besten* Freunde empört sind.[...] Sie werden nun als Protektor der Polen auftreten und wegen eines jämmerlichen Volkes, das nicht die Spur einer Sympathie verdient [...], den Frieden und die Freiheit Ihres jetzt so schwankenden Vaterlandes zerstören."⁴⁴ In einem weiteren Brief kommt sie auf den wirklichen Stein des Anstoßes zu sprechen: "Geben Sie Ihre sozialistischen Ideen auf, lieber Jonny, sie passen nicht für unsere Zeit, und sie werden keine Anhänger finden."⁴⁵

Als Mitglied des vor preußischen Bajonetten nach Stuttgart geflohenen Rumpfkabinetts wird Jacoby nach Niederschlagung der Revolution in

⁴² A.a.O.

⁴³ Jacoby an Simon Meyerowitz, Frankfurt am Main, 12./13. April 1848. BW 1, S. 421f.

⁴⁴ Fanny Adelson an Jacoby, Königsberg, [Mitte April 1848]. BW. 1, S. 427.

⁴⁵ Fanny Adelson an Jacoby, [Königsberg], 8. Dezember 1848. BW. 1, S. 545.

Preußen steckbrieflich gesucht. Er kehrt nach Königsberg zurück, stellt sich der Polizei, ihm wird der Prozeß gemacht, und ein weiteres Mal sieht sich die preußische Justiz gezwungen, diesen ihr wohl verhaßtesten bürgerlichen Demokraten freizusprechen.⁴⁶

Es ist aber nicht wahr, wie Silberner behauptet und durch seine Schilderung selber widerlegt, daß "nun eine lange Pause in Jacobys politischem Leben eintritt."⁴⁷ Er unterstützt ins Exil vertriebene Kampfgefährten, er korrespondiert mit den Führern der sich formierenden Arbeiterbewegung, er tritt öffentlich für unabhängige Wahlen ein. Seinem Freund Adolf Stahr begründet er seine Aktivitäten im Januar 1859: "Je eifriger unsere Gegner uns den Weg zur praktisch-politischen Wirksamkeit zu versperren suchen [...], um so mehr müssen wir darauf bedacht sein, dem Volke von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen zu geben."⁴⁸

Kurz nachdem Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt wird, betritt auch Jacoby 1863 wieder die politische Arena: als Kandidat der Fortschrittspartei wird er mit überwältigender Mehrheit in einem Berliner Wahlbezirk gewählt. Fortan bekämpft er Bismarcks imperialistische Politik, wobei er sich auf deren empfindlichsten Punkt konzentriert: das Budget. Immer wieder weist er in Parlamentsreden nach, daß sich Bismarck außerhalb der Legalität bewege, indem er Finanzmittel willkürlich benutze, die ihm das Parlament nicht konzidiert habe. Freilich auch hier steht er bald allein: seine Parteifreunde lassen sich durch Bismarcks erfolgreiche Expansionspolitik blenden und schwenken in die Front seiner Anhänger um. Als die sozialistischen Reichstagsabgeordneten, mit denen Jacoby sich längst verständigt hat, wegen ihrer Opposition zur Bismarckschen Politik 1872 vor Gericht gestellt werden, zieht Jacoby die letzte und folgerichtige Konsequenz aus seinem politischen Lebenskampf. Er schreibt an die Redaktion des sozialdemokratischen *Volksblatts*: "Die Verhandlungen in dem Hochverratsprozeß gegen Liebknecht, Bebel und Genossen bestimmen mich, der sozialdemokratischen Arbeiterpartei beizutreten."⁴⁹

Um keine Mißdeutung aufkommen zu lassen, Johann Jacoby ist nie in seinem Leben ein Sozialist oder gar Marxist gewesen, aber er hat als Jude und fortschrittlicher Bourgeois aus der Geschichte die Lehre gezogen und

⁴⁶ PS., S. 273; JJ., SS 248-259; BW 1, SS. 587-602.

⁴⁷ JJ., S. 260. Dagegen sehr viel differenzierter bei Schuppan: "Für einen Mann wie Jacoby, der an seinen demokratischen Auffassungen unbeirrbar und unbeugsam festhielt, konnte die Niederlage der Revolution nicht das Ende seines Kampfes sein. In den 50er Jahren, den Jahren der unangefochtenen Herrschaft der Reaktion, zog er sich zwar, auf jedem seiner Schritte von der allmächtigen preußischen Geheimpolizei beschattet, aus der Öffentlichkeit zurück. Mit der Neuen Ära aber betrat er wieder die politische Bühne." PS., S. 273f.

⁴⁸ Jacoby an Adolf Stahr, Königsberg, 28. Januar 1859. BW. 2, S. 84. Der Brief ist zugleich auch an Fanny Lewald gerichtet.

⁴⁹ Jacoby an die Redaktion des 'Volksstaat', Königsberg. 2. April 1872. BW. 2, S. 574.

sie konsequent für seine Person verwirklicht, daß alle Unterdrückten gemeinsam gegen ihre Unterdrücker kämpfen müssen, soll es einmal eine menschliche Gesellschaft geben. So hat ihn auch sein Kampfgefährte Karl Marx geschätzt und eingeschätzt, als er im Februar 1870 an Ludwig Kugelmann schreibt: "Der alte Jacoby selbst ist sehr lobenswert. Welcher andre old radical in Europa hat diese Ehrenhaftigkeit und diesen Mut besessen, so direkt sich auf die Seite der proletarischen Bewegung zu stellen?"⁵⁰

Quellen

JJ: Edmund Silberner: Johann Jacoby. Politiker und Mensch. Bonn-Bad Godesberg, Verlag Neue Gesellschaft GmbH, [1967]. - S. 648ff.

BW: Johann Jacoby: Briefwechsel 1816-1849, hrsg. u. erläutert v. Edmund Silberner. [Hannover], Fackelträger Verlag, [1974]. - S. 716ff.

BW 2: Johann Jacoby: Briefwechsel 1850-1877. Hrsg. u. erläutert v. Edmund Silberner. Bonn, Verlag Neue Gesellschaft GmbH, [1978]. - S. 716ff.

Alle drei Schriften sind Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte, Braunschweig - Bonn.

PS: Peter Schuppan: Johann Jacoby. In: Männer der Revolution von 1848. Hrsg. v. Arbeitskreis Vorgeschichte und Geschichte der Revolution von 1848/49. Redaktion: Karl Obermann, Gerhard Becker, Siegfried Schmidt, Peter Schuppan, Rolf Weber. Berlin, Akademie Verlag, 1970, S. 239-275.

Reprint: [westberlin], deb verlag das europäische Buch, s.d.

⁵⁰ Marx an Ludwig Kugelmann, London, 17. Februar 1870. MEW, Band 32, Berlin, Dietz, 1965, S. 651. Ähnlich charakterisiert Lenin Jacoby als einen "der wenigen - richtiger dürfte es sogar sein zu sagen: einen der außerordentlich seltenen - bürgerlichen Demokraten Deutschlands, die nach den Lehren der Jahre 1870 und 1871 nicht zum Chauvinismus und nicht zum Nationalliberalismus, sondern zum Sozialismus übergingen". W.I. Lenin: Die große Initiative. In: W.I. Lenin: Werke. Band 29: März - August 1919. Berlin, Dietz, 1965, S. 413.

"...soviel Leichen wie möglich..."

Das "Schwarzbuch des Kommunismus" im Widerstreit

Der Mann von Kopf schaut ins Ganze
Wilhelm Ludwig Wekhrlin

Am 6. November 1997 wurde in Paris das "Schwarzbuch des Kommunismus" ausgeliefert.¹ Darin wird dem "Kommunismus" eine historische Last von nahezu 100 Millionen Toten auferlegt.² Das Werk ist aus der Arbeit von sechs Hauptautoren und einigen weiteren Mitarbeitern hervorgegangen. Mit vier französischen Historikern wirkten ein tschechischer Spezialist und ein polnischer Politologe zusammen. Auf die bis 1953 geführte einleitende Abhandlung zur Geschichte der UdSSR folgt ein Teil, der von der Komintern und dem Spanien des Bürgerkriegs handelt. In einem weiteren sind die Entwicklungen in Polen und in Staaten Mittel- und Südosteuropas zusammengefaßt. Dann - in den Teilen vier und fünf - werden China, Nordkorea, Kambodscha bzw. die "Dritte Welt" von Kuba über Mocambique bis Afghanistan abgehandelt. Wer nicht mehr konnte als diese Gliederung und auch nur eine ungefähre Vorstellung von den sehr unterschiedlichen Möglichkeiten besäße, der Quellen und insbesondere verlässlicher Dokumente habhaft zu werden, mit denen sich der Wahrheit auf die Spur kommen ließe, der würde bedenkenlos jede Wette darauf eingehen, daß das Unternehmen unvermeidlich ins Abenteuerliche führen müßte.

1991 hat Wolfgang Benz mit einer ebenfalls international zusammengesetzten Gruppe von Wissenschaftlern einen Band "Dimension des Völkermords" vorgelegt, in dem nach langwierigen Recherchen und gestützt auf nahezu ein halbes Jahrhundert intensiver Forscherarbeit die Zahl der von den deutschen Faschisten und ihren Kollaborateuren ermordeten Juden Europas zwischen zwei Angaben eingegrenzt worden ist.³ Das Werk kann eine Vorstellung davon geben, was jenen an Arbeit bevorsteht, denen nicht die Devise gilt "...soviel Leichen als möglich" (Lothar Baier).

Noch bevor das "Schwarzbuch" in die Buchhandlungen gelangt war, hatte eine Medienkampagne begonnen. Die erhielt zusätzliche Aufmerksamkeit, als bekannt wurde, daß zwei Autoren - es waren die beiden, deren Beiträge über die UdSSR und China den zentralen Platz im Unternehmen besetzen

¹ Stéphane Courtois, Nicolas Werth u.a. Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror. Mit dem Kapitel "Die Aufarbeitung des Sozialismus in der DDR" von Joachim Gauck und Erhart Neubert, Piper Verlag, München 1998, 987 S., 68,- DM.

² Schwarzbuch, S. 16.

³ Wolfgang Benz (Hrsg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte Bd. 33).

- die politischen und ideologischen Absichten nicht mittragen, die sich für den Herausgeber und den Verleger mit dem Buch verbanden. Nur die Drohung des Verlages, so wurde berichtet, bei einem Ausscheren aus dem Unternehmen "einen gigantischen Schadenersatz" einzufordern, habe den Weg vom Manuskript zum Druck freigemacht. Insbesondere wandten sich Niklas Werth und Jean-Louis Margolin gegen den im Vorwort vorgenommenen Vergleich zwischen "Faschismus und Kommunismus". Der habe nicht in ihrem Forschungsprogramm gelegen. Für seine Durchführung seien weitere Untersuchungen und Diskussionen notwendig.

Am 27. März 1998 erschien die deutsche Übersetzung. Darauf war die Öffentlichkeit nicht nur durch Kommentare vorbereitet, die in der deutschen Presse bereits anlässlich des Erscheinens der Originalausgabe veröffentlicht worden waren. Die Zeitung "Bild" druckte längere Passagen vorab. Ihre Texte seien dem "wichtigsten politischen Buch des Jahres" entnommen. Eine Episode belegt, wie sehr es Redakteure danach gehungert hatte, diese Munition gegen den "Kommunismus" nun zwischen Oder und Rhein verschießen zu können. Zur Illustration des Schreckens wurde ein Foto benutzt, das Kinder hinter einem Stacheldrahtzaun zeigte; es sei 1943 in einem "sowjetischen Arbeitslager" aufgenommen worden. Tatsächlich zeigte es Kinder in einem Lager, welches Deutsche im Zweiten Weltkrieg bei Petrosawodsk eingerichtet hatten. Die Fälschung war vordem bereits von der Wochenzeitschrift "Die Zeit" benutzt und schon als solche bloßgestellt worden.⁴ Das Bilddokument hatte beiden Redaktionen offenkundig besonders gut zu einer Passage des "Schwarzbuches" gepaßt, die der Herausgeber Stéphane Courtois formuliert hatte: "Der Tod eines ukrainischen Kulaken-Kindes, das das stalinistische Regime gezielt der Hungersnot auslieferte, wiegt genauso schwer wie der Tod eines jüdischen Kindes im Warschauer Ghetto, das dem vom NS-Regime herbeigeführten Hunger zum Opfer fiel."⁵ Der Satz bezeugt dreierlei: die schlampige Übersetzung, die Parallelisierung von "Kommunismus!" und deutschem Faschismus und den unbekümmerten Umgang mit Fakten, denn es gilt nicht als erwiesen, daß der Hunger von den Machthabern in der UdSSR als politische Waffe gegen Gruppen der eigenen Bevölkerung eingesetzt worden ist.

Nichts wurde in deutschen Zeitungen begieriger aufgenommen als die vom "Schwarzbuch"-Herausgeber erörterten Vergleiche zwischen dem "Kommunismus" und dem Naziregime. Nach der Methode, mit der zuvor die Debatte über das Buch Daniel J. Goldhagens fragend auf die "Kollektivschuld"-These - "Waren alle Deutschen so schlimm wie Hitler?" - mißgeleitet worden war, wurde nun in Großaufmachung gefragt, waren die Kommunisten "Schlimmer als Hitler?".⁶ Als Antwort fand sich eine Formel, die der diffamierenden Absicht vollständig Genüge tat: "Vielleicht

⁴ Siehe die Ausgaben der "Jungen Welt" vom 26. und vom 30./31. Mai 1998.

⁵ Schwarzbuch, S. 21.

⁶ Die Woche, 29. Mai 1998.

waren die Nazis schlimmer, aber die Kommunisten waren ganz bestimmt nicht besser." (Thierry Chervel)

Die deutsche Ausgabe ist um zwei Beiträge vermehrt, die sich mit der "Aufarbeitung des Sozialismus in der DDR" befassen.⁷ Der Verlag hatte als deren Autoren zwei staatsbeamtete Theologen berufen, die leitend in der Bundesbehörde des Beauftragten für die Unterlagen des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR tätig sind. Was Herausgeber und Verlag in Frankreich veranlaßt hatte, den untergegangenen ostdeutschen Staat als Thema auszulassen, blieb ungeklärt. Die Vermutung, es sei "schlicht vergessen" (Wolfgang Wippermann) worden, scheint eher ungläubhaft.⁸ Doch ist auch nicht sicher, ob den Autoren wirklich Bedenken dagegen gekommen waren, Ereignisse und Prozesse in der DDR und in Kambodscha auf den gemeinsamen Nenner "Kommunismus" zu bringen und im Wesentlichen gleichzusetzen. Die deutschen Verfasser des Nachtrags hatten jedenfalls keine Skrupel zu schreiben, es habe in Ostdeutschland "nahezu alle politisch motivierten Massenverbrechen" des "Kommunismus" gegeben.

Seit dem Erscheinen des Bandes haben Kritiker viele Einwände gegen dessen Solidität und Wert vorgetragen. Wolfgang Wippermann riet: "Kaufen Sie dieses Buch nicht! Es ist ein schlechtes Buch!" Das dürfte dem Verkaufserfolg so wenig abträglich gewesen sein wie das gleichlautende Urteil, das der Stuttgarter Eberhard Jaekel über Goldhagens Arbeit abgegeben hatte. Tatsächlich reichte der Reklameaufwand nahezu an denjenigen heran, der "Hitlers willige Vollstrecker" zum Bestseller gemacht hatte. Noch bevor sich ein einziger Käufer seine Meinung bilden konnte, hatte ihn eine "orchestrierte Medienkampagne" (Pierre Brou) geistig in den Griff genommen. Die Befürchtung, die aufgrund der Erfahrungen mit der Monographie des amerikanischen Soziologen und Historikers geäußert wurde, beachtenswerte wissenschaftliche Unternehmen könnten es fortan immer schwerer haben, die öffentliche Aufmerksamkeit zu finden, erwiesen sich als vollauf berechtigt.

Einwände der Kritik

Die Einwände der Kritiker, in deren Zentrum der Beitrag Stéphane Courtois geriet, die sich aber auch auf die Anlage des Gesamtwerkes und den Inhalt vieler Einzelbeiträge richteten, summierten sich inzwischen zu einer langen Liste. Es ist weder beabsichtigt noch möglich, sie im folgenden auszubreiten. Doch sollen sie knapp in Erinnerung gebracht werden.

1. Der erste aller Einsprüche richtete sich gegen den Anspruch, mit diesem Buch einen Zugang zur Geschichte der Regime und Parteien geschaffen zu

⁷ Auf deren Betrachtung wird im einzelnen verzichtet. Der Autor dieses Beitrags hat sich zu ihnen in gesonderten Artikeln geäußert: Gauck an alle, in: Junge Welt, 2. Juni 1998, und Auschwitz, Gulag und die kleinere Variante, ebd., Ausgabe vom 3. Juni 1998.

⁸ Dagegen spricht auch die Bezugnahme auf das "vereinte Deutschland. Siehe Schwarzbuch, S. 41.

haben, von denen in ihm gehandelt wird. Die Annäherung an eine geschichtliche Epoche ist von den verschiedensten Seiten oder Einstiegen her möglich, aber sie wird, welcher auch immer gewählt wird, doch eine Vorstellung vom Ganzen anstreben müssen. Hier aber seien historische Fakten ausgebreitet worden, "eher losgelöst von den bodenlos schwierigen Umständen, in denen sie (die Kommunistischen Parteien -K.P.) agierten".⁹

2. Mehrfach erscheinen Begriffe, Thesen und Schlüsse nicht als Frucht wissenschaftlicher Abstraktionsverfahren, sondern als Resultat des Bestrebens, zu politisch verwertbaren Geschichtsbildern zu gelangen. Dies beginnt mit der Wahl des Buchtitels. Herausgeber und Autoren wissen natürlich, daß sich im Marxismus mit dem Begriff "Kommunismus" die Vorstellung einer gedachten, aber von keinem der untersuchten Staaten je erreichte Stufe gesellschaftlicher Entwicklung verbindet. Nichtsdestoweniger schreibt der Courtois, 1917 habe sich "der erstmals auftretende moderne Kommunismus" etabliert.¹⁰ Offenkundig kam es dem Herausgeber darauf an, nicht allein eine vergangene und noch existierende Wirklichkeit zu kritisieren, sondern eine Utopie zu treffen und zu diskreditieren, die sich als nicht vollständig ausrottbar zu erweisen scheint.

3. Kritisiert wurde die Einführung neuer, Tatsachen und Zusammenhänge mehr verschleiender denn erhellender Begriffe. Das trifft vor allem auf den Begriff "Klassengenocid" zu. Seine Konstruktion nimmt einen in den Sozialwissenschaften und der Historie eingeführten Begriff (Genocid) auf, mit dem die Praxis der Ausrottung von Menschengruppen bezeichnet und als Verbrechen an der gesamten Menschheit charakterisiert wird, und verunstaltet ihn zu einem Begriff, der nichts Reales spiegelt. Der gegen Millionenmassen gerichtete Terror der Stalinzeit hatte gerade nicht eine einzelne Klasse oder Schicht zum Ziel, wie sehr er auch mit "klassenkämpferischen" Argumenten bemäntelt und gerechtfertigt wurde. Damit ist ein weiterer prinzipieller Einwand angedeutet. Er betrifft die praktizierte Methode des Vergleichens. Sie ist weithin von dem Interesse diktiert, den Massenmord an den europäischen Juden und die Verbrechen, die den Gegenstand dieses Buches bilden, möglichst zur Kongruenz zu bringen.

4. Ein wiederholter Einspruch betrifft die Vernachlässigung selbst zutage liegender Zusammenhänge der terroristischen Politik mit ihren inneren und äußeren Voraussetzungen und Bedingungen, Impulsen und Antrieben. Am augenfälligsten macht das die "Vernachlässigung" der Existenz des faschistischen Mächteblocks. Darauf wird zurückzukommen sein.

5. Hinter diesen Einwänden verblaßt dann nahezu der Nachweis, daß die Berechnungen, mit denen die 100, dann die 80 Millionen Toten "des Kommunismus" ermittelt wurden, unseriös genannt werden müssen. Diese Arithmetik rief empörte Reaktionen hervor. Pierre Brou erklärte in einem

⁹ Martina Achenbach, Trauer und Bußreflexe, Freitag, 19. Juni 1998.

¹⁰ Schwarzbuch, S. 795.

Interview: "Ich habe ohne besonderes Vergnügen die traditionellen Methoden der Fälscher gefunden. Jeder weiß, daß man nicht Möhren und Kohl addieren kann, aber man kann sie durcheinander rühren und eines Suppe daraus kochen; genau das haben sie gemacht."

6. Andere Zweifel an der Redlichkeit des Vorgehens knüpften sich an die Tatsache, daß in wissenschaftlichen Arbeiten Streitfragen in aller Regel gekennzeichnet werden. Das scheint umso mehr geboten, wenn Historiker sich an eine breite Öffentlichkeit wenden. Im "Schwarzbuch" aber wird - wie erwähnt - das absichtsvolle Verhungernlassen von Menschenmassen als ein Mittel "kommunistischer" Politik bezeichnet und unterschlagen, daß gegen diese Deutung Kenner der Materie längst mehr als nur ihre Skepsis geäußert haben. Doch hätte die bloße Erwähnung dessen einen erheblichen Teil der Rechnung mit den Millionen Toten mit einem Fragezeichen versehen. Nicht anders verhält es sich mit der Behauptung, Lenin habe die Ermordung der Zarenfamilie "organisiert".

Insgesamt lautet das Urteil vieler Kritiker, dieses Unternehmen sei verdorben dadurch, daß in ihm immer das Interesse des Herausgebers, einem politischen Ziel zu dienen, regiert habe. Von ihm wurden auch die Beiträge der Autoren "eingerahmt", die nicht durch außerwissenschaftliche Absichten vorfixiert waren. Es war diese politische Zielsetzung, die ein für wissenschaftliche Publikationen ungewöhnliches Interesse an der Biographie des Stéphane Courtois weckten. Kritiker meinten, in dessen "linkem" Vorleben die Quelle für seine eifernde Pose und seinen aggressiven Stil gefunden zu haben. Diesen Zusammenhang mag es geben. Manche stellten ihn auch her, um ihn auszubeuten. Die Geschichte vom Saulus, aus dem ein Paulus geworden ist, rührt im christlich geschulten und gebildeten Europa noch immer. Obendrein hat Courtois an diesem Bilde mitgezeichnet. Als ihn vor einem Hamburger Publikum ein Journalist fragte, was er von den Tatsachen, zu denen er sich äußere, 1968 gewußt habe, erklärte er "Nichts". An den Universitäten Frankreichs sei das Thema ein Tabu gewesen. Das mag man ihm glauben oder nicht. Ein Zeugnis von wenig Neugierde wäre es allemal, wenn der Mann, wenn er schon nicht bereit war, die Literatur seines "Klassenfeindes" zu lesen, sich nicht einmal für den XX. Parteitag der KPdSU und Nikita Chruschtschows Rolle interessiert hatte. Anmaßend aber ist Courtois' Behauptung, daß bis zum Erscheinen dieses Werkes kaum gründlicher über seinen Gegenstand geforscht und publiziert worden sei. Das widerlegen gefüllte Bücherregale, ohne deren Inhalte die Arbeit am "Schwarzbuch" schwerlich hätte riskiert und abgeschlossen werden können. Natürlich erhöht es das Selbstwertgefühl, wenn man sich als Beginner sieht.

Vielfacher Gebrauch

Von dem "Schwarzbuch" wurde seit seinem ersten Erscheinen vielerlei Gebrauch gemacht. Den wird man, nicht durchweg, seinen Autoren anschrei-

ben können, sei es positiv oder negativ. Die Auslieferung der deutschen Übersetzung fiel in den beginnenden Wahlkampf zum Bundestag. Wer sich der Sicht Courtois anschleße, hieß es in einer Pressestimme, "hat keine Argumente für wahltaktisches Geplänkel mit den SED-Nachfolgern".¹¹ So kurzzeitig will die Mehrheit jedoch den Nutzen des Werkes nicht bemessen wissen. Ihr erscheint das Buch als die geistige Zuchtrute gegen alle, die sich noch immer nicht von dem Gedanken losgesagt haben, es könne aus den kapitalistischen Zuständen ein Weg in eine für alle Menschen würdige Gesellschaft entdeckt und begangen werden. Nicht, daß so viele bürgerliche Zeitungen diesen Wunsch aussprechen, verwundert, wohl aber der Nachdruck, mit dem er wenige Jahre nach dem Ende des "realsozialistischen" Staatensystems geäußert wird. So erhält der Verdacht Nahrung, die Sieger seien sich ihres Endsiegs nicht sicher und müßten ihn erst noch ideologisch befestigen. Dazu dienen die Thesen: Soziale Utopien an sich sind schlecht. Der Versuch, sie zu verwirklichen, zeitigt notwendig Massenverbrechen. Zum Beweis dessen dient die Geschichte des zu Ende gehenden Jahrhunderts und insbesondere die Erfahrung des "Nationalsozialismus" und des "Kommunismus". Daß sich diese Erkenntnis noch nicht vollends durchgesetzt habe, wird Unverbesserlichen angelastet, welche die Schreckensbilanz des Jahrhunderts entweder nicht zur Kenntnis nehmen wollen oder von ihr nicht einmal erschreckt werden. Die naheliegende Frage, ob es nicht die Wirklichkeit selbst sein könnte, die an der Schwelle zum neuen Jahrhundert immer aufs neue Menschen auf den Gedanken an besser verfaßte soziale Gemeinschaften verfallen läßt, wird nicht zugelassen.

Das Willkommen, das dem Unternehmen "Schwarzbuch" weithin geworden ist, rührt aus der Annahme her, nun sei gleichsam erschlagend bewiesen, daß jeder Versuch, über den Kapitalismus hinaus zu gelangen, gesetzmäßig in eine Welt des Massenterrors führen müsse. Ein auch mit der Absicht, als antikommunistischer "Aufklärer" zu wirken, in den Osten gekommener Geschichtsprofessor hofft, nun würden auch die bisher Unbelehrten, "die den Kommunismus noch immer für eine gute Idee halten, die leider nur schlecht durchgeführt wurde", zur Einsicht kommen.¹²

Die Botschaft, der "Kommunismus" war überall verbrecherisch (und jeder künftige Versuch würde es wieder sein), wird vor allem durch die Anwendung der infamen Doppelmethode vermittelt, sich jeder Unterscheidung von Phasen in der Geschichte der Staaten zwischen Oder und chinesischem Meer zu verweigern und sie alle - die Gesellschaft und den Staat im Kuba Fidel Castros und in Pol Pots Kambodscha, im Ungarn Kadars und im Korea Kim Il Sung als "kommunistisch" zu verklammern und als Gebilde aus einem Guß darzustellen. Das ist wahrlich Geschichtsschreibung großen und groben Stils. Zu ihr gehören sprachlich-begriffliche Zaubere-

¹¹ Die Welt v. 27. Mai 1998.

¹² Heinrich-August Winkler, in: Süddeutsche Zeitung v. 17. Juni 1998.

kunststücke. Margolins Beitrag zu dieser Version gefiel einem deutschen Journalisten besonders gut, so daß er dessen Kondensat sogleich zitierte, wonach das Regime Pol Pots die enthüllende Karikatur der kommunistischen Utopie gewesen sei.¹³ Die generelle Erkenntnis, die aus der Lektüre des "Schwarzbuches" gewonnen werden soll, lautet: "Mag der Kapitalismus seine Gebrechen haben - die Alternative hat/ist Verbrechen."¹⁴

Zweifelhafte Gegenrechnung

Mitunter wird geglaubt, dieser These sei mit einer Gegenrechnung beizukommen. Mehrfach wurde angeregt, ein "Schwarzbuch des Kapitalismus" zu schreiben. Für den gedachten Zweck aber ist solch ein Unternehmen völlig untauglich. Denn was wäre bewiesen, würden die Leichenberge des Kapitalismus, seiner Kolonialpolitik und seiner Kriege addiert? Was wäre mit der Übernahme einer Methode gewonnen, welche nicht nur von deutschen Revisionisten praktiziert wird, die, um von den Verbrechen der Deutschen während der Jahre der faschistischen Herrschaft abzulenken, unausgesetzt rufen "Die anderen auch..."? Zudem fehlt es an "Schwarzbüchern" des Kapitalismus nicht. Man denke allein an wissenschaftliche und andere literarische Werke, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit den mörderischen Folgen der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals befaßten, beispielsweise - um eine der bekanntesten Schriften zu nennen - an Friedrich Engels Schrift über die Lage der arbeitenden Klassen in England.

Zudem ist es nicht notwendig, geht es um die bloße Feststellung von Tatsachen, erneut Bücher zu füllen. Es genügt, die Feststellungen zu treffen und die Fragen zu stellen, die der Kubaner Fidel Castro am Beginn der Sitzung aussprach, die aus Anlaß des 50. Jahrestags der Gründung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) einberufen worden war. Nachdem er daran erinnert hatte, daß das Kindersterben alles übertreffe, was bisherige Kriege und Völkermorde geleistet hätten, fragte er: "Warum haben 800 Millionen (der Erdbewohner - K.P.) keine gesundheitliche Versorgung? Warum sind 200 Millionen Kinder unter fünf Jahren unterernährt? Warum müssen 250 Millionen Kinder arbeiten? Warum gehen 100 Millionen nicht einmal auf eine Grundschule? Wie kann es sein, daß in einer Welt, die jährlich 30 Billionen Dollar an Waren und Dienstleistungen produziert, 1,3 Milliarden Menschen in absoluter Armut leben?"¹⁵ Der Nachweis dessen, was der Kapitalismus in der Vergangenheit verbracht und was er in der Gegenwart verübt, so notwendig er in den politischen Auseinandersetzungen unserer Tage ist, führt das Nachdenken der Linken in dem Punkte, in dem

¹³ Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 2. Juni 1998.

¹⁴ André Brie, Die Mühen einer Diskussion, in: die tageszeitung v. 11./12. Juli 1998.

¹⁵ Zitiert in: Konkret, Nr. 6, 1998.

sie durch ihre eigene Vergangenheit herausgefordert sind, nicht einen Gedankenschritt weiter.

Wie weit die Linken in dieser Hinsicht gekommen sind, darüber werden immer wieder Befunde niedergeschrieben, die freilich kaum auf verlässlichen Daten fußen, sondern sich meist auf Beobachtungen des politischen Alltags stützen. An sie werden dann Vorschläge angeschlossen, die sich auf eine Beschleunigung des schwierigen Prozesses richten, in dem Millionen lernen, sich mit einer so rasch und gründlich veränderten sozialen Weltwirklichkeit auseinanderzusetzen. Denn: Der geläuterte Gedanke muß der Tat vorausgehen, soll sie irgend Erfolg zeitigen. Wohl in erste Linie mit Bezug auf die Linke in Deutschland ist festgestellt worden, es gäbe in ihren Reihen "immer noch gar nicht so wenige", die nicht bereit seien, auch nur die schrecklichen Tatsachen "kommunistischer Geschichte", da ist - dies nebenbei - der Nenner "kommunistisch" schon übernommen, zur Kenntnis zu nehmen. Dieser Zustand müsse überwunden werden und die Linke werde "das Kunststück fertigbringen müssen, ihre Selbstkritik an tief-schwarzen Seiten ihrer Geschichte öffentlich und ohne Verdrängung führen zu müssen, ohne zu prokapitalistischer Apologetik beizutragen."¹⁶

Das "Kunststück" der Linken

Der Satz bietet Stoff für Fragen und Überlegungen: Ob die besagten Seiten der Geschichte schlechtweg und ausnahmslos "der Linken" als ihre eigenen zugeschriebenen werden können, ist fraglich und hängt davon ab, wer ihr zur in Rede stehenden Zeit zugerechnet wird. Zweifel sind nach aller Erfahrung auch anzumelden, ob wirklich erreicht werden kann, daß "die Linke" sich insgesamt zur gedachten Selbstkritik durcharbeiten oder - so sollte es treffender heißen - durchschinden kann. Wer sich Tatsachen verweigert, die - wenn auch bei weitem nicht in ihrem vollständigen Ausmaß - von Leuten ausgesprochen und eingestanden worden sind, die zu ihren Urhebern gehörten, und eben das geschah auf dem XX. Parteitag der KPdSU 1956, dem wird vier Jahrzehnte später kaum zu helfen sein. Die "Endlösung" dieser Aufgabe gibt es nicht, und deshalb wird die "Linke" wohl damit leben müssen, daß ihr auch weiterhin Lernunfähige und Lernunwillige präsentiert werden, um ihr insgesamt anzulasten, sie verschließe sich besserem Wissen und dessen unausweichlichen Schlußfolgerungen.

Jeder redliche Maßstab kann nur darin bestehen zu beurteilen, ob das geistige Klima innerhalb der "Linken", und da geht es in Deutschland in erster Linie um die Partei des Demokratischen Sozialismus, von Leuten bestimmt wird, die diese "Selbstkritik" vornehmen und gegen innere und äußere Widerstände verfechten, oder ob dieses Klima durch die Vorherrschaft von Uneinsichtigen bestimmt ist. Hieran schließt sich der erste Einwand gegen die in der Sache vollständig berechnete Forderungen, sich den Tatsachen

¹⁶ André Brie, a.a.O.

zu stellen und deren Verursachung auf den Grund zu kommen. Er rührt aus der Benutzung des Futurums. "Die Linke wird..". Das ist aus einer Sicht formuliert, derzufolge nun, nach dem Erscheinen des "Schwarzbuches," begonnen werden müsse, öffentlich selbstkritisch hervorzutreten. Darin äußert sich eine schwer verständliche Geringschätzung alles dessen, was linke Autoren über den unerschöpflichen Gegenstand, über Irrtum, Versagen, Gewalt, Terror, Unrecht, Verbrechen und Massenmord in ihrer Geschichte inzwischen geschrieben haben. Im Bundestag, in dem die Abgeordneten der Partei des Demokratischen Sozialismus ihre Reden selten ohne dümmliche Störungen halten können, ging am 17. Juni 1998 immerhin die Feststellung unkommentiert durch: "Es gibt keine einzige Partei (in Deutschland - K.P.), die so viel über ihre Vergangenheit und Geschichte nachdenkt wie unsere - mit Grund, das ist wahr."¹⁷

Man mag beklagen, daß vieles, was als dessen Frucht gedruckt wird, die Schwelle, die über die bloße Beschreibung hinausführt, nicht überschreitet und mitunter nicht frei ist von Tribut an den modischen Enthüllungsduktus. (Zu diesem Zustand trägt selbstredend auch die Tatsache bei, daß die Deskription von Tatsachen und deren analytische Verarbeitung mit sehr unterschiedlichen Anforderungen verbunden ist.) Doch bildet die bedrückende und traurige Bestandsaufnahme der historischen Tatsachen eine notwendige Durchgangsstufe zu tieferen Einsichten, sofern sie nicht schon als das zu erreichende Ziel angesehen wird. Jedenfalls wurde Arbeit getan und Verdienste sind erworben. Der Anfang auf einem langen Weg ist gemacht. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Worin aber besteht, um zu dem zweiten Einwand zu kommen, denn aber "das Kunststück"? Darin, die "Linie" zu halten, die diese "Selbstkritik" nicht zur Apologie des Kapitalismus mißraten läßt? Gegen die Ausbeutung einer kritischen und selbstkritischen Geschichtsschreibung "der Linken" zum Zwecke ihrer Bekämpfung gibt es keinen Schutz. (Dieses Faktum wurde und wird denjenigen noch immer zum brüchigen Argument, die glauben, Zukunft lasse sich mit Teil- oder Unwahrheiten gewinnen.) Nein, das "Kunststück" ergibt sich zu einem erheblichen Teil aus den äußeren Bedingungen, unter denen "die Linke" sich heute mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzen muß. Was unter Bedingungen, da sie nicht nur in der DDR über wissenschaftliche Großinstitute gebot, denkbar, aber nicht möglich war, weil die Machthabenden es politisch verbarrikierten und die Gesellschaftswissenschaftler es nicht einforderten, soll heute in widrigen Verhältnissen geleistet werden. Und es ist durchaus offen, ob das bewerkstelligt werden kann. Denn die Zustände haben sich nur in dem Punkte geändert, daß die Machthabenden diese "Aufarbeitung" von den Linken nun zwar permanent fordern, ihnen gleichzeitig aber selbst bescheidene Mittel verweigern, die zur Erfüllung dieser Forderung eingesetzt

werden könnten. Die Behandlung, die Parlament und Justiz dem Verlangen der Partei des Demokratischen Sozialismus, ihre parteinahe Stiftung nach den Grundsätzen auszustatten, die für die anderen Parteien im Bundestag gelten, macht klar, was von "der Linken" einzig erwartet und angenommen wird: Schuldbekennnis und Widerruf. Während die mit den Interessen der politischen Kaste konform arbeitenden Institute der Förderung sicher sein können, ist an Arbeitsmöglichkeiten für Wissenschaftler nicht gedacht, die vom Forschen unter dem Zwang politischer Vorgaben ein für allemal geheilt sind. (Sie werden in Ausnahmefällen akzeptiert, namentlich dann und dort, wo sie durch auf bloße Faktensammlung begrenzte Untersuchungen den Stoff vermehren helfen, mit dem das Geistes "Kommunismus" immer wieder prall gestopft werden soll.)

Die Frage nach dem "Warum"

Der vielberufene Pluralismus hat seine Grenzen dort, wo befürchtet wird, es könnte der Frage vorurteilslos nachgegangen werden, auf die letztlich alle erhellende Beschäftigung mit der Geschichte zielt. Sie lautet: Warum? So oft und so gern die Verbrechen des "Kommunismus" mit denen des deutschen Faschismus verglichen werden, es scheint nahezu niemandem dieser Spezialisten in den Sinn zu kommen, daß, obwohl seit der Zerschlagung des Nazireiches mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen ist, die Antwort auf die Frage nach dem "Warum" in Hinsicht auf den Massenmord an den europäischen Juden in der Wissenschaft umstritten geblieben ist, sehr verschiedene Antworten miteinander konkurrieren oder koexistieren und es wohl niemanden gibt, der eine von ihnen als vollständig befriedigend ansieht. Dieser Zustand ist nicht allein das Resultat der vielschichtigen Interessen, die in die Erforschung des Judenmords hineinwirken. In ihm drückt sich auch ein Schwierigkeitsgrad aus. Forscher, deren Verdienste um die "Holocaust"-Forschung hoch zu bemessen sind, haben unumwunden erklärt, sie hielten die Frage nach diesem "Warum" für unbeantwortbar.

Wie gesagt, davon kein Wort, aber ein anhaltendes und unausgesetztes Wortgeprassel, das den Anspruch erhebt, über die Ursachen für die Verbrechen derer, die unter kommunistischer Flagge herrschten oder sich ihrer auch nur bedienten, alles zu wissen. Ideologie ohne Moral, eine alles rechtfertigende Utopie, Machtbesessenheit von Führern - so lauten die Schlüsselworte, mit denen angeblich jede Gedankentür geöffnet und die Sicht auf das letzte aller Geheimnisse gewonnen werden kann. Fragen, die das Klischee vom "Kommunismus aus einem Guß" bloßstellen, werden wesentlich beiseite gelassen. Niklas Werths Darstellung endet mit dem Tode Stalins, und für diese zeitliche Begrenzung besaß er wohlwogene Gründe. Doch bedient sie ungewollt das Anliegen derer, die sich mit der Tatsache nicht auseinandersetzen wollen, daß die Herrschaftspraktiken Stalins, Chruschtschows und Breschnews für die verwirklichte Möglichkeit von

¹⁷ Uwe-Jens Heuer, Deutscher Bundestag, 13. Wahlperiode, 240 Sitzung.

Alternativen stehen. Wie man die Praxis der Nachfolger Stalins auch immer beurteilen und mit welchen Gründen man sie ablehnen mag, sie lassen sich nicht auf den Nenner schreiben, auf dessen Zähler 100 oder die "reduzierten" 80 Millionen Toten des "Kommunismus" stehen.

Courtois hat an das Ende der französischen Ausgabe denn auch einen Exkurs zur Frage "Warum" gesetzt. Auf ihn sind wenige Kritiker zu sprechen gekommen. Der Textteil, der auf die Frage "Warum" folgt, erweist die Überschrift in den längsten Passagen als irreführend. Erneut ist seitenlang von den Praktiken des Terrors und seiner Rechtfertigung sowie auch von den zustimmenden und ablehnenden Äußerungen von Zeitgenossen zu lesen. Wo von Ursachen und Antrieben die Rede ist, werden sie auf eine böartige Ideologie und böartige Menschen reduziert und vor allem auf den Bösewicht Lenin. Ein Vergleich mag zeigen, wie Courtois sein Leninbild zimmert. Wolfgang Ruge beschreibt die Reaktion des siebzehnjährigen Wladimir auf die Nachricht von der Hinrichtung seines Bruders Alexander, der 1881 am Attentat auf den Zaren teilgenommen hatte, so: "Erschüttert erkannte dieser (Lenin - K.P.), daß auch der Weg der Narodnowolzen nicht zum Ziele führte und beschloß, sich in eine andere Richtung zu begeben."¹⁸ Bei Courtois ist nach der Erwähnung der Hinrichtung des Bruders zu lesen: "Lenins Haß auf das Zarenregime war tief verwurzelt. Er persönlich beschloß und organisierte ohne Wissen des Politbüros 1918 die Ermordung der kaiserlichen Familie."¹⁹ Derart wird die Erschießung des Zaren und seiner nächsten Angehörigen unter den Verdacht eines persönlichen Racheaktes Lenins gestellt und obendrein als Fortsetzung der Praxis des individuellen Terrors ausgegeben.

Lenin erscheint als ein Mann ohne jede menschenfreundliche Regung, die Welt und das in den Strudel der Revolution gezogene Rußland als bloßes Laboratorium betrachtend, in dem er seine Utopie zu verwirklichen trachtete, die mit der russischen Realität keine Bodenberührung besessen habe.²⁰ Ihm hätte die Devise gegolten: "Wer gegen mich ist, muß sterben."²¹ Die Utopie an der Macht sei zur mörderischen Utopie geworden.²² Kamen jemandem Bedenken oder Skrupel, so wurden diese "vom Furor Lenins hinweggefegt."²³ Er sei der "irrigen Hypothese" gefolgt, "Böses sei mit Bösem zu bekämpfen."²⁴

Courtois hat seinen Unhold und mit einem Bindestrich sucht er diesen und Stalin auf eine Stufe zu stellen: Im Bürgerkrieg habe sich jene "leninistisch-

¹⁸ Wolfgang Ruge, *Stalinismus. Eine Sackgasse im Labyrinth der Geschichte*, Berlin 1991, S. 33.

¹⁹ *Schwarzbuch*, S. 798.

²⁰ Vgl. *Schwarzbuch*, S. 805 u. 806.

²¹ Ebd., S. 816.

²² Ebd., S. 807.

²³ Ebd., S. 813.

²⁴ Ebd., S. 802.

stalinistische Mentalität zusammengebraut", die eine "Mischung aus idealistischer Exaltation, Zynismus und unmenschlicher Grausamkeit" gewesen sei.²⁵ Nicht nur daß Courtois die Entstehung dieses Bürgerkrieges im "wesentlichen" den Bolschewiki anlastet, er befindet auch, daß sie in ihm die moralisch Verwerflichsten gewesen seien, denn sie hätten gar "eine Theorie des Bürgerkriegs" besessen.²⁶ Hier wird auf andere Weise und zu anderem Zwecke, aber im Kern die gleiche Geschichtsauffassung reproduziert, die Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPdSU zur "Erklärung" des Missetäters Stalins und seiner Gehilfen Jagoda, Jeschow u.a.m. anbot. Die Gründe, die im einen wie im anderen Falle dazu führten, daß von der Gesellschaft als ganzer nicht gesprochen oder geschrieben wurde, sind obendrein miteinander entfernt verwandt: Alternativen sollten nicht in Rede kommen. Bei Chruschtschow hätten sie zum Nachdenken über die gefürchtete Frage nach einer Reform des Sozialismus an Haupt- und Gliedern geführt. Bei Courtois hätten sie das Bild vom "Kommunismus aus einem (leninistisch-stalinistischen) Guß" zerstört.

Nun müssen die Vorstellungen Lenins wie aller an führendem Platze wirkender russischer Revolutionäre des Jahres 1917 unzweifelhaft ebenso erforscht werden wie die wirkliche oder vermeintliche Rechtfertigung ihres Geschichtsbildes durch das Erlebnis des Ersten Weltkriegs. Und ebenso notwendig ist es, die Jahre der Geburt Sowjetrußlands darauf hin zu befragen, wie die Führungsgruppe ihre neuen Erfahrungen mit den wenigen Ermutigungen und den schwerwiegenden Enttäuschungen gedanklich und praktisch-politisch verarbeitete. Inzwischen existieren nicht wenige Monographien, die von diesen geschichtlichen Ausgangspunkten her fragen, wo der Abweg vom durch die Gegenrevolution provozierten Terror zu den an Millionen begangenen Verbrechen der dreißiger Jahre begann. Lenins Denken und Urteilen über Herrschaft und Macht, Recht und Terror, Revolution und Moral und die Ratschläge und Weisungen, die er erteilte, sind da nicht ausgenommen worden. Doch geschah das im Kontext auch jener Ereignisse, die zum wenigsten aus Entschlüssen des Revolutionsführers hervorgegangen waren. Courtois aber macht Lenin zum Schöpfer der Geschichte. Er belebt den Personenkult um ihn, nur eben mit dem negativsten aller denkbaren Vorzeichen. Der Bürgerkrieg entstand angeblich, weil Lenin ihn aus seinem Machtkalkül heraus wollte und provozierte.

Was in dieses Konzept nicht paßt, wird weggelassen. Von Interventionsmächten und deren militärischen Aktionen hat Courtois offenbar nie etwas gehört. Daß das Schicksal der geschlagenen Revolutionäre in Deutschland, in Ungarn oder in Italien, das Ende der Liebknecht, Luxemburg und Tausender Arbeiter für die Entscheidungen in Moskau irgendetwas bedeutet haben könnte, kommt dem Historiker nicht in den Sinn. Die feindliche Umwelt, wenn auch nicht stets so kriegslüstern wie in der Sowjetpropa-

²⁵ Ebd., S. 812.

²⁶ Ebd., S. 811/12.

ganda behauptet, war doch keine bloße Erfindung zur Disziplinierung und Verfolgung, Niederhaltung und Mobilisierung der Massen. Courtois spricht für die Jahre 1937/38 gar von einer für die UdSSR "außenpolitisch friedlichen Phase."²⁷ Als hätte es München nie gegeben. Um nicht mißverstanden zu werden: Diese Umwelt ließ zu keinem Zeitpunkt den Mächtigen im Kreml nur eine Entscheidungsmöglichkeit. Sie war weder die Quelle, wohl aber eine Bedingung des Massenterrors. Und so konnte sie auch nicht eine einzige der begangenen Missetaten rechtfertigen.

Was den Kapitalismus und seine Wirkungen in der Weltgeschichte der ersten Jahrhunderthälfte angeht, so bevorzugt der Herausgeber des "Schwarzbuches" nicht nur das Schweigen. Er ist, das bildet nur die komplementäre Seite zur Verteufelung des "Kommunismus", unter die Weißwäscher des Kapitals gegangen. Über den Ersten Weltkrieg vermag er zu schreiben, als hätte es die Forschungen Fritz Fischers, der ihm als unverdächtig gelten könnte, nie gegeben. Den bolschewistischen Führern, die über die "Schrecken des Krieges" in Unkenntnis geblieben wären, weil sie "paradoxe Weise" nicht an dem Mordgeschäft teilgenommen hatten, krei-det Courtois an, daß sie dem Kapitalismus "die Verantwortung für das Massaker" zugeschrieben, den "nationalen beziehungsweise nationalistischen Aspekt des Ersten Weltkrieges" übersehen hätten. Eine geistige Anleihe bei Furet aufnehmend behauptet Courtois, nicht Interessenlagen, sondern Leidenschaften hätten diesen Krieg hervorgerufen. Die wären in den Massen mit solcher Gewalt ausgebrochen, daß die sozialistischen Parteien gar nicht anders hätten handeln können, als sich geschlossen hinter ihre Regierungen zu stellen. Und was tat Lenin? Nicht daß er die Ursachen des Krieges bloßgelegt hätte, "er verlegte sich auf eine theoretische Flucht nach vorn."²⁸ Diese Passagen, die gar nicht im Kernbezirk der Geschichtsdeutungen des "Schwarzbuch"-Herausgebers liegen, wurden hier zitiert, weil sie sein argumentatives Niveau charakterisieren. Sie könnten diejenigen unter den Rezensenten Recht geben, die Courtois noch immer in der Besorgnis sehen, sich nicht als vollständig Bekehrter ausgewiesen zu haben.

Die Frage nach dem "Warum" bleibt denen, die von einer an Marx orientierten Weise geschichtlichen Forschens und Denkens ausgehen. Erste Antworten sind gegeben. Wolfgang Ruge, selbst in das System des Gulag gezwungen und es überlebend, hat 1991 in einer in den Turbulenzen des Jahres zu wenig beachteten Schrift "Stalinismus" seine Analyse gegeben, die objektive und subjektive Faktoren einbegreift, nach Ideologien und Denkmustern fragt, der Rolle von Persönlichkeiten, deren Mentalität und Charaktereigenschaften ebenso nachspürt wie dem Verhalten von Führergruppen, Parteien und Apparaten, und die Handelnden in einem historischen Prozeß sieht, der nicht auf Gewalt und Verbrechen reduziert werden

²⁷ Ebd., S. 813.

²⁸ Ebd., S. 802 und S. 805f.

kann. Auf diesem Felde muß die "Linke" weiterarbeiten und nach Wegen suchen, über Ländergrenzen hinweg in Permanenz eine Debatte zu führen, die für alle offen ist, deren Denken nicht auf das "Ende der Geschichte" fixiert ist. Die Aufgabe duldet wenig Aufschub. Denn erst in dem Maße, wie "die Linke" ihre Antworten findet, kann sie sich von der Auseinandersetzung mit der Geschichte ihrer Irr- und Abwege eine befreiende Wirkung erhoffen. Courtois wollte ihr nur die Litanei zu einem Begräbnis liefern.

BAHAMAS

Nr. 26 Sommer 1998

Das postmoderne Bedürfnis

Überflüssig ist die postmoderne Textproduktion - eine Scheinaktivität grassiert im linken Milieu - doch treffen Geschlechter- und Machtdiskurs auf ein Bedürfnis.

* * *

Die soziale Frage - von Nazis gestellt: Wird der Linken ein Thema gestohlen? u.a.m.

Einzelpreis DM 7,50 (Vorkasse / Briefmarken)

Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben;

BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin

Fax/Fon: 030 / 623 69 44

Jürgen Reusch

Bilanzen der Ära Kohl

Kurz vor der Bundestagswahl ist die Ablösung der bisherigen Regierungskoalition in greifbare Nähe gerückt. Das "System Kohl" scheint nach 16 Jahren an seine Grenzen gestoßen zu sein. Zeit also auch für eine Bilanz. Rechtzeitig im Vorfeld der Wahlen vom 27. September und als eine Art Handreichung für die argumentative Auseinandersetzung mit den wirtschafts- und sozialpolitischen Folgen des Neoliberalismus sind zwei Veröffentlichungen erschienen, die eben diese Bilanz in übersichtlicher und anschaulicher Form ziehen. Der VSA-Verlag hat eine von der Redaktion der Zeitschrift "Sozialismus" sowie von Johannes Steffen (Referent für Sozialpolitik der Bremer Arbeiterkammer) und Angela Jansen (Kommunikationsgraphikerin) zusammengestellte Broschüre vorgelegt.¹ Leo Mayer und Fred Schmid unternehmen einen ähnlichen Versuch in der Reihe der Reports des Instituts für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung München.²

Die "Bilanz der Ära Kohl" besteht im Kern aus 29 Infographiken mit Begleittext. In einer Marginalspalte laufen dazu parallel durch das ganze Heft zwei Chronologien: Eine Chronik des Sozialabbaus und ein Überblick über den Abbau von Arbeitnehmerrechten, beide von 1982 bis 1998. Eröffnet wird die Broschüre mit Auszügen aus der ersten Regierungserklärung Kohls von 1982, abgerundet ist sie mit kurzen Übersichten über die gesetzlichen Maßnahmen und Disziplinierungsinstrumente der Regierungskoalition zur Durchsetzung niedrigerer Löhne und untertariflicher Bezahlung.

Wer das von der Regierungskoalition angerichtete wirtschafts- und sozialpolitische Desaster mit Hilfe aussagekräftiger Zahlen rasch überblicken will, wird mit dieser "Bilanz der Ära Kohl" bestens bedient sein. Ob es nun um das lawinenartige Anwachsen der Arbeitslosigkeit und deren Kosten geht oder um Fakten zur neoliberalen Globalisierungsstrategie, die Demontage des Normalarbeitsverhältnisses, die wachsende Polarisierung zwischen Arm und Reich, das Anwachsen der öffentlichen Armut bis hin zur Explosion der Sozialhilfezahlen - die harten Daten und Fakten sind unwiderleglich.

¹ Redaktion Sozialismus/Johannes Steffen/Angela Jansen: Bilanz der Ära Kohl. Sozialabbau und Umverteilung in Zahlen und Infographiken, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 5/98, Hamburg 1998, 64 Seiten, 9,80 DM.

² Leo Mayer/Fred Schmid: Bilanz neoliberaler Wirtschafts- und Sozialpolitik, isw-Report 35, München 1998, 30 Seiten, 5 DM.

Allerdings verpacken die Graphiken sehr viele Informationen auf einmal und sind daher teilweise ein wenig unübersichtlich. Manche in ihnen enthaltene Aussage ist nur durch intensives Studium einigermaßen zu entschlüsseln. In einigen Fällen wären Erläuterungen hilfreich gewesen. Die Broschüre beschränkt sich außerdem bewußt auf Zahlen und Fakten zu sozialökonomischen Fragen. So kann sie sehr gut als Überblicksinformation gelesen werden und hat vermutlich auch zahlreichen weiteren Broschüren, Flugblättern, Folien, Statements und Diskussionsbeiträgen der letzten Monate, die mit der Regierung Kohl abrechnen, als Zahlensteinbruch gedient. Sie thematisiert aber weder die politischen Hintergründe der neoliberalen Politik noch geht sie auf die Anforderungen an eine alternative Reformpolitik ein. Wer also wissen will, welches wirtschafts- und sozialpolitische Desaster die Kohl-Regierung verursacht hat, findet in beiden Bändchen Antworten. Wer auch wissen will, warum das so ist, wird bei Mayer und Schmid eher fündig werden.

Mayer und Schmid haben ihre Bilanz als zusammenfassende Abhandlung angelegt, in die eine Reihe Graphiken und Tabellen eingestreut sind. Sie kann zwar auch als Nachschlagewerk genutzt werden, ist aber mehr dazu gedacht, auf altmodische Weise von vorn bis hinten gelesen werden.

Auch Mayer und Schmid leiten ihren Text mit dem Abdruck der Kohl'schen Regierungserklärung von 1982 ein. Der Vergleich zwischen Anspruch und Realität wird dann verknüpft mit einem politischen, fundamental-antikapitalistischen Ansatz, der die ganze Argumentation prägt. Zunächst beschreiben die beiden Autoren die Essentials neoliberaler Politik. Neoliberalismus, so schreiben sie, sei mehr als nur eine politische Herrschaftsvariante des Kapitalismus. Er sei "ein anderes Gesellschaftsmodell. An die Stelle des gesellschaftlichen und sozialstaatlichen Kompromisses ... setzt es auf die uneingeschränkte Autonomie der Besitzer von Real- und Geldkapital" (2). Man mag darüber streiten, ob die Unterscheidung von Herrschaftsvariante und Gesellschaftsmodell überzeugend ist. Einleuchtend ist auf jeden Fall die sich anschließende Charakterisierung der wirtschafts- und sozialpolitischen Ziele des Neoliberalismus. Aus dieser Darstellung heraus werden die wichtigsten Themen einer Bilanz aufgefächert: Arbeitslosigkeit, Einkommensentwicklung, Reichtumsanhäufung, Steuer-Skandal und Demontage des Sozialstaats sind die Stichworte. Die zusammengetragenen Informationen, Zahlen und Fakten selbst stimmen weitgehend mit denjenigen der "Bilanz der Ära Kohl" überein.

Die Art der Darstellung ist eher von "altmodischer" Gründlichkeit geprägt, während die Broschüre des VSA-Verlags die Fakten in kleine, einzeln und leicht konsumierbare Häppchen verpackt. Beide kommen aber z.B. bei der Darstellung des Gegensatzes zwischen Arm und Reich weitgehend zu den gleichen Ergebnissen, was die Zahlen betrifft. Bei Mayer/Schmid heißt es dann unter der Überschrift "Transferzahlungen an die Reichen" noch er-

läuternd: "Im Kern bedeutet dies eine staatlich organisierte Umverteilung des Volkseinkommens zugunsten der Geldvermögensbesitzer. Geld heckt kein Geld! Nicht das 'Geld arbeitet', sondern der Geldadel hat die Macht, sich fremde Arbeit anzueignen, andere für sich arbeiten zu lassen. Nach dem roll-back in der Primärverteilung werden die Reichen in einer zweiten Verteilungsrunde zusätzlich bedient" (16).

In der Schlußbilanz von Redaktion Sozialismus/Steffen/Jansen heißt es u.a. zutreffend: "Im Winter 97/98 sind fast 5 Millionen Menschen als arbeitslos registriert gewesen. Die Zahl der Firmenzusammenbrüche liegt weit über dem Niveau von 1982. Die öffentliche Verschuldung ist auf 2200 Mrd. Mark angewachsen. ... Die Republik ist in einen Kostenwettbewerb hineingetrieben worden, der viele Lebensverhältnisse in der Republik behineingetrieben hat." Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Mayer und Schmid. Aber ihre Schlußbilanz fällt politisch akzentuierter aus. "Herausgekommen ist eine beispiellose Akkumulation von Wohlstand und Reichtum in den Händen einer Raffia. Angehäuft haben sich dagegen Armut und Elend bei immer mehr Menschen. ... Die Menschen verlieren zunehmend die Bindung an Gemeinschaft und Gesellschaft. ... Ihr Leben ist immer weniger von Solidarität denn von Konkurrenz geprägt. ... Unverändert gilt, daß die Massenarbeitslosigkeit die eigentliche Ursache für die Finanzierungsprobleme der sozialen Sicherungssysteme ist" (28).

Dieses Ergebnis legt die Frage nach einer alternativen Politik nahe. Mayer und Schmid schreiben einer möglichen sozialdemokratisch geführten neuen Bundesregierung zutreffend ins Stammbuch - und aus ihrer Analyse ergibt sich das auch zwingend: "Ohne tiefgreifende Umverteilung gibt es keinen politischen Handlungsspielraum" (28) für eine alternative Reformpolitik. Diese Position vertreten die Autoren der VSA-Broschüre an anderer Stelle auch mit Nachdruck, in ihrer kurzen Bilanz ist das Problem allerdings - sicherlich bewußt - ausgeklammert. Mayer und Schmid kritisieren zu Recht auch die Widersprüchlichkeit der Sozialdemokratie, "in der Opposition die sozialen Errungenschaften zu verteidigen und dort, wo sie regiert, unter dem Druck des Kapitals den Sozialabbau und den neoliberalen Umbau der Gesellschaft selbst vorzunehmen" (30). Nicht ganz schlüssig scheint allerdings die strategische Einbettung ihrer Position. Sie bezeichnen eine "antikapitalistische Position" als Voraussetzung für eine Alternative zu Standortlogik und Neoliberalismus. Der Rezensent teilt die Sympathie der Autoren für eine konsequent antikapitalistische Position. Fraglich dürfte aber sein, ob sie zur Voraussetzung für einen Konsens erklärt werden sollte, der hier und jetzt die Reformkräfte gegen den Neoliberalismus bündeln soll. Eine alternative Reformpolitik, die den "Eingriff in die gesamtgesellschaftliche Reichtumsverteilung" nicht scheut, wird eine breitere Basis brauchen als einen fundamentalen Antikapitalismus dieser Art.

Horst Dietzel, Wolfgang Gehrcke, Dieter Klein, Gerry Woop

SPD im Wahljahr 1998*

I. 1998 - Einschnitt in die Parteientwicklung der SPD

Die SPD war seit der "Wende" 1982 noch nie so nah am Ziel der Übernahme der Regierungsverantwortung wie jetzt. In unterschiedlich breiten WählerInnenschichten geht die Stimmung in Richtung Wechsel von Kohl zu Schröder. Dies ist u. a. darauf zurückzuführen, daß Kohl als abgewirtschaftet gilt, die Bundesregierung als verbraucht. Auf der anderen Seite vermittelt Gerhard Schröder das Gefühl einer gewissen Sicherheit trotz Wechsels. Er gilt als Pragmatiker, der nicht alles anders, aber vieles besser machen könnte. Die demonstrative Aufwertung Helmut Schmidts auf dem Leipziger Wahlparteitag soll die politische Richtung andeuten, in die es gehen soll.

Die Frage lautet: Ist jetzt alles nur Taktik, um den Sieg zu sichern, oder handelt es sich um Weichenstellungen, die von längerer Dauer sind und auf tiefere Einschnitte in die Parteientwicklung der SPD hindeuten? Letzteres ist eher der Fall. Die Periode der SPD-Entwicklung seit 1982 geht offenbar zu Ende. Dies nicht nur bezogen auf das mögliche Ende der Oppositionszeit, sondern auch auf die politische Konzeption und die innere Verfaßtheit der Partei.

Die SPD hatte nach dem Machtverlust in den 80er Jahren ihre innerparteilichen Verhältnisse neu geordnet. Im Jahre 1983 lehnte die Partei die Stationierung der Mittelstreckenraketen auf deutschem Boden ab, 1986 wurde der Beschluß gefaßt, innerhalb von 10 Jahren aus der Atomenergie auszusteigen, im Jahre 1988 wurde der Weg zu einer Mindestquote für Frauen bei innerparteilichen Ämtern und Mandaten beschlossen. Schließlich fand mit der Annahme des neuen Grundsatzprogramms in Berlin im Jahre 1989 die inhaltliche Erneuerung ihren Höhepunkt und zugleich ihren Abschluß (Frank Unger/Andreas Wehr/Karen Schönwälder, *New Democrats - New Labour - Neue Sozialdemokraten*, Berlin 1998, S. 128-38). Das Berliner Programm trug wesentlich deutlicher kapitalismuskritische Züge als programmatische Dokumente zuvor; es hatte eine andere Logik als das Godesberger Programm. Ein sozial-ökologischer Umbau der Industriegesellschaft wurde skizziert und Abschied vom reinen Wachstumsdenken genommen.

* Auszug aus einem Material der Verfasser, das im Parteivorstand der PDS auf seiner Sitzung am 8. Juni 1998 zur Diskussion stand.

Das Jahr 1990 bedeutete einen Einschnitt in der Entwicklung der SPD. Der Zusammenbruch der DDR und des Realsozialismus wirkte sich in vielfältiger Weise auf die Sozialdemokratie aus. Nicht nur, daß im Zusammenhang mit der Einheit Helmut Kohl wieder Kanzler werden konnte und Oskar Lafontaine die Bundestagswahlen verlor. Der Einschnitt war tiefer. Vieles, was an kapitalismuskritischen und emanzipativen Positionen in den 80er Jahren erarbeitet wurde, ging wieder verloren. Der Begriff "Demokratischer Sozialismus" wurde wie eine heiße Kartoffel fallengelassen.

An der Spitze der SPD gab es mehrfach einen personellen Wechsel. Zu jeder Bundestagswahl wurde ein neuer Kanzlerkandidat bestimmt. In der Politik wurden wichtige Weichenstellungen vorgenommen und sozialdemokratische Positionen vor allem in drei zentralen Fragen (Asylrecht, Großer Lauschangriff und friedensschaffende Bundeswehreinätze) Stück für Stück aufgegeben und deutliche Kursänderungen beschlossen.

In der Wirtschafts-, Ökologie- und Sozialpolitik wurde demgegenüber vieles offen gehalten. Mit der überraschenden Wahl Lafontaines zum Parteivorsitzenden im Herbst 1995 schien es so, als könnten sich auf diesen Gebieten wieder linke Positionen durchsetzen. Das trat nicht ein. Im Gegenteil, mit den wirtschaftspolitischen Beschlüssen des Hannoveraner Parteitages im Dezember 1997 unter dem Titel "Innovationen für Deutschland" wurden die Weichen neu gestellt. In einem Spagat zwischen dem Versuch, eine soziale Marktwirtschaft zurückzugewinnen und zugleich eine Anpassung an den vorherrschenden Neoliberalismus zu vollziehen, droht die Unterwerfung unter die Weltmarktmechanismen das Übergewicht zu gewinnen.

Wichtige Beschlußlagen, wie sie vor allem noch im Grundsatzprogramm (aber nicht nur dort) festgelegt waren, wurden aufgegeben. Das betrifft nicht nur die ökologische Komponente und eine neuerliche Glorifizierung des Wachstums, das betrifft auch wichtige Positionen zur Kernfrage, welche Wege aus der Massenarbeitslosigkeit führen können.

Mit der Wahl Gerhard Schröders zum Kanzlerkandidaten und der Verabschiedung des Wahlprogramms hat diese Periode einen neuen Höhepunkt gefunden. Schröder verkörpert mit seiner Neuausrichtung die Hinwendung zur "neuen Mitte", die "untere Schichten" vernachlässigt, die traditionell mit von der Sozialdemokratie vertreten wurden.

Im Zusammenhang mit Gerhard Schröder ist zur Anlage des SPD-Wahlkampfes zu vermerken, daß sie weniger denn je auf Programmatik setzt, sondern in erster Linie auf die Person. Die Amerikanisierung des Wahlkampfes geht diesmal in erster Linie von der SPD aus. Das hat auch über den Wahltag hinaus weitreichende Folgen für die Verfaßtheit der SPD als traditionelle Mitglieder- und Programmpartei. Hinzu kommt eine offensichtliche Relativierung oder Minderung bisheriger typisch sozialdemokratischer Momente des Aufklärerischen und Visionären in der Politik.

II. Grundlinien der SPD-Politik

Obwohl das Wahlprogramm Formelkompromisse enthält und verschiedene Logiken miteinander zu verbinden sucht, ist es insgesamt "das marktwirtschaftlichste Programm" (Gerhard Schröder, Rede zum Leipziger Bundesparteitag am 17. Mai 1998, Bandabschrift), das die SPD je hatte. Es enthält schon im Ansatz ein deutlich anderes Herangehen als das Berliner Grundsatzprogramm von 1989. Wurden damals die Defizite der Marktwirtschaft deutlich herausgearbeitet, so heißt jetzt der Slogan "Erneuerung der sozialen Marktwirtschaft".

Spagat als Grundkonzept

Noch 1989 enthielt das Grundsatzprogramm der SPD immerhin das Ziel eines demokratischen Sozialismus. Heute - und das ist der entscheidende Bruch zu allen Elementen von Kapitalismuskritik in Programmatik und Realpolitik bisheriger sozialdemokratischer Entwicklung - wird mit Schröder im Widerspruch zu den sozialen Seiten des SPD-Wahlprogramms eine unübersehbare Annäherung an neoliberale Ideologie und Politik vollzogen, an das profitdominierte Grundkonzept der herrschenden Eliten. Gleichzeitig attackierte Oskar Lafontaine auf dem Hannoveraner Parteitag im Dezember 1997 die neoliberale Fehlorientierung auf den Shareholder Value, den Aktienwert der Unternehmen, die Unterwerfung unter Weltmarktmechanismen und die Untergrabung des Sozialstaats.

In den Vorstellungen Schröders zeigt sich sowohl ein innerer Widerspruch als auch einer zu Lafontaine. So orientiert er sich in der Wirtschaftspolitik international (Stichpunkte: Globalisierung, Standort, Export) und setzt zugleich in den meisten anderen Politikfeldern auf nationalstaatliche Ansätze, wie seine Europa-Skepsis auch verdeutlicht. Lafontaine favorisiert demgegenüber insgesamt mehr internationale Kooperation, europäische Zusammenarbeit und Harmonisierung.

Die Spitzenpolitiker der SPD treten mit dem Gestus der Rückgewinnung sozialer politischer Gestaltungskraft auf. Zu den angekündigten sozialdemokratischen Vorhaben gehören u. a. die Stärkung binnenwirtschaftlicher Kaufkraft, eine Absage an einen internationalen Wettlauf um die Absenkung sozialer Standards, eine andere Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme, eine aktive Arbeitsmarktpolitik und verbesserte Regelungen für Teilzeitarbeit. Im Gegensatz dazu kommen die Autoren eines programmatischen Eckpunktepapiers, verfaßt vom wirtschaftspolitischen Arbeitskreis Gerhard Schröders im September 1997, dem neoliberalen Regulierungskonzept zugunsten der Weltmarktmechanismen bedrückend nahe, wenn sie die Gestaltungsmöglichkeiten des Staates unter allen Bedingungen von vornherein für sehr gering halten und - ganz eingefangen in die übliche Standortlogik - auf Produktivitätsförderung konzentrieren wollen: "Die Politik - und die Wirtschaftspolitik im besonderen - hat nur wenig

Möglichkeiten, Verhalten direkt zu beeinflussen; diese Möglichkeiten nehmen im Zeitalter der Internationalisierung der Ökonomie weiter ab. Aufgabe und Leistungsnachweis politischer Führung im 21. Jahrhundert ist es, Bedingungen zu schaffen, unter denen die Fähigkeit und Bereitschaft zu ständigen Produktivitätsverbesserungen gestärkt werden." (Wirtschaftspolitischer Diskussionskreis in: Die Zeit, Hamburg, Nr. 39, vom 19.9.1997)

Die Grundorientierung auf die "Selbstregulierungskräfte der Gesellschaft" wird mit dem Prinzip formuliert: "Ob eine Aufgabe vom Staat oder von Privaten erledigt wird, muß nach dem Grundsatz der Effizienz, Wirtschaftlichkeit und der gesellschaftlichen Akzeptanz entschieden werden. Wir wollen dabei mehr Wettbewerb durchsetzen" (Wirtschaftspolitischer Diskussionskreis).

Als Maßstab für solchen vermehrten Wettbewerb gilt der SPD wie der CDU/CSU und FDP die Behauptung der Bundesrepublik als Wirtschaftsstandort auf den Weltmärkten. In Deutschland sollen die "besten Autos der Welt gebaut", die "intelligentesten Maschinen", "die leistungsfähigsten Solarzellen" produziert werden (SPD-Wahlprogramm). Gerhard Schröder setzt in fataler Weise auf die Lösung der deutschen Probleme zu Lasten der Schwächeren auf den Weltmärkten: "Wir können selbst entscheiden, ob wir im Prozeß der Globalisierung Hammer oder Amboß sind" (Gerhard Schröder auf dem SPD-Parteitag in Hannover). Aber das heißt eben auch, daß sich die SPD in der gegenwärtigen Situation einschneidender Umbrüche der Arbeitswelt und in den sozialen Sicherungssystemen, der hochtechnologischen Umwälzungen, der Globalisierung und der Bedrohung menschlicher Existenz durch den Bruch im Verhältnis von Gesellschaft und Natur, also in einer Lage höchster Anforderungen an strategisches Handeln trotz gegenteiliger Versicherungen per Saldo in paradoxer Weise für die Delegation politischer Verantwortung an anonyme, kurzatmige Weltmarktmechanismen und die Unterordnung der Politik unter sie öffnet: "Wir wollen den Leistungswettbewerb der Unternehmen". "Der marktwirtschaftliche Leistungswettbewerb der Unternehmer ist der beste Motor für Innovation und neue Arbeitsplätze" (SPD-Programm für die Bundestagswahl 1998, Abschnitt I).

Aber die weltmarktorientierte Konkurrenz ist eben nicht der beste Zugang zu neuen Arbeitsplätzen, sondern eher der Mechanismus ihrer Reduzierung. Die Modernisierer um Gerhard Schröder ignorieren weitgehend die Machtstrukturen auf den Märkten: die Explosion der von internationalen Großbanken, transnationalen Konzernen und Großanlegern beherrschten Geld-, Kapital- und Devisenmärkte, deren Profitmaßstäbe längst von Beschäftigung abgekoppelt sind, den neuen, mit Rationalisierungsprozessen verbundenen Schub von Konzentrations- und Monopolisierungsprozessen auch in der Produktion im Gegensatz zur angespannten Situation vieler auf die Binnenmärkte angewiesenen kleinen und mittleren Unternehmen und die fatale Lage der Scheinselbständigen.

Mit welchen Resultaten ihres weltmarktorientierten Modernisierungskurses Gerhard Schröders wirtschaftspolitische Mannschaft rechnet, wird erkennbar, wenn es im Zusammenhang mit der Versicherung, Lohnabhängige in existentiellen Schwierigkeiten sollten nicht alleingelassen werden, heißt: "Das soll selbst dann gelten, wenn in spätestens 15 Jahren nur noch die Hälfte aller abhängig Beschäftigten einen arbeits- und sozialrechtlich abgesicherten Vollerwerbsplatz hat" (Wirtschaftspolitischer Diskussionskreis 1997).

Konsens gegen harte Konfliktlinie

Die akuten Gefahren solcher Annäherung an neoliberale Entwicklungen werden in vollem Maße deutlich, wenn der durch neoliberale Züge aufgeweichte und in Frage gestellte sozialdemokratische Versuch der Rückgewinnung sozialer Marktwirtschaft in Beziehung zur Konsequenz und Härte des konservativen Neoliberalismus gesetzt wird. Denn in diesem Licht wird deutlich, daß eine alternative Strategie und Politik selbst der größten Konsequenz und Entschiedenheit bedürfte - aber auf sozialdemokratischer Seite eben nicht aufweist.

Im dritten Teilbericht der "Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen" wurde das Grundkonzept der herrschenden Eliten, ihr neoliberal-konservatives Gesellschafts- und Zukunftsbild am klarsten auf den Punkt gebracht. An die Stelle einer angeblich bisher "arbeitermerzentrierten Industriegesellschaft" müsse eine "unternehmerische Wissensgesellschaft" treten. In ihr sei "das Leitbild der Zukunft der Mensch als Unternehmer seiner Arbeitskraft und Daseinsvorsorge" (Kommission für Zukunftsfragen 1998: S. 247). Jede und jeder möge zurückgeworfen auf sich selbst bei extrem ausgedünnten Sozialnetzen für sich selbst sorgen. Das ist der Kern des neoliberalen Zukunftsbildes. Und mit beklemmender Brutalität wird einkalkuliert: "In den Städten können Armenviertel entstehen, der Gesundheitszustand und die Lebenserwartung von Bevölkerungsgruppen können sinken, die Kriminalität kann steigen. ... Die Nachteile der defensiven Niedriglohnstrategie sind damit offenkundig. Dennoch muß auch sie verfolgt werden, solange die Strategie der Erneuerung hin zur unternehmerischen Wissensgesellschaft noch nicht hinreichend wirksam geworden ist" (Kommission für Zukunftsfragen 1998: S. 255).

In dieser konservativen Variante des Neoliberalismus sind harte soziale Konflikte und Polarisierungsprozesse voll einkalkuliert. Existentieller Druck auf die Individuen soll sie zu äußerster Leistungsfähigkeit zwingen. Die Politik von CDU und FDP geht in diese Richtung, in Schäubles Version womöglich abgemildert.

Im Unterschied dazu versucht die SPD-Strategie, weltmarktorientiertes, hochleistungsgestütztes Wachstum und die Erneuerung der sozialen Marktwirtschaft zu verbinden. Dafür will sie auf korporatistischem Wege unter Einbeziehung der Gewerkschaften einen gesellschaftlichen Konsens

schaffen. Der Mehrheit der SPD-Spitze geht es nicht um "die reformpolitische Generalinventur der bundesdeutschen Gesellschaft. Die Pragmatiker wollen sich darauf konzentrieren, das Leben in der Republik erträglicher zu gestalten." Die Botschaft lautet: Keine großen Visionen von einer besseren Gesellschaft, sondern "handwerklich solide soll zu den besseren Zeiten der sozialen Marktwirtschaft zurückgekehrt und auf diesem Weg die Massenarbeitslosigkeit verringert werden" (Joachim Bischoff/Richard Detje, SPD: Die neue Mitte, in: Sozialismus 4/98: S. 9). Das Bedenkliche daran ist nicht die Absicht, Wettbewerbsfähigkeit und soziale Ziele zusammenzuführen, sondern der folgende Zusammenhang: Das CDU/CSU-Konzept läuft real darauf hinaus, die gesellschaftliche Entwicklung mit entschieden verstärkter Intensität den Unternehmerinteressen des Großkapitals zu unterwerfen, solidarische Sicherungssysteme im Namen einer unternehmerischen Selbstverantwortung der Individuen für sich abzubauen und massenhafte ungesicherte Scheinselbständigkeit durchzusetzen. Und genau in dieser Situation gerät der SPD ihre Orientierung noch zwiespältiger und widerspruchsvoller denn je zuvor. Während die einen in ihren Papieren an sozialen Zielen festhalten und den neoliberalen Kurs ablehnen, öffnen sich ihm in Gerhard Schröders Umfeld und anderswo Einfallstore.

Dies geschieht vor allem

- durch die Zentralität der mit globalen Zwängen motivierten Weltmarktorientierung in Schröders Wirtschaftskonzept,
- durch die Entscheidung für mehr Wettbewerb im Verhältnis von Markt und gestaltender Politik,
- durch den Verzicht auf überfällige Umverteilung gesellschaftlichen Reichtums von oben nach unten und
- durch die Akzeptanz eines bald die Hälfte der erwerbstätigen Bevölkerung umfassenden Sektors prekärer Beschäftigung.

Auch wenn die Löhne in einem Niedriglohnsektor staatlich aufgestockt werden sollen, bedeutete dies, eine neue Welle der Verschiebung zwischen Profiten und Löhnen in der Primärverteilung zugunsten des Kapitals einzukalkulieren.

In diesem Zusammenhang des Übergangs zu bisher nicht gekannter Kapitaldominanz in Wirtschaft und Gesellschaft mit den jüngsten programmatischen und praktischen Schritten der Regierungsparteien und der Unternehmerverbände unter der Fahne des Unternehmerischen erscheint es als Öffnung der Sozialdemokratie zum Neoliberalismus, wenn die Modernisierer um Schröder diese eindeutige und folgenreiche Weichenstellung zu einer noch stärker unternehmergeprägten Gesellschaft nicht zurückweisen, wenn vielmehr in unübersehbarer Nähe zu der eben zitierten axiomatischen Aussage der Zukunftskommission Stoibers und Biedenkopfs gleich der erste Satz in dem programmatischen Grundsatzpapier des wirtschaftspolitischen Arbeitskreises Gerhard Schröders vom September 1997 nicht

zufällig lautet: "Wir werden unternehmerischen Geist überall und bei jedem in Deutschland ermutigen und fördern" (Wirtschaftspolitischer Diskussionskreis 1997: S. 1).

Die Zielsetzung der jüngst deklarierten Strategie und Politik der SPD lautet: innovations- und hochleistungsgestütztes, weltmarktorientiertes Wachstum und Erneuerung der sozialen Marktwirtschaft zugleich. Die Logik der Annäherung an den Neoliberalismus jedoch und des auf dieser Basis kaum abzuweisenden enormen Drucks der Weltmarktmechanismen auf die Rücknahme sozialer Standards wird voraussichtlich die soziale Komponente in der sozialdemokratischen Konzeption entschieden reduzieren. Diese Logik tendiert zur weiteren Entkopplung von Wachstum und Beschäftigung. Und da erklärter Maßstab des Wachstums Spitzenpositionen in der Weltmarktkonkurrenz sein sollen, wird solches Wachstum auch die Umwelt weiter zerstören, wenn nicht Gegenkräfte dem erfolgreich entgegenwirken. Vom Standpunkt dieser Grundlogik sollte die Politik der SPD eingeschätzt werden.

Weil eine SPD-geführte Regierung unter Gerhard Schröder von diesem Grundkonzept ausgeht, bleibt ihr Spielraum für soziale und ökologische Reformen relativ gering. Es wird sicher eine Reihe von Zugeständnissen an ArbeitnehmerInneninteressen geben, der Zug in Richtung Deregulierung bewegt sich aber insgesamt weiter. Dabei dürfte sich die Konfliktlinie zwischen Regierungshandeln und SPD-Parteibeschlüssen weiter verschärfen, ohne kurz- oder mittelfristig zu Zuspitzungen zu führen.

Beschäftigung durch herkömmliches Wachstum - ein verfehelter Ansatz

Im SPD-Wahlprogramm 1998 wie in Gerhard Schröders wirtschaftspolitischen Eckpunkten wird Beschäftigung vorwiegend vom Wirtschaftswachstum erwartet, ohne eindeutig zu sagen, wie denn die Entkopplung von Wachstum und Beschäftigung rückgängig gemacht werden soll. An erster Stelle unter den sozialdemokratischen Instrumentarien der Beschäftigungspolitik werden im Wahlprogramm angebotsorientierte Maßnahmen genannt, d. h. solche, die die Angebotsstärke der Unternehmen auf den Märkten erhöhen sollen: Stärkung von Forschung, Bildung und Wissenschaft, offensive Nutzung neuer Technologien, Senkung der gesetzlichen Lohnnebenkosten und der Unternehmenssteuersätze. Allerdings ist nachfrageseitig auch von der Notwendigkeit einer Stärkung der Massenkaufkraft die Rede, vor allem durch steuerliche Entlastung von Arbeitnehmerfamilien. Wie das im Rahmen eines Gesamtkonzepts, das auf die Stärkung der kapitalistischen Unternehmer und auf Anpassung an Weltmarktkonkurrenz setzt, zustande kommen soll, bleibt unverständlich. Denn eine Umverteilung von oben nach unten ist nirgendwo vorgesehen, wohl aber die weitere Erhöhung des Anteils von Arbeitsplätzen mit niedrigen Stundenlöhnen. Daß die Entlastung von Unternehmen und Erwerbsabhängigen

von Sozialbeiträgen für den Niedriglohnbereich durch die Bundesanstalt für Arbeit zur erheblichen Erhöhung von Masseneinkommen führen kann, ist nicht anzunehmen. Daß Kombilöhne dies erreichen, ist ebenfalls unwahrscheinlich. Die Verteidigung der Tarifautonomie soll so geschehen, daß die Flächentarifverträge zu einem bloßen Rahmen für flexible Lösungen in Abhängigkeit von den unterschiedlichen Bedingungen in den Betrieben, Branchen und Regionen währt.

Starke Beschäftigungseffekte erwartet die SPD in ihrem Wahlprogramm vom Dienstleistungssektor, ohne die zunehmende Durchrationalisierung der industrienahen Dienstleistungen auch nur zu erwähnen. Nur indirekt erscheint dieses Problem durch die starke Betonung haushaltsbezogener Dienstleistungen. Durch Zuschüsse der Bundesanstalt für Arbeit zu den niedrigen Einkommen von Haushaltshilfen soll "auch der Normalverdienende sich Haushaltshilfen leisten können und damit der gewünschte Beschäftigungseffekt erreicht werden" (SPD-Wahlprogramm).

Arbeitszeitverkürzung und gerechte Verteilung der Arbeit sind für die SPD in den Hintergrund gerückt. Weit stärker wird auf Flexibilisierung der Arbeitszeiten und auf Teilzeitarbeit orientiert. Die Ankündigung unterschiedlichster öffentlicher Förderungsmaßnahmen für Beschäftigung - beispielsweise für die Einstellung von Forschungspersonal in kleinen und mittleren Betrieben oder Zuschüsse für die Beschäftigung von Langzeitarbeitslosen - wird nicht zu einem Gesamtkonzept des Aufbaus eines neuen dritten Sektors öffentlich geförderter Beschäftigung zusammengefaßt. Das widerspräche der Logik des programmatischen Zuschnitts auf privates Unternehmertum, Ausweitung des Wettbewerbs und Weltmarktorientierung. Deshalb taucht Strukturpolitik auch nur am Rande auf. Gerade sie aber würde eine Orientierung des Wachstums auf ökologisch und sozial sinnvollen Arbeitsfeldern fördern können.

Bablabla

Danke, Herr Bundeskanzler!

Wir bieten detailliertere Antworten auf dringende Umweltfragen.

ROBIN WOOD GUTSCHEIN für ein Probeexemplar des
ROBIN WOOD-Magazins, einsenden an:
Robin Wood e.V. Postfach 102122 28201 Bremen

Choon-Kweon Koo

Der "Tiger" in der Globalisierungsfalle

Wie die südkoreanische Globalisierungsoffensive in die Schuldenkrise mündete

Die "Reform" des Arbeitsgesetzes

1997 war annus horribilis für Südkorea und seine Herrschenden. Anfang des Jahres gab es einen Generalstreik - den zweiten Streik dieser Art in der Geschichte des Landes, wobei der erste bereits ein halbes Jahrhundert zurück lag. Vorausgegangen war dem Streik eine Operation der damaligen Regierungspartei, bei der sich deren Abgeordneten - ohne Aussprache und bei Abwesenheit der anderen Parteien - zur Abstimmung eines neuen Arbeitsgesetzes morgens um fünf im Parlament versammelten. Es ging dabei um folgende "Reformschritte"¹:

- Verschiebung der Anerkennung des neuen Dachverbandes der autonomen Gewerkschaften um drei Jahre auf das Jahr 2000;
- Ermöglichung betriebsbedingter Massenentlassungen² bei Verschlechterungen der Betriebslage bzw. bei "Strukturanpassungen";
- Flexibilisierung bzw. Verlängerung der Arbeitszeit bis zu 56 Stunden pro Woche³; keine verbindliche Zuzahlung für die verlängerten Arbeitszeiten;
- Abschaffung der Lohnfortzahlung an gewerkschaftliche Funktionäre;⁴
- Legalisierung des Einsatzes von Streikbrechern;⁵

¹ Im "Reformpaket" war auch eine Verschärfung des nationalen Sicherheitsgesetzes enthalten - wohl um das Arbeitsgesetz reibungslos durchzusetzen.

² Betriebsbedingte Massenentlassungen waren auch früher schon möglich. Sie sind aber - besonders in den Großunternehmen - selten geblieben, weil das rasante Wirtschaftswachstum eine gewisse Arbeitskräfteknappheit (vor allem bei Facharbeitern) hervorrief. Doch dies änderte sich in letzter Zeit: Auch in Südkorea begann die Industrie- und Dienstleistungsbranche zu schrumpfen. Lag der Anteil des Sekundärsektors an den gesamten Erwerbstätigen 1990 noch bei 27,6 Prozent, ging er in fünf Jahren um vier Prozent auf 23,6 Prozent zurück. Angesichts der Rationalisierungswelle, die massive Produktivitätssprünge mit sich brachte, wurden einige Elemente der in Südkorea - wie auch in Japan - typischen Arbeitsbeziehungen wie "lebenslange" Anstellungen oder das Senioritätsprinzip überflüssig und kostspielig. Deshalb forderten die *Chaebol* (südkoreanische Großkonzerne) seit Jahren eindringlich eine gesetzliche Verankerung der Möglichkeit betriebsbedingter Massenentlassungen.

³ Zum Vergleich: Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit in der verarbeitenden Industrie in Südkorea betrug im Jahr 1994 51,1 Stunden.

⁴ Dies bedeutet angesichts der betriebsgewerkschaftlichen Struktur wie in Südkorea ein halbes Verbot der Gewerkschaften. Denn die Mehrzahl der Betriebe kann sich dann keine gewerkschaftlichen Funktionäre mehr leisten.

⁵ Die Regierung plante, Soldaten als Streikbrecher auszubilden und einzusetzen.

- Beamte und Lehrer dürfen weiterhin keine Gewerkschaft gründen; die bereits existierende Lehrgewerkschaft darf sich nicht als Gewerkschaft bezeichnen und wird nicht als Gewerkschaft anerkannt.

Was signalisierte das Arbeitsgesetz? Sollte damit das Land wieder in die alte Zeit der Militärdiktatur zurückversetzt werden? Keinesfalls. Das neue Arbeitsgesetz sollte Südkorea nach vorne bringen - in "die Zukunft" und (so die Regierungspropaganda) "ins globalisierte 21. Jahrhundert". Die "Reform" des Arbeitsgesetzes war eine konsequente politische Offensive des Machtblocks im Namen der "Globalisierung". Was aber bedeutet Globalisierung in Südkorea? Warum benötigte sie ausgerechnet solche "Reformschritte"?

Die Globalisierungsoffensive

Die "Globalisierung", die in Korea "Segyehwa" heißt, wurde im Jahr 1992 zum Begriff, als der erste zivile Präsident sein Amt antrat und dabei "Segyehwa" als Zukunftsvision des Landes proklamierte. Präsident Young-Sam Kim faßte zwar darunter auch eine aktive Rolle Südkoreas für die Region und die "Weltgemeinschaft"⁶, doch allgemein verstanden wurde unter dem Begriff die weltweite Expansion des südkoreanischen Kapitals. Das Land begann von lauten Parolen der *Chaebol* zu dröhnen: "Daewoo produziert - die Welt fährt", "Samsung - das weltbeste Unternehmen", (und selbst in einer globalen Sprache) "We'll make the whole world our business partners" (Werbespruch von Ssangyong). Schließlich erklärte der Präsident das Jahr 1995 offiziell zum "Jahr der Globalisierung".

Die Parolen waren natürlich nur Träume, die sich erst bewahrheiten mußten - und zwar nicht auf dem (bisher) nahezu vollständig abgeschirmten Binnenmarkt, sondern auf dem heftig umkämpften Weltmarkt. Daß die alten Rezepte, mit denen Südkorea das Aufbauprojekt der Schwerindustrie erfolgreich bewerkstelligte⁷, nun nicht mehr funktionieren würden, war

⁶ Auch der Aufnahmeantrag bei der OECD war Bestandteil dieser Politik, hinter der sich der Wunsch verbarg, dem wachsenden ökonomischen Gewicht auch politisch im Rahmen internationaler Organisationen, wie der APEC, der UNO oder WTO, Rechnung zu tragen.

⁷ Das Aufbauprojekt der Schwerindustrie wurde bekanntlich per Außenverschuldung finanziert. Dies war freilich dem Umbruch der Weltwirtschaft in den 70er Jahren geschuldet: In den Industrieländern gingen die Wachstumsraten zurück - der "Metro-Dollar" sowie - als Folge der Ölpreiserhöhungen - der "Petro-Dollar" spielten eine zentrale Rolle. Dabei betätigte sich der südkoreanische Staat als der Schalthebel bei der externen Verschuldung und ihrer internen Verteilung. Dies versetzte den Staat in die Lage, nach seinem Wirtschaftsplan (dieser beinhaltete vor allem eine Kombination von Exportförderungs- und Importsubstitutionsmaßnahmen sowie eine strenge Kontrolle der Direktinvestitionen) Industriebereiche und bestimmte Unternehmen für die Förderung auszuwählen. Daraus entwickelte sich jene staatliche Finanzierungsstrategie, die für das "südkoreanische Wunder" charakteristisch ist und deren Profiteure die in gigantische Dimensionen wachsenden *Chaebol* waren. Das "Wunder" wurde allerdings politisch durch den vom Staat organisierten Terror, die Entrechtung der Bürger, den Antikommunismus und den Wachstumswahn ermöglicht. Siehe Choon-Kweon Koo, *Asiatischer Kapitalismus. Staat, Gewerkschaftsbewegung und Wirtschaftsentwicklung in Japan und Südkorea*, Köln

offensichtlich. Schließlich ging es jetzt nicht mehr um den Aufbau einiger Basisindustrien, sondern um den Export solcher Waren (vgl. Tabelle 2), auf deren Märkten eine harte internationale Konkurrenz herrschte. Wirtschaftspolitisch bedeutete die "Globalisierung" daher eine Liberalisierung, die jedoch kaum die Öffnung der südkoreanischen Märkte für ausländische Unternehmen, sondern vielmehr die Expansion der *Chaebol* auf den Weltmarkt beinhaltete. Um diese Expansionsvorhaben zu unterstützen, wurden die bisherigen Interventionsmaßnahmen des Staates beträchtlich abgebaut. Dazu zählte u.a. folgendes: Der "Fünfjahresplan" wurde abgeschafft und das dafür zuständige "Economic Planning Board" (EPB) mit dem Finanzministerium zusammengelegt. Die Kontrolle von Direktinvestitionen wurde beseitigt, damit die *Chaebol* auch im Ausland frei investieren konnten. Ferner gewährte die Regierung den *Chaebol* bzw. den Banken freien Zugang zu den internationalen Finanzmärkten und lockerte die Kapitalkontrolle. Ebenfalls wurden die koreanischen Finanzmärkte schrittweise geöffnet.

Die Vision der "Globalisierung" schien zunächst aufzugehen: Südkorea feierte Anfang November 1996 die Mitgliedschaft als 29. OECD-Land und nahm seinen Abschied als "Entwicklungsland". Dafür mußte zwar jeder in das Ausland reisende Koreaner an den Flughäfen umgerechnet 20 DM als "Entwicklungshilfe-Steuer" entrichten, doch dabei glaubte man auch, daß ein jahrzehntelang ersehnter nationaler Traum von einem wohlhabenden Südkorea doch noch wahr werden würde. Tatsächlich zweifelte kaum einer daran - angesichts der mit Autos überfüllten Straßen, immer breiterer, asphaltierter Fahrbahnen, hochschießender Bürotürme sowie Tag und Nacht leuchtender gigantischer Werbefeldschirme. Hinzu kamen anhaltende Erfolgsmeldungen der *Chaebol*: Samsung führte den Weltmarkt für Speicherschips an, Hyundai den für Schiffbau, Daewoo kaufte die Hälfte der polnischen Autoindustrie. Wirtschaftszeitungen berichteten, daß 1996 Südkorea der größte Investor in Rumänien und auch ein bedeutender Geldgeber in China sowie in den südostasiatischen Ländern sei. Die grandiosen Meldungen deuteten auf einen Erfolg der "Globalisierung" in nächster Zukunft hin.

Doch daß bei der "Globalisierung" irgend etwas nicht stimmte, fiel schon 1995 - ausgerechnet im "Jahr der Globalisierung" - auf. Die Handelsbilanz, die sich nach Regierungsprognosen zu dieser Zeit weit nach oben hätte bewegen müssen, lag nach wie vor im Minusbereich (vgl. Tabelle 1). Dies wurde allerdings verdeckt durch eine Wachstumsrate von fast neun Prozent und eine Exportsteigerungsrate von über 30 Prozent im gleichen Jahr. Aber 1996 war das Defizit im Außenhandel nicht mehr zu übersehen - ein Desaster. Während der Export mit einer Summe von 129,7 Milliarden Dollar stagnierte, erhöhte sich der Import zügig auf 150,3 Milliarden Dol-

1998 (im Erscheinen); ders., *Besonderheiten der kapitalistischen Entwicklung in Japan und Südkorea*, in: Z 27 (September 1996), S. 162-173.

lar. Es entstand ein Loch von 20,6 Milliarden Dollar im Außenhandel - eine "lebensgefährliche" Entwicklung für die Nation angesichts des weitreichenden und fast wie ein Schicksal hingenommenen Konsensus: "Export ist unser Lebensweg".

Tabelle 1: Wirtschaftsdaten Südkoreas 1988-1995 (in Mrd. US-Dollar)

Jahr	BSP Wachstum (%)	Export	Import	Handelsbilanz	gesamte Außenverschuldung	Direktinvestitionen ⁸
1988	12,2	59,6	48,2	11,4	31,2	0,2
1989	6,9	61,4	56,8	4,6	29,4	0,6
1990	9,6	63,1	65,1	-2,0	31,7	1,0
1991	9,1	69,6	76,5	-6,9	39,1	1,1
1992	5,0	75,2	77,3	-2,1	42,8	1,2
1993	5,8	80,9	79,1	1,8	43,9	1,3
1994	8,4	93,7	96,8	-3,1	56,9	2,3
1995	8,7	123,2	127,9	-4,7	78,9	3,1

The Bank of Korea, Economic Statistics Yearbook, fortlaufend; National Statistical Office, Korea Statistical Yearbook, fortlaufend.

Das Außenhandelsdefizit war nicht nur ein ökonomisches, sondern vor allem ein politisches Problem, weil das wichtigste Ziel der herrschenden Politik durch den wirtschaftlichen Erfolg definiert wurde. Wenn die Wirtschaftswachstumsrate unter fünf Prozent fällt, bricht erfahrungsgemäß eine nationale Trauer aus - die "Staatskrise" wird in aller Munde geführt, nicht nur vom Präsidenten, von "Parteibossen" und Abgeordneten, sondern auch von Intellektuellen, Fernsehern, Zeitungen, kurz von fast allen zivilgesellschaftlichen Institutionen.⁹ Das Rekorddefizit im Außenhandel zog gleichfalls politische Konsequenzen nach sich: Der Machtblock intensivierte die Globalisierungsoffensive und reformierte am 26. Dezember 1996

⁸ Die Zahlen (bezüglich der Direktinvestition und der gesamten Außenverschuldung) sind lediglich die von der Regierung erfaßten offiziellen Summen. Die tatsächlichen Summen müßten allerdings wesentlich höher liegen. Hassel und Schulten zitierten z.B. eine Angabe in der "Wirtschaftswoche": "Allein 1994 hat sich nach der Lockerung der staatlichen Devisenbestimmungen die Summe der Direktinvestitionen mit knapp 9 Mrd. US-\$ gegenüber dem Vorjahr insgesamt verdoppelt." Anke Hassel und Thorsten Schulten, "The 'Samsung-Family' comes to Germany, in: IMK (Informationen über multinationale Konzerne), Heft 4/1995, S. 32. Seitdem die Kontrolle der Direktinvestitionen bzw. des Kapitaltransfers beseitigt wurde, war es dem Staat wohl nicht mehr möglich, das wahre Ausmaß der Direktinvestitionen und der Außenverschuldung nachzurechnen.

⁹ Zuletzt gab es eine solche "Krise" im Jahre 1992, als die Wachstumsrate auf fünf Prozent fiel. Daß dies auch von der Bevölkerung ernst genommen wurde, zeigt folgendes Beispiel: Im gleichen Jahr fanden die Präsidentschaftswahlen statt. Der ehemalige Hyundai-Chef, der sich als "Retter der Wirtschaft" aufspielte und mit unsinnigen Versprechen (mit seiner Wahl werde Südkorea binnen fünf Jahren zur fünften Weltwirtschaftsmacht mit einem Bruttosozialprodukt pro Kopf von 30.000 US-Dollar) als Kandidat antrat, erzielte fast 20 Prozent der abgegebenen Stimmen. Der gleiche Unsinn wurde fünf Jahre später ohne irgendwelche Änderung von Dae-Jung Kim wiederholt - aber man wählte ihn zum Präsidenten.

das Arbeitsgesetz. Schließlich waren die Herrschenden davon überzeugt, daß zu hohe Lohnkosten und inflexible Arbeitsverhältnisse und damit nachlassende Konkurrenzfähigkeit der südkoreanischen Wirtschaft Ursachen des Desasters waren.

Das Arbeitsgesetz stieß jedoch auf unerwartet massiven Widerstand: Der neue Gewerkschaftsdachverband verkündete den Generalstreik, an dem zum Jahreswechsel über 150 Gewerkschaften mit ca. 200.000 Streikenden teilnahmen. Auch der *Nochong* (der staatlich anerkannte Dachverband) schloß sich den Streikmaßnahmen an - anderenfalls hätte sich die Austrittswelle aus diesem Verband noch verstärkt. Die Bilder vom unruhigen südkoreanischen Januar 1997 gingen weltweit über die Fernsehschirme.

Wenn der Machtblock den Widerstand der Arbeiter als Gelegenheit genutzt hätte, von seiner Illusion abzugehen, hätte das Jahr 1997 wesentlich besser ausgesehen. Denn spätestens zu dieser Zeit hätte sich der Staat - anstatt die Arbeiterschaft zu disziplinieren und ihre ohnehin schmalen Rechte nochmals einzuengen - danach fragen müssen, wie die *Chaebol* trotz des Rekorddefizits im Außenhandel ihre zahlreichen milliarden-schweren Projekte finanzieren wollten. Die Frage ging aber in der Globalisierungsoffensive unter - die Gefahr, die Monate später in die "größte Katastrophe der Nation" mündete, wurde damit völlig mißachtet.

Das Außenhandelsdefizit

Bevor wir auf die südkoreanische Schuldenkrise eingehen, sollen die Ursachen des Rekorddefizits im Außenhandel ergründet werden. Dabei wird deutlich, woran die südkoreanische Wirtschaft wirklich krankt.

1. Als direkte Ursache wurde auf einen massiven Preisverfall von Speicherchips hingewiesen, die mit Abstand der wichtigste Exportartikel Südkoreas sind. 14 Prozent aller Exporteinnahmen stammten im Jahre 1996 aus der Halbleiterbranche. Bekanntlich stürzten die Chip-Preise seit 1995 massiv ab: Ende 1995 kostete ein Vier-Megabyte-Chip gerade ein Fünftel dessen, was dafür am Jahresanfang bezahlt worden war; der Preis von 16 bzw. 64-Megabyte-Chips lag 1996 auch auf erheblich niedrigerem Niveau, als die *Chaebol* (Samsung, Hyundai und LG) erwartet hatten. Doch gerade diese Konzerne trugen mit "aggressivsten Kapazitätsexpansionen"¹⁰ zum Preisverfall maßgeblich bei. Das Rekorddefizit im Außenhandel war in dieser Hinsicht nichts anderes als die Rechnung für die "Abenteuer" der führenden *Chaebol*, die sich seit Ende der 80er Jahre - insbesondere in der Halbleiterbranche, aber in letzter Zeit auch in der Autoindustrie - in immer größerem und unsinnigerem Umfang entwickelten.

2. Eine strukturelle Ursache sind Südkoreas Rohstoffarmut und der Zwang, Rohstoffe importieren zu müssen. Das Land ist z.B. völlig ange-

¹⁰ Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4.5.1995.

wiesen auf die Einfuhr von Erdöl, das als einzelne Ware die größte Importsumme ausmacht. Bei permanent steigendem Energieverbrauch mußten immer mehr Energiestoffe importiert werden (allein der Import von Rohöl wuchs zwischen 1990 und 1995 von ca. zehn auf 15 Milliarden US-Dollar). Das Rekorddefizit hat insofern mit der Plünderung der Ressourcen bzw. der Umwelt zu tun. Schließlich liegt Südkorea bei der CO₂-Emission auf Platz 9 der Weltrangliste - zwei Plätze vor seiner volkswirtschaftlichen Position.

Tabelle 2: Die zehn wichtigsten Exportartikel Südkoreas 1960-1995

	1960	1970	1980	1990	1995
1	Eisenerz	Textilien/ Bekleidung	Textilien/ Bekleidung	Bekleidung	Halbleiter
2	Wolfram	Sperrholz	elektronische Produkte	Halbleiter	Textilien
3	Rohseide	Perücken	Stahl	Schuhe	Autos
4	Steinkohle	elektronische Produkte	Schuhe	Textilien	Schiffe
5	Tintenfisch	Eisenerz	Schiffe	Schiffe	Büro- maschinen
6	Fisch	Gemüse	synthetisches Harz	Büro- maschinen	Bekleidung
7	Graphit	Schuhe	Metall- produkte	Stahl	Telekom- geräte
8	Sperrholz	Tabak- produkte	Sperrholz	Autos	Stahl
9	Reis	Stahl	Fisch	Telekom- geräte	chemische Produkte
10	Schweine- borsten	Metall- produkte	elektrische Geräte	Fernseh- geräte	Petroleum- produkte

Quelle: The Bank of Korea, Economic Statistics Yearbook, fortlaufend.

3. Eigentlich war Südkorea Ende der 80er Jahre auf den Weltmärkten konkurrenzfähig, als seine Exportpalette aus Bekleidung, Textilien, Schuhen, Unterhaltungselektronik und Schiffen bestand (siehe Tabelle 2). Das Land erzielte damals Handelsbilanzüberschüsse in Höhe von zweistelligen Milliardenbeträgen (in US-Dollar). Damit konnten seine Auslandsschulden weitgehend abgebaut werden. Es deutete sich allerdings gleichzeitig an, daß die bisherige Stärke der südkoreanischen Industrie (niedrige Löhne) von den Tigerstaaten der zweiten Generation (Malaysia, Thailand, Indonesien und China) erheblich unterboten wurde. Die *Chaebol* kramelten seitdem ihre Exportwarenpalette fast total um: Im Jahre 1996 standen die Speicherchips ganz vorne, gefolgt von PKWs, Textilien, Schiffen,

Büromaschinen, Kommunikationsgeräten (vgl. Tabelle 2). Die Herstellung von Schuhen, Bekleidungen und geringwertiger Unterhaltungselektronik wurde großenteils dorthin verlagert, wo es viel billigere Arbeitskräfte gab. Dies führte allerdings nicht nur zum Abbau der Beschäftigten im Sekundärsektor, dessen Anteil an den gesamten Erwerbstätigen zwischen 1990 und 1995 um vier Prozent zurückging, sondern wirkte sich auch negativ auf die Handelsbilanz aus.

4. Abgesehen von Energie- und Rohstoffen bestehen die südkoreanischen Importe überwiegend aus Zwischenprodukten und Maschinenausrüstungen (vor allem aus Japan). Das Handelsbilanzdefizit ist unvermeidbar, wenn ein rohstoffarmes Land wie Südkorea seine Wettbewerbsposition durch ständige Modernisierungsschübe verbessern will, weil diese immer größere Importe von Maschinenausrüstungen nach sich ziehen. Das kontinuierliche Handelsdefizit in den 90er Jahren (vgl. Tabelle 1) war gerade ein Ausdruck dieser Modernisierungsschübe, die auch anhand der hohen Investitionsquote zu erkennen sind (Südkorea hatte zwischen 1990 und 1995 eine Investitionsquote von durchweg über 35 Prozent).

5. Als eine weitere Ursache des Handelsdefizits wurde von der Regierung die Importsteigerung bei Luxus-Konsumgütern genannt. Dies ist aber keine Erklärung, sondern eine Verschleierung. Denn jeder Koreaner weiß, daß es im Land genug billige Waren gibt, so daß die importierten Konsumgüter (abgesehen von billigen Schuhen, Bekleidungen usw.) zwangsläufig als Luxus-Konsumgüter definiert werden. Dabei sind die Konsumgüterimportzuwächse unvermeidbar, weil die herrschende Politik beharrlich versucht, sich mit dem wirtschaftlichen Erfolg zu legitimieren, der für die Bevölkerung nichts anderes als zunehmende Konsumsteigerung bedeutet. Dies führt dazu, daß die Bevölkerung immer konsumsüchtiger wird - das ist ein eisernes Gesetz in der Welt der "eindimensionalen" Menschen.

Der Sturz in die Schuldenfalle

Der Machtblock war zwar vom Generalstreik sehr überrascht, setzte aber dennoch seine Globalisierungsoffensive fort. Er schnürte eine Mogelpackung und konnte so einen wichtigen Sieg über die Arbeiterschaft erringen. Das Parlament verabschiedete Anfang März 1997 ein Paket von Abänderungen zu den Änderungen des Arbeitsgesetzes vom Dezember 1996. Die abermaligen Änderungen waren allerdings minimal und voll von Hinterhältigkeiten; der ursprüngliche Geist (Disziplinierung der Arbeiterschaft im Namen der "Globalisierung") lebte weiter. Die wichtigen Änderungen¹¹:

- Zwar wird der alternative Gewerkschaftsdachverband von der Regierung anerkannt, doch eine völlige Legalisierung des Gewerkschaftspluralismus

¹¹ Siehe auch Bernd Reddies, Gewerkschaften in einer Übergangsgesellschaft: Südkorea, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, 8/1997, S. 496ff., hier S. 504.

auf Betriebsebene erfolgt erst zum 1. Januar 2002 (also um zwei Jahre gegenüber dem ursprünglichen Plan verschoben). Für die sofortige Anerkennung des neuen Dachverbandes erzwang die Regierung damit die Zügelung der gewerkschaftlichen Aktivitäten auf Betriebsebene noch für weitere fünf Jahre.

- Die betriebsbedingten Massenentlassungen werden nicht abgeschafft, sondern nur um zwei Jahre verschoben¹², wobei sie bei Unternehmensfusionen ab sofort möglich sind.

- Der Einsatz von Streikbrechern wird erlaubt, wenn sie keine Betriebsfremden sind.

- Die Flexibilisierung der wöchentlichen Arbeitszeit ist nach Absprachen in den Betrieben ab sofort möglich.

- Die Lohnfortzahlung an gewerkschaftliche Funktionäre wird - bei jährlicher Reduzierung um 20 Prozent von 1997 an - ab 2002 völlig abgeschafft.

- Die Regel ("keine Arbeit - keine Bezahlung" bei Streiks) wird nun gesetzlich verankert, obwohl die Gewerkschaften über keine Streikfonds verfügen. Wer dennoch einen Ausgleich bezahlt, macht sich strafbar.

Der Machtblock freute sich diesmal über die schwache Reaktion der Arbeiter - seine Kampagne gegen den "Untergang der Nation" zeigte also Wirkungen. Die Arbeiter mußten zudem durch den Streik einen enormen Lohnverlust hinnehmen, so daß sie nicht mehr in der Lage waren, binnen weniger Monate erneut in den Ausstand zu treten. Während der Machtblock noch den Sieg feierte, kam jedoch wieder eine Hiobsbotschaft - diesmal nicht von den Gegnern, sondern aus dem eigenen Lager.

Der Stahlkonzern Hanbo, der vor weniger als zwei Jahrzehnten von einem Finanzbeamten gegründet worden war und in diesem Zeitraum zu einem der zwanzig umsatzstärksten Konzerne Südkoreas aufstieg, wurde zahlungsunfähig. Der Konzern war auffälligerweise seit dem Amtsantritt von Präsidenten Young-Sam Kim schlagartig gewachsen. Er investierte Milliardensummen in ein neues hochmodernes Stahlwerk - trotz der Überkapazitäten auf dem Weltmarkt und der starken Konkurrenz durch den ebenfalls koreanischen Konzern POSCO, der weltweit das größte Stahlwerk besitzt, und trotz der Stellung Südkoreas, das bei der Stahlerzeugung bereits auf Rang 6 in der Welt aufgerückt war. Hanbo, dessen Eigenkapitalquote gerade 12,9 Prozent betrug, verfügte nicht über die nötigen Mittel und finanzierte sein Projekt "auf Pump". Was Hanbo besaß, waren - abgesehen vom ehrgeizigen Investitionsplan - vor allem Schulden und reichlich

¹² Vor allem gegen die betriebsbedingten Massenentlassungen kämpften die Gewerkschaften, zumal es in Südkorea kein solidarisches soziales Sicherungssystem gibt. Selbst diese Frist von zwei Jahren wurde mit dem Ausbruch der Finanzkrise beseitigt - die Massenentlassungen werden so zum Hauptmerkmal des derzeitigen wirtschaftlichen Notstandes. Die Arbeitslosigkeit hat sich zwischen Oktober 1997 und Februar 1998 auf 1,3 Millionen Betroffene mehr als verdoppelt. Siehe Frankfurter Rundschau vom 15.4.1998.

Grundstücke, deren Preis allerdings nach dem Zerplatzen der "bubble economy" deutlich deflationiert war.¹³

Einem solchen Unternehmen geben die Banken normalerweise keinen Kredit. Doch in einer solchen Situation intervenieren die Politiker: Sie richten eine Bitte an die Bankenchefs, daß ein Projekt wie das von Hanbo angesichts der "Globalisierung" mit Hochachtung angesehen werden sollte. Da der Staat - trotz der Privatisierung des Finanzsektors - bei vielen Banken noch einen bedeutenden Anteil hat, und da er sich notfalls auch über die Zentralbank ins Geschäft der Banken einmischen kann, sind solche Bitten sehr wirksam. Die Bankenchefs lassen sich beeindrucken und verleihen das Geld an die Unternehmen. Die Unternehmer bedanken sich anschließend bei den Politikern und den Bankenchefs mit massiven Schenkungen. Als der Stahlkonzern Hanbo Konkurs anmeldete, ging der Konzernchef nicht allein ins Gefängnis. Ihn begleiteten zwei Bankenchefs, fünf Abgeordnete bzw. frühere Minister und schließlich eine weitere bedeutende Person: ein Sohn des amtierenden Präsidenten.

Hanbo war allerdings nur der Auftakt der Konkurswelle. Im Juni erklärte sich auch der Autokonzern Kia für zahlungsunfähig. Der Kia-Konzern, der neben dem Autobau auch im Maschinenbau und der Stahlerzeugung tätig ist, ist viel gewichtiger als Hanbo. Er gehört zu den acht umsatzstärksten *Chaebol* und war zu dieser Zeit noch der zweitgrößte Autoproduzent Südkoreas. Grund der Zahlungsunfähigkeit: die ehrgeizigen Investitionen im Inland bei gleichzeitiger Expansion in das Ausland - beides auf Pump. Kia präsentierte noch im Jahre 1995 stolz seine Globalisierungsvision, bis in das Jahr 2000 weltweit zehn bis zwölf Produktionsstätten zu errichten - trotz der enormen Überkapazitäten auf dem Weltmarkt und im eigenen Land, und obwohl Südkorea schon 1996 mit einer Produktion von fast drei Millionen Autos auf Rang 5 in der Welt aufgerückt war. Das Vorhaben klang dennoch völlig realitätsfremd, da Kia im gleichen Jahr seinen Export um 60 Prozent steigerte und auch beim indonesischen "national car"-Projekt die Konkurrenten aus Japan, den USA und Europa ausstechen konnte.¹⁴ Doch zwei Jahre später war es dann soweit: Kia hinterließ einen Schuldenberg von über 10 Milliarden Dollar und befindet sich zur Zeit in einem Reorganisationsverfahren.¹⁵

¹³ Zu dem Hintergrund der südkoreanischen "bubble economy" siehe Koo, a.a.O.

¹⁴ Der indonesische Partner von Kia ist ein Unternehmen der Familie von Präsident Suharto, dessen Regime selbst in Südostasien mit Abstand als das korrupteste galt. Nach dem Ausbruch der Finanzkrise empfahl der Internationale Währungsfonds (IWF) der indonesischen Regierung, - angesichts der äußerst schlimmen Lage im Land - das "national car"-Projekt zu stoppen. Dies traf Kia besonders schmerzhaft, weil seine Fabrik in Indonesien bereits größtenteils fertiggestellt war. Der einstige Stolz von Kia verwandelte sich so in ein Desaster.

¹⁵ Angesichts der volkswirtschaftlichen Relevanz blieb Kia von einem Konkursverfahren verschont. Die Regierung übernahm provisorisch die Unternehmensführung und sucht derzeit einen geeigneten Käufer.

Das wahre Entsetzen kam Ende 1997. Als der IWF am 3. Dezember sein bisher größtes Hilfspaket von 57 Milliarden Dollar für Südkorea beschloß, tobte das Land vor Wut und Empörung. Der amtierende Präsident beklagte die "größte Katastrophe der Nation" und vergoß im Fernsehen beinahe Tränen; die Präsidentschaftskandidaten der bevorstehenden Wahlen (am 14. Dezember) betrauernten lautstark den "Tag der nationalen Schande"; die Zeitungen beklagten einstimmig den "Souveränitätsverlust" bzw. die "zweite nationale Unterwerfung" (als erste gilt die Eroberung durch den japanischen Imperialismus zu Beginn des Jahrhunderts).

Verlauf und Ursachen der Krise

Wie konnte das Land, das noch vor Monaten wegen seines Expansionskurses von der Welt bewundert wurde, binnen kürzester Zeit in den Abgrund stürzen? Die bisherige Analyse deutet die Antwort bereits an. Dennoch verfolgen wir zunächst, wie die Schuldenkrise in Südkorea ausbrach, und stellen anschließend fest, was die Ursachen der Krise waren.

Im September 1997, als die Präsidentschaftskandidaten mit absurden Versprechen über die rosige Zukunft des Landes wetteiferten, machte in der Wall Street das Gerücht die Runde, Südkorea habe möglicherweise einen Schuldenberg von 250 Milliarden Dollar angehäuft und sei der nächste Kandidat des asiatischen Bankrott-Dominos. Die südkoreanische Regierung dementierte dies beharrlich und behauptete, daß die Auslandsschulden des Landes ca. 120 Milliarden Dollar betrügen. Sie vergaß auch nicht hinzuzufügen, Südkorea habe eine qualitativ andere Wirtschaftsstruktur als die von der Finanz- und Währungskrise heimgesuchten südostasiatischen Länder, und die Schulden seien angesichts der Stärke der südkoreanischen Wirtschaft (mit einem Bruttosozialprodukt von fast 500 Milliarden Dollar die elftgrößte Volkswirtschaft der Welt) kein großes Problem. Aber die internationalen Rating-Agenturen wie Moody's oder Standard & Poor's beurteilten die Regierungserklärung als einen Schwindel und stuften die Kreditwürdigkeit Südkoreas, die zuvor auf dem gleichen Rang wie Schweden oder Italien immer weiter herab - bis auf das Niveau hochriskanter Junk Bonds hinter Rußland und Guatemala.

Das international operierende Finanzkapital reagierte prompt: Nach den Turbulenzen an der Börse in Hongkong Anfang November¹⁶ zogen etliche japanische Banken, die ohnehin mit eigenen Problemen zu kämpfen hatten, ihr Geld aus Südkorea zurück. Sie lehnten zudem ab, die fälligen Anleihen der südkoreanischen Banken und Unternehmen zu verlängern. Zur selben Zeit erklärte die südkoreanische Zentralbank, daß sie zwei Drittel ihrer Dollarreserven bereits termingebunden ausgeliehen bzw. für Stützungskäufe der südkoreanischen Währung bereits ausgegeben habe und daher gerade noch über 10 Milliarden Dollar verfüge. Gleichzeitig drehten

¹⁶ Siehe Fritz Fiehler, Politische Ökonomie der Deflation. Pazifische Message: Handelskriege, Gläubigerdiktate und Lohnkürzungen, in: Sozialismus, Heft 12/1997, S. 45ff.

auch die alarmierten internationalen Banken den Geldhahn zu. Plötzlich verschwand im Land der Dollar - der Sturzflug des südkoreanischen Won begann. Innerhalb weniger Monate verlor der Won fast die Hälfte seines Werts. Schließlich mußte die südkoreanische Regierung Ende November beim IWF die "nationale Unterwerfung" beantragen.

Zwei Tage vor Weihnachten 1997 gab die Regierung erstmals das Ausmaß der Verbindlichkeiten Südkoreas gegenüber internationalen Banken und Finanzinstitutionen bekannt. Demnach betrugen die - im Inland nach IWF-Kriterien erfaßten - "Auslandsschulden" 119 Milliarden Dollar (die ursprüngliche Erklärung der südkoreanischen Regierung war also nicht ganz falsch), aber noch einmal so hoch waren die Schulden, die von den Filialen bzw. Tochterunternehmen der südkoreanischen Banken und Konzerne im Ausland - an der Regierungsüberwachung vorbei - gemacht worden waren; nämlich 117,8 Milliarden Dollar, davon 67,8 Milliarden von den Banken und 50 Milliarden von den Konzernen.¹⁷

Südkorea hatte also in wenigen Jahren insgesamt rund 237 Milliarden Dollar Schulden angehäuft (das Gerücht aus der Wall Street bewahrheitete sich also fast) - davon schätzungsweise 100 Milliarden Dollar als kurzfristige Anleihen, die innerhalb eines Jahres zurückgezahlt werden mußten. Damit erwies sich selbst das IWF-Hilfspaket als unzureichend, so daß die Gläubigerbanken aus der ganzen Welt zu einem "runden Tisch" zusammenkommen mußten.¹⁸

Wie konnte in so kurzer Zeit ein solcher Schuldenberg entstehen (Ende 1995 betrugen die Auslandsschulden noch 78,9 Milliarden Dollar)? Was geschah mit den astronomischen Kreditmitteln? Fast die gesamten Kredite flossen an die südkoreanischen Banken und Konzerne, in die öffentliche Hand gelangten nur zwei Milliarden Dollar. Die Kredite wurden folgendermaßen verschleudert:

1. Über die Verschuldung wurden eine Reihe tollkühner Investitionsprojekte der *Chaebol* im Inland finanziert. Daß der Stahlkonzern Hanbo sich bei der Investition in ein hochmodernes Stahlwerk verkalkulierte und infolgedessen mit einem Schuldenberg von 5,8 Milliarden Dollar in Konkurs ging, wurde bereits erwähnt. Zur selben Zeit projektierte aber auch Hyundai ein Sechs-Milliarden-Dollar-Stahlwerk.

Noch drastischer war allerdings der abenteuerliche Investitionswettbewerb unter den *Chaebol* in der Halbleiter- und Autoindustrie: Obwohl die Produktionskapazität der drei großen *Chaebol* (Samsung, Hyundai und LG) bei der Speicherchipherstellung nach jahrelangen massiven Investitionen selbst die Kapazität Japans überholte, bauten bzw. projektierten auch die

¹⁷ Die Zahlen nach Hangyore Shinmun vom 26.12.1997.

¹⁸ Die Gläubiger einigten sich im Februar 1998 über einen Umschuldungsplan, der einen großen Teil der kurzfristigen Schulden in mittelfristige Kredite mit einer Laufzeit von drei bis fünf Jahren verwandelte. Dafür wurden nicht nur wesentlich höhere Zinsen verlangt, sondern auch eine Rückzahlungsgarantie durch die südkoreanische Regierung.

kleinen *Chaebol* (Anam und Dongbu) neue Produktionsstätten. Die Autofabriken der vier *Chaebol* (Hyundai, Kia, Daewoo und Ssangyong) litten seit Jahren unter den Überkapazitäten, dennoch stieg der größte südkoreanische Konzern Samsung neu in das Pkw-Geschäft ein und baute ein außerordentlich teures Autowerk. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Kreditlast der meisten *Chaebol* das eigene Kapital i.d.R. um das Vier- bis Sechsfache - gelegentlich sogar um das Zwanzig- bis Dreißigfache - übertrifft.¹⁹

2. Finanziert wurde mit dem geliehenen Geld die globale Expansion der *Chaebol*. Daß die Zukunftsvision des Autokonzerns Kia in ein Desaster mündete, haben wir bereits gesehen. Doch eine solche Vision hatte nicht allein Kia, sondern fast alle *Chaebol*. Die tollkühnsten Pläne hatten freilich die vier größten *Chaebol*, die zusammen praktisch ein Drittel der südkoreanischen Volkswirtschaft beherrschen. Z.B. sah die Vision Samsungs als "das weltbeste Unternehmen" so aus: "Bis zum Jahr 2000 - so das selbst proklamierte Ziel - will Samsung zu den 10 größten Unternehmen der Welt gehören. Um die ambitionierten Expansionsziele für die Zukunft realisieren zu können, bescheidet sich die Gruppe damit, nur 1% des Umsatzes als Gewinn für die Aktionäre auszuweisen, während ein Großteil der Einnahmen, vor allem aus den besonders einträglichen Halbleiter- und Versicherungsgeschäften reinvestiert wird."²⁰ Obwohl der Ertrag aus diesen Geschäften mit dem Preisverfall von Speicherchips und mit dem Zerplatzen der "bubble economy" nicht gerade üppig war, hielt Samsung an seinem Plan fest und errichtete in großer Geschwindigkeit weltweit Produktionsstätten - selbstverständlich mit geliehenem Geld. Auch Hyundai, LG und Daewoo marschierten mit²¹ - der nationale Schuldenberg wuchs in astronomische Höhen.

¹⁹ Die Eigenkapitalquote der vier größten *Chaebol* 1995: bei Samsung 21,29%, Hyundai 20,96%, LG 23,63% und Daewoo 24,41%. Die Eigenkapitalquote der drei von den sieben 1997 zahlungsunfähig erklärten *Chaebol* betrug 1995: Halla (16. auf der Umsatzrangliste) 3,64%, Jinro (19.) 3,99%, Sammi (26.) 2,99%. Die Zahlen nach Sung-No Choi, Die 30 Unternehmengruppen 1996 (koreanisch), Seoul 1996, S. 150.

²⁰ Hassel und Schulten, The "Samsung-Family" comes to Germany, S. 33.

²¹ Hier einige bekannte Projekte der *Chaebol* allein in Europa: Ende 1994 gab Samsung den Aufbau eines gigantischen Industriekomplexes im nordenglischen Billingham bekannt, bei dem bis zur Jahrtausendwende fünf neue Fabriken und mehr als 3.000 Arbeitsplätze entstehen sollen. LG (der frühere Lucky-Goldstar) verkündete später ein ähnliches Projekt im gleichen Land. Daewoo übernahm die Hälfte der polnischen und die gesamte ukrainische Autoindustrie. (Die ukrainische Regierung kündigte sogar im Februar 1998 - unter dem Druck von Daewoo - ein Importverbot für gebrauchte Fahrzeuge an, um den Verkauf von Neuwagen Daewoos zu fördern.) Auch in Rumänien baute der Konzern eine neue Autofabrik. Daewoo, dessen "Transplants" in Frankreich in der Branche Unterhaltungselektronik tätig sind, wollte auch elektrotechnische Teile des französischen Staatsunternehmens Thomson übernehmen. Die damals konservative Regierung stimmte zunächst der Übernahme zu, die jedoch nach dem Protest der Arbeiter von Thomson (sie wiesen u.a. auf die "60 Stunden Woche" in einer Daewoo-Fernsehfabrik in Südkorea hin) bzw. des Parlaments später wieder annulliert wurde. Daraufhin reagierte die südkoreanische Regierung vehement: Mehrere offizielle Protestbriefe sind bei der französischen Regierung eingegangen - allerdings nur bis zum Ausbruch der Finanzkrise.

3. Die südkoreanischen Banken folgten der Expansion der *Chaebol* und finanzierten deren Mammutprojekte sowohl im Inland als auch im Ausland. Bei der Finanzierung im Inland konnten die Banken vom Zinsgefälle zwischen den südkoreanischen und den internationalen Finanzmärkten profitieren. Dies ermutigte die Banken zur Erweiterung ihrer Geschäfte: Ihre Filialen nahmen in Japan oder Europa, wo ein niedriger Zinssatz herrschte, kurzfristige Schulden auf und liehen diese gleich an die südostasiatischen Länder mit höheren Zinsen aus. Ferner spielten die Banken bzw. die Wertpapierhäuser kräftig mit im internationalen "Kasinokapitalismus": Sie investierten eine beträchtliche Summe in die Termingeschäfte mit Finanzwerten (insbesondere in den südostasiatischen Ländern) - freilich mit geliehenem Geld und dazu noch in die falsche Zukunft.²²

Nach Regierungsangaben betrogen die Risiken der südkoreanischen Banken bzw. Wertpapierhäuser z.B. in Thailand 4,3 Milliarden Dollar und in Indonesien ca. fünf Milliarden Dollar.²³ Nach inoffiziellen Schätzungen fielen die Summen wesentlich höher aus. So bezifferte das renommierte japanische Finanzinstitut Nomura den möglichen Verlust der südkoreanischen Banken in beiden Ländern auf weit über 20 Milliarden Dollar.²⁴ Dieses erstaunliche Phänomen, das geliehene Geld wieder auszuleihen, konnte solange funktionieren, wie sich die internationalen Banken durch den Glanz des südkoreanischen "Wunders" blenden ließen und dem angeblichen Musterschüler ohne Vorbehalt Kredite gaben.

Die Ironie der Geschichte liegt darin, daß die schuldengestützte Globalisierungsstrategie auf eine Periode folgte, in der Südkorea die Herausforderungen der "verschuldeten Industrialisierung" erfolgreich gemeistert hatte. Bis 1989 konnte Südkorea seine Auslandsschulden auf unter 30 Milliarden Dollar abbauen; nach Abzug der Dollarreserve der Zentralbank und der Vermögen im Ausland betrogen damals die südkoreanischen "Nettoauslandsschulden" gerade noch 3 Milliarden Dollar. Um so dramatischer war die Geschwindigkeit, mit der Südkorea im Gefolge seiner verschuldeten Globalisierungsstrategie in die Schuldenfalle raste.

Die Schuldenkrise in Südkorea ist die volkswirtschaftliche Rechnung für die absurden betriebswirtschaftlichen Abenteuer, durch die die gesellschaftliche Ohnmacht gegenüber der Übermacht der *Chaebol* zum Ausdruck kommt. Sie ist deshalb nicht nur eine wirtschaftliche Krise, sondern vor allem eine politische Krise - die Krise jener herrschenden Politik, die sich jahrzehntelang durch den wirtschaftlichen Erfolg und das Interesse der *Chaebol* definiert hat.

²² Diverse koreanische Banken und Wertpapierhäuser reichten Klage wegen Betrug gegen die US-amerikanische Bank J.P. Morgan & Co. ein, weil diese etliche "falsche" Terminwaren, die z.B. auf eine Aufwertung der thailändischen oder indonesischen Währung spekulierten, vor dem Ausbruch der Finanzkrise an sie verkaufte.

²³ Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 3.4.1998.

²⁴ Hangyore 21 vom 22.1.1998.

Peter Hiedl

Chile: Exportdominiertes Wachstum und politische Verwaltung des Diktatur-Erbes

Am 11. September 1973 bombardierte das chilenische Militär den Präsidentenpalast in Santiago de Chile, tötete, verhaftete oder vertrieb die führenden Repräsentanten der Unidad Popular (UP), ein Parteienbündnis von Sozialisten, christlichen Sozialisten und Kommunisten, die 1970 mit ihrem Präsidentschaftskandidaten Salvador Allende die Wahlen gewonnen hatten. Damit begann für Chile eine 16-jährige Militärdiktatur, die mit dem Namen Augusto Pinochet Ugarte (Oberbefehlshaber des Militärs, Diktator und Präsident von eigenen Gnaden) untrennbar verbunden ist. Seit 1989 (Rückzug des Militärs) erlebt Chile nach Präsident Aylwin (DC) mit Präsident Frei (DC; Sohn des Amtsvorgängers Allendes in den sechziger Jahren) die zweite Amtszeit eines demokratisch gewählten Präsidenten, der sich auf die sogenannte Concertacion stützt, ein Parteienbündnis aus Christdemokraten und Teilen der ehemaligen Koalition der UP.¹

Bei der Suche nach einer historischen Analogie, um die Bedeutung dieser Regierungszeit der UP (1970-73) und der Phase der Militärdiktatur (1973-89) zu erfassen, fällt der Blick sofort auf die spanische Republik und den spanischen Bürgerkrieg in den dreißiger Jahren mit der sich anschließenden Franco-Diktatur. Wie damals in Spanien war es in Chile eine Volksfrontregierung mit erheblicher Unterstützung der armen Volksmassen, die angetreten war, die soziale und wirtschaftliche Demokratisierung durchzusetzen und einen eigenständigen Weg zum Sozialismus zu beschreiten. Ebenso gab es wie in Spanien interne und externe politische Kräfte, die gegen die Volksregierung zusammenarbeiteten. Wie damals Spanien galt Chile die Sympathie der demokratischen Öffentlichkeit in vielen Ländern der Erde. Ähnlich wie die spanische Republik und der Putsch der Franko-Truppen bewegte die Unidad Popular eine ganze Generation von demokratischen und sozialistischen Kräften in der Welt. Chile war damit neben Vietnam eines der wichtigsten singulären historischen Ereignisse für die 68er Generation und stellt für viele aus dieser Generation einen biographischen und emotionalen Kristallisationspunkt der eigenen weltanschaulichen Entwicklung dar. Der chilenische Weg zum Sozialismus war historisch betrachtet der letzte Versuch im 20. Jahrhundert, über einen parlamentarischen Prozeß unter Beteiligung der Volksmassen ein politisches und

soziales Projekt zur demokratisch legitimierten Umgestaltung einer kapitalistischen in eine sozialistische Gesellschaft zu realisieren.

Die UP geriet dabei in ein klassisches Dilemma: Als Teil des bürgerlich-legalen parlamentarischen Systems ohne entscheidenden Einfluß auf die Judikative oder den Militärapparat entweder die Blockadepolitik der politischen Gegner zu akzeptieren und sich an die gesetzten Spielregeln zu halten oder ihrer eigenen Programmatik und dem Drängen der sozialen Basis nachzugeben und die Reformen zu beschleunigen; damit aber über soziale Aktionen (z.B. Land- oder Betriebsbesetzungen) diese vorgegebene Legalität zu verletzen. Die Wahlerfolge der UP zwischen 1970 und 1973 und die Integration der neuen Massenbewegungen wirkten eher in die Richtung der weiteren Beschleunigung der sozialen Revolution. Die Konflikte spitzten sich zu durch Versuche der Demokratisierung der Justiz, durch die bewußte Förderung des staatlichen Schulsystems gegen das Erziehungsmonopol der katholischen Kirche und durch Bemühungen, Teile des Militärs in den politischen Reformkurs der UP einzubinden. Die wirtschaftliche Sabotage des in- und ausländischen Kapitals, Kapitalflucht, Sperrung von internationalen Krediten, die zu Versorgungsengpässen und einer steigenden Inflationsrate führten, und die ideologische und materielle Förderung² des chilenischen Militärs durch die USA verschärften die interne Situation. Dies führte zu einer extremen Polarisierung des traditionell dreiteiligen Spektrums der politischen Landschaft, dessen Erosion schon unter der christdemokratischen Vorgängerregierung Frei (1964/69) eingeleitet worden war.³

Das Scheitern des chilenischen Weges zum Sozialismus markiert ebenso wie im Falle Spaniens eine historische Zäsur. Im Kontrast zum Spanien der Franko-Diktatur, die ökonomisch konservierend und politisch restaurativ war, wird in Chile ab 1973/74 immer deutlicher, daß die Pinochet-Diktatur plötzlich zum Synonym für eine radikale Umstrukturierung der ökonomischen und - darauf beruhend - der sozialen Beziehungen der Menschen wird, und sich in Chile die Prinzipien des Neoliberalismus erstmalig umfassend und radikal artikulieren; daß Chile plötzlich vom Vorbild der Linken zum Vorbild der Rechten wird. In diesem Sinn ist der Putsch, neben seinen politischen und sozialen Folgen, ein ebenso gewalttätiger

² Vgl. Fernando Rivas Sanchez, Elisabeth Reiman-Weigert, *Die Streitkräfte Chiles: ein Fall imperialistischer Durchdringung*, Frankfurt 1977; Dieter Boris, Elisabeth Boris, Wolfgang Erhardt, *Chile auf dem Weg zum Sozialismus*, Köln 1971; und neueren Datums: Matias Tagle (Hrsg.), *La Crisis de la Democracia en Chile - antecedentes y causas*, Santiago de Chile 1992

³ D. Boris ist zuzustimmen, wenn er ausführt: "Die Regierung der Unidad Popular konnte innerhalb bestehender Parameter in kurzer Zeit kein funktionierendes alternatives Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell etablieren; ... Umgekehrt war aber die bürgerliche Rechte nicht stark genug ... um die UP-Regierung legal, demokratisch zu beseitigen. ... Diese ökonomisch und politisch nicht haltbare Pattsituation ... brach schließlich ... der Stärkere (die herrschende, besitzende Klasse, das Militär, 'die Ordnungskräfte' der bürgerlichen Gesellschaft) auf seine Weise auf." Dieter Boris, *Das "Chilenische Wirtschaftswunder" - Modell für Lateinamerika*, Redemanuskript, 18.10.1993, Essen.

¹ Zur Concertacion de Partidos por la Democracia gehören die Christdemokraten (DC), die Sozialisten (PS), die Partei für die Demokratie (PPD) und die radikal sozialdemokratische Partei (PRSD). Viele der kleineren Parteien des politischen Spektrums sind in den letzten zehn Jahren durch die Fünf-Prozent-Klausel im Wahlrecht verschwunden.

Bruch mit einer ökonomischen Konzeption, deren Wurzeln bis in die Weltwirtschaftskrise 1929/30 zurück reichen.⁴ Es erfolgt eine Ersetzung durch den Monetarismus, der mit den Programmpunkten Entstaatlichung, Deregulierung und umfassende Förderung des exportdominierten Wachstums antritt. Wurden vorher die humanistischen Ideale der UP, ihr soziales und politisches Programm und ihr Mut zur demokratischen Umgestaltung gewürdigt, so waren es in den Jahren der Diktatur die ökonomischen Rahmendaten, die Ex- und Importliberalisierung, die Privatisierung der Staatsbetriebe, die Zerschlagung wichtiger Teile der Arbeiterbewegung (politisch und gewerkschaftlich) sowie die Privatisierung der Kranken- und Rentenversicherung, die plötzlich als Vorbild für Lateinamerika - aber auch für Europa - von den Ideologen des Neoliberalismus landauf, landab als Erfolgsgeschichte gefeiert wurden.⁵

Es gibt keinen Zweifel, daß dieser radikale Bruch zwischen zwei antagonistischen gesellschaftlichen Entwürfen einen großen Teil der Faszination der Beschäftigung mit Chile ausmacht.

Im folgenden soll den Veränderungen auf politischer, sozialer und ökonomischer Ebene in Chile nachgegangen werden.

Die neoliberale Doktrin und Praxis verbreitert und radikalisiert das seit dem 19. Jahrhundert entstandene Export-Import-System Chiles, das zum damaligen Zeitpunkt primär auf dem Export von Salpeter, Guano und Kupfer beruhte. Den monetaristischen Lehren folgend, baut sie die formulierte und ansatzweise realisierte keynesianisch geprägte importsubstituierende Industrialisierung (ISI) ab, die auf dem Erfahrungshintergrund der Krise der Weltwirtschaft ab 1930 formuliert worden war und als Krisenkorrektiv zum weiter bestehenden Export-Import-System entwickelt wurde. Diese ISI-Konzeption gab dem Staat eine wesentliche soziale und ökonomische Funktion und bildete einen gemeinsamen Nenner der Regierungen Frei und Allende. Im Gegensatz dazu beinhaltet das neoliberale Konzept sowohl einen Rückgriff auf die ökonomischen Beziehungen vor der Krise der 30er Jahre als auch eine Modernisierung, d.h. die Unterwerfung aller ökonomischen Beziehungen unter dieses Muster der Austauschbeziehungen. Abgelehnt wird die Importsubstituierung sowie die aktive ökonomische und soziale Funktion des Staates. Paradebeispiel hierfür ist der Agrarsektor Chiles. Zuerst bricht die Agrarreform der Präsidenten Frei und Allende das traditionelle und wenig produktive Agrarsystem Chiles auf. Nach dem Putsch verwendet die Militärdiktatur diese durch die Reform geschaffenen Agrarflächen dazu, privatkapitalistische, exportorientierte Betriebe mittlerer Größe zu schaffen und gleichzeitig

⁴ Vgl. Rosemary Thorp, A Reappraisal of the Origins of Import-Substituting Industrialisation 1930-1950, in: Journal of Latin American Studies, Nr. 24/2 1992.

⁵ Für Eric Hobsbawm ist Chile ein Beweis dafür, daß politischer Liberalismus und Demokratie keine natürlichen Partner des Wirtschaftsliberalismus sind, eine immer wieder gerne wiederholte Phrase der Modernisierungstheoretiker. Vgl. Eric Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme, S. 549.

ehemalige Anhänger der Unidad Popular bei diesen Landvergaben auszu-schließen. Diese neuen Betriebe sind heute ein wichtiger Bestandteil des sogenannten Nichttraditionellen agrarischen Exports (NTAX) Chiles geworden.⁶ Die Bewunderer des ökonomischen Erfolges dieser neoliberalen Strategie lassen dabei außer Acht, daß diese wiederum zum Teil auf Konzeptionen der Regierungen Frei und Allende beruhen, die wichtige Schritte zur Diversifizierung des Exportsektors einleiteten, da Chile extrem vom Kupferexport abhängig war und damit quasi von einem Exportprodukt.⁷ Daher reduziert sich der "wirkliche Erfolg" der neoliberalen Doktrin auf die brutale Senkung der Kosten der Ware Arbeitskraft als einem generellen komparativen Kostenvorteil⁸, auf die rigoros Naturressourcen vernichtende Art, in der diese NTAX Strategie durchgeführt wird, und auf die Liberalisierung der Außenwirtschafts- und Finanzbeziehungen.

Die ökonomische Entwicklung Chiles nach dem Putsch läßt sich in zwei Phasen zusammenfassen: Die erste geht einher mit der blutigen Durchsetzung der Diktatur und ist bestimmt durch eine schnelle Umsetzung der neoliberalen Rezeptur, gekoppelt mit einer drastischen Unterdrückung und Verfolgung der sozialen, gewerkschaftlichen und politischen Kräfte, die die UP bildeten oder aktiv unterstützen.

Diese Phase führt zu einer schnellen Umverteilung zugunsten der um Banken angesiedelten sogenannten Grupos (Finanzgruppen)⁹, Kapitalkonglomerationen, die die Nutznießer der unbeschränkten Privatisierung und Wirtschaftsliberalisierung wurden, und schließt mit der "neuen Verfassung 1980" ab. Vorausgegangen war die gesetzliche Freisprechung des Militärs von seinen Verbrechen (Amnestie-Gesetz 1978), der Plan Laboral (Arbeitsgesetzgebung 1979), der eine gesetzliche Zersplitterung der Gewerkschaftsorganisationen, eine Beschränkung der Arbeit auf betriebliche

⁶ Der Terminus Nichttraditionelle Export- (oder Agrarexport-) güter (NTX/NTAX) wird in drei Bedeutungen benutzt:

- a) Ein bestimmtes Produkt ist in dem jeweiligen Land noch nie zuvor angebaut worden, z.B. Kiwis oder neuerdings Beerenobst in Chile;
- b) es ist angebaut, aber bisher nicht exportiert worden; in Chile Trauben, Äpfel, Birnen;
- c) ein traditionelles Exportgut erschließt sich neue Märkte; das gilt bei Chile vor allem für die asiatischen Märkte. Vgl. Bradford Barham, Mary Clark u.a., Nontraditional Agricultural Exports in Latin America, in: Latin American Research Review, Nr. 27, 1992.

⁷ So gehen die Überlegungen, den Obstexport zu fördern, auf Pläne der Regierung Frei zurück. Chile, auf der Südhalbkugel gelegen und mit gemäßigten Klimazonen, schließt im Winterhalbjahr für Europa und die USA eine Angebotslücke bei Früchten. Die potentielle Verwertung des Holzreichtums Südhiles - ein weiterer neuer Exportzweig - geht u.a. auf Forstprogramme der Regierung Allende zurück, die während der Militärdiktatur "Früchte" trugen.

⁸ El Mercurio, das Sprachrohr der chilenischen Bourgeoisie, am 25. Mai 1974: "Es ist eindeutig, daß die Kosten der Arbeitskraft minimalisiert werden müssen, deshalb muß die Finanzierung der Fürsorge reformiert und die Starrheiten des Arbeitsmarktes müssen beseitigt werden." Zit. in: Hugo Calderon/Jaime Ensignia/Eugenio Rivera, Chile - Der Monetarismus an der Macht", 2. Aufl., Hamburg 1982, S. 68.

⁹ Leider kann hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden. Vgl. für diese erste Phase Hugo Calderon/Jaime Ensignia/Eugenio Rivera, a.a.O.

Ebenen und gewerkschaftsfreie Zonen wie den Staatssektor vorsah.¹⁰ Begleitet von einer partiellen Deindustrialisierung des Binnenmarktes¹¹, steigender Arbeitslosigkeit und Massenarmut führt das spekulative Verhalten der Grupos zu einem drastischen Anstieg der chilenischen Außenverschuldung und reißt Chile mit in die Schuldenkrise von 1982/83.¹² "Der Anteil der externen Kredite, die dem nationalen Bankensystem zwischen 1978 und 1981 zufließ, erhöhte sich von 934 Mio. auf 6.300 Mio. US-\$ pro Jahr."¹³ Die Auslandskredite konzentrierten sich ebenfalls bei diesen größten Grupos. Die Mittel wurden zum Kauf von privatisierter Unternehmen, für Übernahmen und für spekulative Zwecke benutzt. Die niedrigen Investitionsraten dieser Jahre (etwa 14 Prozent des BSP) zeigen dies deutlich.¹⁴ Die einsetzende Rezession, ein Fall der Exporterlöse und das Steigen der Weltmarktzinsen komplettierten die chilenische Krise.¹⁵ Alle lateinamerikanischen Länder wurden vom Ausbruch der Schuldenkrise getroffen, aber die chilenische Ökonomie besonders: durch ihre (damals)

¹⁰ Vgl. die materialreiche Darstellung von Reinhard Friedmann, Chile unter Pinochet - das autoritäre Experiment (1973-1990), Freiburg 1990, S. 75ff.

¹¹ Partiiell deshalb, weil zwar der Anteil der Industrie am BIP in den Jahren immer weiter abgesunken ist (von ca. 18 Prozent im Zeitraum zwischen 1975-1992 auf ca. 16 Prozent 1969, gleichzeitig aber auch eine Umstrukturierung stattgefunden hat:

1. Die Bedeutung der Branchen, die mit der importsubstituierenden Industrialisierung verbunden waren (Metallverarbeitung, Textil) verringerte sich drastisch, dagegen stieg die Bedeutung der Branchen, die mit dem Exportsektor verbunden waren (Chemiegrundstoffe, Zellulose, Papier, Lebensmittelverarbeitung). Diese Unternehmen sind oft Zulieferer der multinationalen Konzerne. Die gesamte Holzwirtschaft Chiles ist ein gutes Beispiel für diese Form der Subunternehmen.

2. Durch den Ankauf von Unternehmen im Verlauf der Krise 1982 siedeln sich ausländische Unternehmen primär im Exportsektor an oder in Binnenmarktsegmenten mit oligopolistischer Struktur.

3. Die Entscheidungs- und Verwaltungszentren der Unternehmen haben sich nach Santiago oder ins Ausland verlagert. Vgl. zu den Zahlenangaben: Chile Finanzas, El Sector Industrial y el Momento Economico del Pais von Felipe Lamarca, Santiago de Chile, August 1997 (<http://www.finanzas.cl.reportaj/lamarca.htm>) und die Untersuchung von Claudio Rojas Mino, El Desarrollo despues de la Crisis del Estado de Bienestar - sus Posibilidades en el Caso de Concepcion, Chile, Santiago 1995, S. 56ff.

¹² Die Außenverschuldung betrug während der Allende-Regierung zwei bis drei Mrd. US-Dollar, stieg Mitte der 70er Jahre auf fünf Mrd. US-Dollar, erreichte beim Ausbruch der Schuldenkrise über 17 Mrd. US-Dollar, wurde bis 1993 auf 13,2 Mrd. US-Dollar abgebaut, um dann wieder anzusteigen - 1996 23 Mrd. US-Dollar, 1997 26,9 Mrd. Der Löwenanteil der Verschuldung fällt mit 80 Prozent auf den privaten Sektor. Vgl. Chile Finanzas, Evolucion de la Deuda Externa al 30 De Junio de 1997, Banco Central de Chile, Internet Adresse (<http://www.finanzas.cl>) und CHIP News vom 21.9.1994; CHIP News ist ein werktäglicher Internet Nachrichtendienst aus Chile (<http://www.chip.cl>).

¹³ Peter Imbusch, Unternehmer und Politik in Chile, Frankfurt/M. 1995, S.186f. Die Studie gibt einen fundierten Einblick in wesentliche Aspekte der chilenischen Entwicklung, schwerpunktmäßig während der Zeit der Militärdiktatur.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 187. Die Spekulationen nutzten das Zinsgefälle zwischen internationaler und nationaler Ebene und die nationalen Währungsschwankungen gegenüber dem US-Dollar aus.

¹⁵ Vgl. David E. Hojman, Chile - the Political Economy of Development and Democracy in the 1990s, Basingstoke 1993, der ebenfalls faktenreich die Zeit der Militärdiktatur darstellt. Der Titel täuscht allerdings etwas über den behandelten Zeitraum, da es nicht primär um die 90er Jahre, sondern um die Phase der Militärdiktatur geht.

extrem liberale Außenhandelspolitik, die Liberalisierung der internen Finanzmärkte und die Liberalisierung der internationalen Kapitalbewegungen.¹⁶

Ab 1983 beginnt - begleitet von heftigen sozialen Protesten - die zweite Phase der ökonomischen Umstrukturierung, die wiederum in zwei Abschnitte zu gliedern ist. Der erste Abschnitt reicht bis zur Übergabe der Regierungsgewalt an die erste gewählte Regierung Frei (1990).¹⁷ Die Militärdiktatur versucht mit einem Bündel von interventionistischen und repressiven Maßnahmen den drohenden ökonomischen Kollaps zu verhindern und das Anwachsen des sozialen Protests der verarmten Teile der Bevölkerung zu kanalisieren. Sie verstaatlicht einen großen Teil der Banken, sozialisiert so die Folgen der Krise und entschuldet viele Unternehmen.¹⁸ Gleichzeitig werden gezielte Armutsbekämpfungsprogramme aufgelegt, und es erfolgt eine neue Phase der politischen Repression. Mit der erneuten Privatisierung dieser in der Krise übernommenen Unternehmen, der Neuordnung des Finanzsystems und der beginnenden Geldkapitalbildung über die Schaffung der privaten Rentenfonds, bildet sich eine stark internationalisierte Kapitalstruktur heraus, die im folgenden das chilenische Wirtschaftswunder hervorrufen wird. "Eine Konsequenz der Art und Weise der Privatisierung war, daß transnationale Konzerne einen zunehmenden Einfluß in der Ökonomie gewannen. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre wurden über 50% der Auslandsinvestitionen über sog. debt-equity-swaps getätigt."¹⁹ Schätzungen gehen davon aus, daß die Unternehmen zur Hälfte ihres Marktwertes verkauft wurden und daher für die in der Krise übriggebliebenen Grupos und das Auslandskapital sehr kostengünstig waren. In diesem Zeitraum kommt es zu einer engen Verflechtung von nationalem und Auslandskapital über Aktienbesitz und joint ventures - eine Art strategische Allianz, in der chilenische Unternehmen einen Brückenkopf für ausländische Unternehmen bilden. Die Übergabe der Regierungsgewalt an die Regierung Aylwin 1990, die Wiederherstellung des politisch-parlamentarischen Systems, findet hier eine Begründung, da die nun etablierten ökonomischen Strukturen eine politische Öffnung benötigen. Dies gilt vor allem für die Öffnung neuer Exportmärkte im Weltmaßstab und die regionale Öffnung zu den Nachbarstaaten Chiles und neuen

¹⁶ Vgl. David E. Hojman, a.a.O., S. 12.

¹⁷ Nur dieser Abschnitt der Militärdiktatur wird von Bewunderern des ökonomischen Aufschwungs gerne betrachtet und als Beweis der ökonomischen Erfolge neoliberaler Politik gefeiert. Die katastrophalen Folgen der ersten zehn Jahre des Putsches werden hingegen ausgeblendet.

¹⁸ Spöttisch wird diese "Verstaatlichung" als Ergebnis der neoliberalen Politik der "Chicagoer Weg zum Sozialismus" genannt, da sich der chilenische Staat über die mit den Banken verbundenen Unternehmensbeteiligungen und Verschachtelungen der Unternehmen plötzlich als größter Anteilseigner in der Ökonomie wiederfindet - mit einem stärkeren Gewicht als zu Zeiten der Unidad Popular. Vgl. Peter Imbusch, a.a.O., S. 189.

¹⁹ Ebd., S.193f.

Freihandelszonen (Mercosur, Mexiko, Peru).²⁰ Die sich weiter steigernden sozialen Proteste, die sich in der Ablehnung des von Pinochet abgehaltenen Plebiszits äußern, das ja auch seiner weiteren Präsidentschaft einen zivilen, politisch legaleren Anstrich geben sollte, sind der andere Grund, warum es zur Ablösung der Militärdiktatur kam.

Mit der ersten Regierungszeit der Concertation ab 1990 vertieft und beschleunigt sich der ökonomische Aufschwung und leitet den zweiten Abschnitt des chilenischen Wirtschaftswunders ein.²¹

Seit Mitte der achtziger Jahre²² erzielt Chile Wachstumsraten des BSP von über sechs Prozent. Für 1998 wird mit einem Wachstum zwischen 4,5 und 5,5 Prozent gerechnet, da die Asienkrise bisher zu starken Rückgängen in den Exportziffern geführt hat.²³ Die Inflationsrate erreicht mit vier bis sechs Prozent Werte der OECD-Länder; nach Angaben der Zentralbank wird Chile 1998 bei einer Inflationsrate zwischen vier und fünf Prozent liegen mit fallender Tendenz.²⁴ Die Exporte sind mit Raten um zehn Prozent pro Jahr in diesem Zeitraum gewachsen, wobei sich dieses Wachstum im Zeitraum 1990 bis 1995 auf über 13 Prozent gesteigert hat.²⁵ Es gibt eine immer weitere Öffnung des Landes. Der Außenhandel (Exporte und Importe) als Anteil des BIP stieg von 51% (1987) auf 69% (1990) und erreichte 78% (1994). Ebenso erfolgte eine Diversifizierung der Importländer für chilenische Waren; zur Zeit ruht das chilenische Exportwunder auf

²⁰ Im Juni 1998 unterzeichneten Chile und Peru einen bilateralen Handelsvertrag mit weitgehenden Handelsliberalisierungen. Über hundert Jahre nach dem Pazifikkrieg mit Peru und Bolivien (1879) bahnt sich eine Normalisierung der Beziehungen an. Chile hat damit in den letzten Jahren mit allen Nachbarstaaten, mit Ausnahme Boliviens, solche Verträge abgeschlossen. Vgl. CHIP News vom 25.6.98.

²¹ Anstieg der Warenexporte in US-Dollar:

1975	1,2 Mrd.
1982	3,7 Mrd.
1988	7,1 Mrd.
1996	15,4 Mrd.
1997	17,0 Mrd.
1998	15,6 Mrd. (geschätzt); wegen der Asienkrise ein Fall von sieben bis acht Prozent des Exportwerts. Vgl. Cristobal Valdes, Präsident des Verbandes chilenischer Exporteure, in: Chip News vom 17.6.98.

²² Vgl. zu den folgenden Angaben: David E. Hojman: Poverty and Inequality in Chile: Are Democratic Politics and Neoliberal Economics Good for You, in: Journal of Interamerican Studies & World Affairs, Miami 1996, Nr. 2/3; José A. Ocampo, Income Distribution, Poverty and Social Expenditure in Latin America, paper prepared for the first Conference of the Americas, convened by the Organization of American States, Washington, D.C., 6 March 1998; (<http://www.eclac.cl>); CHIP News vom 23.3.1998; Chile Finanzas, Internet-Informationen der chilenischen Zentralbank (<http://www.finanzas.cl>).

²³ Im Vergleich der Monate Januar bis Mai 1997 und 1998 ist der Exporterlös von 5,95 Mrd. Dollar auf 5,73 Mrd. Dollar zurückgegangen, ein Minus von über 200 Mio. Dollar. Vgl. Chip News v. 18.6.98.

²⁴ Vgl. Chip News v. 3.6.98.

²⁵ Quelle: The International Commodity Trade Data Base (Comtrade) of the United Nations Statistical Division (UNSTAT), Table 10 (Internetadresse: <http://www.eclac.cl>).

vier Pfeilern: Asien, EU, USA und den regionalen Märkten Lateinamerikas.²⁶

Die soziale Polarisierung schreitet fort, trotz sinkender Arbeitslosigkeit und dem Rückgang der extremen Armut.

Im Kontrast zu den ökonomischen Rahmendaten, die ein allgemeines Wirtschaftswunder signalisieren, belegt Chile bei der Einkommensverteilung den vorletzten Rang in Lateinamerika - nur noch übertroffen von Brasilien. 40% der Bevölkerung erhielten 1989 10,5% des nationalen Einkommens; dieser Wert sank trotz der Zivilregierungen bis zum Jahr 1992 auf 10,2% ab. Gleichfalls vergrößerte sich der Unterschied zwischen dem Einkommen der obersten 20% zu dem der untersten 20% der Einkommenspyramide im selben Zeitraum. In einer aktuellen Betrachtung der Einkommensverteilung²⁷ wird herausgestellt, daß diese oberen 20% der Bevölkerung 60% des gesamten Einkommens erhalten. Auch die Einkommenszuwächse durch das ökonomische Wachstum verteilen sich extrem ungleich. Auf etwa 1,4 Mio. Chilenen (etwa 10% der Bevölkerung) entfallen 61%; 12,4 Mio. Chilenen teilen sich 39%.²⁸ Durch das absolute Wachstum des BIP ist allerdings die Arbeitslosenrate - zur Zeit ca. 6% mit steigender Tendenz - und auch der Anteil der Armen in den letzten Jahren gesunken.²⁹ Die Arbeitslosenrate hat damit wieder das Ausmaß von 1970 erreicht; sie war kurzfristig durch Maßnahmen der Regierung Allende auf ca. drei Prozent (1972) gedrückt worden³⁰, während sie 1983 (Höhepunkt der Schuldenkrise) den Höchststand mit 31,3% erreicht hatte.³¹ Der Anteil der Armen³² betrug 1987 44% (fast am Ende der Militärdiktatur); zu

²⁶ Im Jahr 1996 erzielte Chile 15,3 Mrd. US Dollar für seine Exporte. Sie verteilten sich folgendermaßen:

USA	2,7 Mrd. US Dollar
Lateinamerika	3,0 Mrd. US Dollar
Europa	3,4 Mrd. US Dollar
Asien	5,1 Mrd. US Dollar
andere	0,5 Mrd. US Dollar

²⁷ In einem Positionspapier der Regierungskoalition vom Juni 1998 zur Vorbereitung auf die Präsidentschaftswahlen 1999 wird auf die wachsende Einkommensklüft zwischen Arm und Reich in Chile verwiesen. Vgl. CHIP News vom 18.6.98.

²⁸ Sara Larrain (Vorsitzende der Nichtregierungsorganisation "Sustainable Chile"), in: La Nacion vom 8.6.1998, zit. in: Chip News vom 18.6.98.

²⁹ Der forcierte Ausbau der Nichttraditionellen Exporte hat eine Masse arbeitsintensiver, saisonaler Arbeitsplätze geschaffen und bietet daher wesentlich mehr Beschäftigungsmöglichkeiten als der traditionelle Anbau und die Viehzucht. In diesen Branchen konzentriert sich ein hoher Anteil der "working poor".

³⁰ Vgl. Sven Berg, Alltag der Arbeitslosigkeit in Chile - zur Situation der Arbeitslosen in den Randsiedlungen von Santiago, in: Lateinamerika-Analysen und Berichte 1, Berlin 1977.

³¹ Alle Untersuchungen weisen trotz sonstiger Unterschiede darauf hin, daß Arbeitslosigkeit, Armut und Ungleichheit ihren Höhepunkt während der ersten elf Jahre der Militärdiktatur erreichten.

³² In der Literatur wird zwischen extremer Armut und Armut unterschieden. Im ersten Fall kann der Lebensunterhalt nicht bestritten werden, selbst wenn das ganze Einkommen nur für Nahrung ausgegeben wird. Arme können dagegen nicht alle menschlichen

Beginn der Zeit der Regierung der Unidad Popular (1970) waren es nur 20%. Nach den letzten verfügbaren Daten von 1996 ist ihr Anteil wieder auf ca. 23% gesunken, liegt damit aber immer noch über dem der Zeit der UP.³³

Im Mai 1998 stimmte der Senat einem Gesetz zur Anhebung des Mindestlohns in den nächsten drei Jahren von gegenwärtig 71.400 Pesos (158 US-Dollar) auf 100.000 Pesos (221 US-Dollar) zu. Chile hat zur Zeit einen der niedrigsten Mindestlohnsätze Lateinamerikas. Der Mindestlohn für unter 18-jährige und über 65-jährige soll von gegenwärtig 61.445 Pesos (136 US-Dollar) auf 77.404 Pesos (171 US-Dollar) angehoben werden.³⁴ Dieser Mindestlohn reicht für ca. die Hälfte des Monats und ist ein Grund dafür, warum Chile die längste Arbeitszeit der Welt hat (2.400 Stunden pro Jahr, oder anders ausgedrückt: 9,5 Stunden täglich ohne Urlaubszeit), da Zweitjobs und Überstunden zum Überleben notwendig sind.³⁵ Der Rest wird über Ratenzahlungen selbst für Bekleidung und Schuhe vorfinanziert. Ca. vier Millionen Chilenen haben entsprechende Kundenkreditkarten der Einkaufsketten. Sie sind durchschnittlich mit acht Monatsgehältern verschuldet. Ebenso sind die Lohnnebenkosten für die Unternehmen gering, da Renten und Krankenversicherungen alleine von den Versicherten bezahlt werden.

Bei den Indikatoren Kindersterblichkeit, Unterernährung und Analphabetismus rückt Chile auf den zweiten Rang in Lateinamerika hinter Argentinien (1992). Dies verweist auf das traditionell immer noch effizientere Sozial- und Erziehungssystem Chiles im Vergleich mit anderen lateinamerikanischen Ländern und auch auf die Erfolge der gezielten Armutsprogramme der Diktatur nach der Krise von 1982/83.

Die politische Entwicklung Chiles nach 1973

Das politische Spektrum Chiles wies vor dem Putsch eine Dreiteilung auf (Rechts, Mitte, Links), wobei dies jeweils etwa einem Drittel der Wähler entsprach. Während der Regierungszeit Frei (1964/69) kam es zu einer Linksverschiebung. Ein Grund dafür liegt sicher darin, daß die vom Christdemokraten Frei angekündigte "Revolution in Freiheit", die auf eine generelle Modernisierung der ökonomischen und sozialen Beziehungen setzte, und das Programm der "Allianz für den Fortschritt" (1959 maßgeblich durch die USA formuliert) quasi zum Regierungsprogramm gemacht hatte, entsprechende Erwartungen breiter Volksschichten weckte (so die

Grundbedürfnisse (Nahrung, Kleidung, Wohnung, Gesundheit, Erziehung, soziale Absicherung, Erholung usw.) abdecken, ohne sich extrem in ihren Bedürfnissen einzuschränken. Vgl. David E. Hojman, a.a.O., S. 115.

³³ Jose Antonio Ocampo, a.a.O., S. 10.

³⁴ CHIP News v. 15.5.1998.

³⁵ CHIP News v. 23.7.96; in Argentinien sind es 2.000 Arbeitsstunden, in Deutschland 1.704 Stunden.

angekündigte Landreform), mit der Durchsetzung aber an Interessengruppen des Kapitals scheiterte und damit selbst den Weg zu einer sozialen Mobilisierung öffnete. Diese internen Widersprüche in der Mitte und im rechten Spektrum der Parteien verhalfen Allende und der Linkskoalition zu einem knappen Sieg bei den Präsidentschaftswahlen und führten während der Regierungszeit der Unidad Popular zu einer Stärkung der Linken. Die Militärdiktatur verfolgte zwar primär die Anhänger und Parteien der UP, zerschlug aber auch die Hoffnung der Christdemokraten auf eine baldige Wiederherstellung des politisch-parlamentarischen Systems, weil die DC selbstverständlich davon ausgegangen war, daß sie die politische Nutznießerin dieses Putsches sein würde. Die Militärs machten auch die DC verantwortlich für die unter Allende eingetretene soziale Radikalisierung und schränkten ihre Betätigungsmöglichkeiten ein, ohne sie allerdings den selben Repressionen auszusetzen. Daher verfügte die DC als einzige Partei des Mitte-Links-Spektrums über eine intakte Parteistruktur und ist damit in der seit 1990 regierenden Concertacion (mit den Präsidenten Aylwin und Frei) der Seniorpartner dieser Koalition. Allen Spekulationen zum Trotz ist es sehr wahrscheinlich, daß auch der nächste Präsident ein Christdemokrat sein wird: Senator Andres Zaldivar, der 1981 von Pinochet des Landes verwiesen wurde³⁶, und nicht der gegenwärtige Minister für Infrastruktur und öffentliche Aufgaben Ricardo Lagos (Sozialistische Partei). Die letzten Wahlen zum Abgeordnetenhaus und Senat haben allerdings Verluste für die Concertacion und eine leichte Verschiebung der Gewichte zwischen DC und PPD/PS zugunsten letzterer gebracht, während es Gewinne für die Rechtsparteien gegeben hat und einen Stimmenzuwachs für die Reste der Linken (KP und kleine Gruppierungen).³⁷ Wichtigstes politisches Signal aber war die hohe Wahlenthaltung und die hohe Anzahl ungültiger Stimmen; etwa eine Million Chilenen hat ungültig gewählt (ca. 18 Prozent aller Wähler) Ca. 1,4 Millionen beteiligten sich nicht an den Wahlen. Dies ist eine Verdoppelung gegenüber den Wahlen

³⁶ Andres Zaldivar war jüngster Minister für Finanzen in der Regierung Frei (1964/69), hielt Brandreden gegen die Wirtschaftspolitik der Regierung Allende, heizte maßgeblich die Kapitalflucht der chilenischen Bourgeoisie ins Ausland an und untergrub das Vertrauen in die Währung.

³⁷ Bei den Wahlen im Dezember 1997 zum Abgeordnetenhaus und zum Senat gab es folgende Stimm- und Sitzverteilung: Concertacion 50,5% (DC 22,9%; PS 11,1%; PPD 12,5%; PRSD 3,1%), Rechtsparteien 36,0% (Renovacion Nacional 16,8%, Independend Democratic Union 14,4%), Linke Liste 7,4% (Kommunistische Partei und kleinere Gruppen der Linken). Die Verluste der Concertacion (minus fünf Prozent gegenüber den Wahlen 1993 gehen auf das Konto der DC. Die Rechtsparteien gewannen gegenüber 1993 drei Prozent. Die KP steigerte sich ebenfalls um ca. drei Prozent.

Im Abgeordnetenhaus (120 Abgeordnete) stellt die Concertacion 70, die Rechte 48 Abgeordnete. Im Senat (38 gewählte Senatoren auf Lebenszeit) stellen die Concertacion 20, die Rechtsparteien 18 Senatoren. Zahlenangaben: CHIP News v. 12.12.1997 und v. 15.12.1979; Pedro Holz, Die Linke 25 Jahre danach, in: *ila*, Zeitschrift der Informationsstelle Lateinamerika: Chile, Nr. 214, April 1998.

zum Abgeordnetenhaus und Senat im Jahr 1993.³⁸ Ca. 2,4 Millionen Chilenen (unter ihnen viele jugendliche Wähler) haben so ihre Unzufriedenheit mit dem politischen System und dessen Repräsentanten ausgedrückt.

"Wenn wir erfolgreich sind, wird das bedeuten, daß die Wahlen nicht sehr wichtig sein werden"

(Herman Büchi, ehemaliger Finanzminister der Militärdiktatur vor den Präsidentschaftswahlen im Dezember 1993)

Die bisherige Erfolgsbilanz der Regierungen der Concertacion gibt diesen etwas zynisch offenen Bemerkungen Büchis recht. Mit ihrem Einverständnis in die vom Militär formulierte Doktrin von der "geschützten Demokratie"³⁹ haben sie das Erbe der Diktatur angetreten. Mit der Akzeptanz der Pinochet-Verfassung, der Arbeitsgesetzgebung, des Amnestiegesetzes, der Liberalisierungen und Privatisierungen und den diesen zugrundeliegenden Investitions- und Exportförderungen sind wesentliche Rahmenbedingungen geschaffen und von der Concertacion akzeptiert worden. Dazu gehört gleichfalls die Anerkennung des chilenischen Militärs als Staat im Staate. Die bisherige politische Gestaltung bezieht sich auf geringfügige Modifikationen dieser Eckpfeiler. Auf politisch-parlamentarischer Ebene geschieht wenig ohne die Zustimmung der RN oder UDI (den beiden Rechtsparteien). Im Senat bilden die ernannten Senatoren (unter ihnen Pinochet) und die gewählten rechten Senatoren einen soliden militärischen Sperrblock. Von kleinen Gruppen der Abgeordneten eingebrachte Diskussionen um die Modifikation des Amnestiegesetzes oder um die Arbeitsgesetzgebung oder auch um Korrekturen der Verfassung tauchen in periodischen Abständen auf, um dann wieder politisch-parlamentarisch beerdigt zu werden. Wirklich erfolgreich waren die Präsidenten in ihrer Reisediplomatie, die primär dem Abschluß neuer bilateraler Handelsabkommen oder den Beitrittsverhandlungen zu regionalen Wirtschaftsräumen dienten - und damit ganz im Sinne der von der Unternehmerschaft formulierten Erwartungen an die demokratischen Regierungen waren. Der Handlungsrahmen der Regierung erstreckt sich auf die Erhöhung der Sozial- und Bildungsausgaben, wenn nicht - wie zur Zeit - Exporteinbrüche durch Budgetkürzungen kompensiert werden müssen.

Ebenso steht die Privatisierung der restlichen Staatsunternehmen an. So sollen weitere Privatisierungen bei den Wasserwerken, beim Transportsystem und bei den Häfen durchgeführt werden. Die Staatsunternehmen im

³⁸ Vgl. Chip News v. 12.12.1997, und Andres Perez Gonzalez, Ich wählte ungültig - Nichtwähler wurden bei den Parlamentswahlen im Dezember (1997) stärkste Partei, in: *ila*, a.a.O.

³⁹ "Sie (die Verfassung; P.H.) sieht für Chile ein System vor, das als geschützte Demokratie bezeichnet wird, also ein Regime mit demokratischer Fassade und starker Einflußkomponente der Streitkräfte. Es ist eine militärisch korsettierte Demokratie, in der die Streitkräfte die Funktion eines Hüters der Verfassung behalten." Reinhard Friedmann, *Chile unter Pinochet*, Freiburg 1990, S. 124.

Kupfersektor sind zwar momentan noch tabu, da das chilenische Militär mit zehn Prozent der Gewinne zusätzlich von dort alimentiert wird, aber eine größere Exportkrise und sinkende Weltmarktpreise, wie sie sich zur Zeit mit der Asienkrise andeuten, könnten den Verkauf notwendig machen.⁴⁰ Das staatliche chilenische Kupferunternehmen CODELCO würde immerhin ca. 30 Mrd. US-Dollar einbringen. Bisher wird der Einbruch in den Staatseinnahmen noch über Reserven kompensiert und das Steigen des Dollars gegenüber dem Peso wird durch Dollarverkäufe der Zentralbank abgremst. Trotzdem stellt sich die Frage nach der weiteren Tragfähigkeit des Systems. Der gewählte Wachstumspfad über den Export setzt hohe Zuwachsraten voraus. Die chilenische Zeitschrift *Analysis*⁴¹ beschreibt den Teufelskreis, den das chilenische Exportmodell in Gang gesetzt hat: "Das Modell fängt an, problematisch zu werden, denn die steigende Zahl der Exportgüter (vor allem durch die Verallgemeinerung dieser Exportorientierung in vielen Ländern dieser Welt; P.H.) zieht einen Wertverlust des einzelnen Produkts nach sich.⁴² Kaum ein Land Lateinamerikas ist so abhängig von steigenden Exportraten wie Chile. Während das Wirtschaftswachstum von durchschnittlich drei Prozent auf dem Kontinent im vergangenen Jahr in erster Linie durch die wachsende Inlandsnachfrage hervorgerufen wurde, löste in Chile der Exportzuwachs von zwölf Prozent einen Wachstumsboom von 5,5 Prozent des BIP aus. Die Binnennachfrage wurde bisher jedoch vernachlässigt (und wird durch Konsumgüterimporte gedeckt; P.H.) Nicht kaufkräftige Konsumenten, sondern billige Arbeitskräfte waren gefragt." Ergänzend ist zu bemerken, daß die ökologischen Auswirkungen in den letzten Jahren deutlich sichtbar werden. Durch die Überfischung kommt es zu stark sinkenden Erträgen, die Holzwirtschaft schädigt das südchilenische Ökosystem und die Minenproduktion mit ihren Belastungen (Blei, Arsen) für Böden, Luft und Wasser führt zu schweren Gesundheitsschäden in den nördlichen Regionen.⁴³

Daß ein offenes Export-Import-System mit seinen wechselseitigen Abhängigkeiten die Krisenhaftigkeit in Permanenz bedeutet, steht außer Frage. Chile hat aber ohne Zweifel einen zeitlichen Vorsprung gegenüber anderen lateinamerikanischen Ländern bei der Durchsetzung des neoliberalen

⁴⁰ Der Kupferpreis ist auf dem tiefsten Stand seit zwölf Jahren. Da immer noch ca. 40 Prozent der Exporterlöse durch den Kupferexport bestimmt sind, hat dieser Preisverfall gravierende Auswirkungen auf das Staatsbudget, führt zu Schließungen kleinerer Minen und der Entlassung von Arbeitern. Jeder Rückgang des Weltmarktpreises für Kupfer um einen US-Cent bringt 70 Mio. US-Dollar weniger in die Staatskasse. Vgl. *Chip News* vom 8.7.98.

⁴¹ Zit. in: *taz* v. 9.1.1992, S. 7.

⁴² Die chilenischen Exporteure versuchen daher, Waren mit besserer Qualität für höhere Preisstufen zu produzieren.

⁴³ Vgl. Elmar Römpezyk, *Chile-Modell auf Ton*, Bad Honnef 1994, der diesen Aspekten einen breiten Raum gibt. Ebenfalls: Arsenic still a Killer in northern Copper Region, in: *CHIP News* v. 3.7.1998, und zum gesamten Problemkomplex: Eduardo Silva, *Democracy, Market Economics, and Environmental Policy in Chile*, in: *Journal of Interamerican Studies & World Affairs*, Volume 38, Nr. 4, 1996.

Regimes. Seine weitere Integration in die Region und die starke Verflechtung chilenischer Unternehmen mit internationalen Investoren wirkt zur Zeit stabilisierend. Indiz hierfür ist der nach wie vor anhaltende Fluß des Auslandskapitals; vor allem in den Minensektor, die Holzindustrie, den Energie-, Transport- und Telekommunikationssektor. Hinzu kommen Regelungen des chilenischen Staates, die verhindern, daß spekulative Anlagen von Geldkapital überhand nehmen. 30 Prozent (seit Entwicklung der Asienkrise zehn Prozent) des angelegten Kapitals müssen mindestens ein Jahr in Chile verbleiben.⁴⁴ Zur internen Stabilität trägt ebenfalls das private System der Pensionsfonds (AFP) bei, das unter der Militärdiktatur ab 1983 geschaffen wurde.⁴⁵ Mit diesem Zwangssparsystem, das zur Zeit Geldvermögen der Versicherten akkumuliert, weil die chilenische Gesellschaft eine äußerst "profitable" Altersstruktur aufweist (ca. 50 Prozent der Bevölkerung sind unter 25 Jahre und die Pensionszahlungen der AFPs dadurch noch sehr gering), ist der chilenische Aktien- und Kapitalmarkt intern ausgebaut worden und hat bis vor kurzem auch zur Stabilität der Börsenkurse beigetragen.⁴⁶ Da ein Großteil des AFP-Vermögens in festverzinslichen Papieren zu halten ist, hat hier auch der chilenische Staat eine interne Finanzierungsquelle erhalten.

Die Asienkrise wird, wenn sie sich noch zuspitzt, zur ersten großen Belastungsprobe der etablierten ökonomischen Strukturen und der Concertation werden.

⁴⁴ Um den Zustrom des Auslandskapitals trotz der Asienkrise auf dem hohen Niveau der letzten Jahre zu halten (1996 vier Milliarden, 1997 fünf Milliarden US-Dollar), wurden sofort Erleichterungen für Geldanleger getroffen; so die Verringerung der Steuern für Kapitalanleger und die Minimierung der Gebühren bei Börsentransaktionen, um die Börse zu beleben. Vgl. IPSA (Chilenischer Börsenindex), Down despite Frei Initiatives, in: CHIP News vom 15.7.98. Auch die Senkung der "encaje" von 30 auf 10% durch die Zentralbank soll den Zustrom von (kurzfristigem) Geldkapital aus dem Ausland anreizen. Die "Encaje" ist ein Instrument, das ausländische Anleger zwingt, einen Teil ihres Geldes über ein ganzes Jahr in Chile anzulegen. Vgl. CHIP News v. 30.6.98.

⁴⁵ Über Entstehung und Funktionsweise vgl. den sehr informativen Artikel von Jaime Sperberg, Die Rentenreform in Chile: Kein Modell für Lateinamerika, in: Lateinamerika - Analysen-Daten-Dokumentation, Nr. 36, Hrsg. Institut für Iberoamerika-Kunde Hamburg, Dezember 1997.

⁴⁶ Die Kursverluste an der Börse haben allerdings zu Aktienverkäufen der AFPs geführt und damit die Kursentwicklung verschlechtert. Die AFPs wollen mehr in den angrenzenden Ländern anlegen, da sie bis zu zehn Prozent im Ausland investieren können. AFP-Superintendent Julio Bustamante: "We shall see a rapid and strong diversification next year into the foreign market. ... Chiles investment market has become too limited for the systems portfolio", zit. in: CHIP News v. 17.12.1996.

Sabine Kebir

Algerien zwischen Islamismus und Demokratie

Unfaßbar ist die Eskalation von Gewalt in Algerien. Dennoch bleibt der Abbruch der ersten freien Parlamentswahlen Anfang 1992 - bei denen der Sieg der Islamischen Heilsfront (FIS) sicher war - in den Augen vieler noch immer das hauptsächliche Erklärungsmuster. Um die jetzige Entwicklung realistisch zu beurteilen, ist es aber notwendig, tiefer auf die Geschichte des unabhängigen Algerien einzugehen und auch bisher wenig beachtete internationale Hintergründe zu beleuchten. Wie in anderen bevölkerungsreichen Erdölländern (Nigeria, Venezuela, Iran, Irak) hat die Anbindung eines einzigen Wirtschaftssektors an den Weltmarkt eine Technokratie erzeugt, die die Entwicklung der anderen Sektoren vernachlässigte. Denn das soziale Gleichgewicht schien in den Perioden hoher Preise für flüssige und gasförmige Kohlenwasserstoffe über die Rendite leicht zu sichern. Als die Erdölpreise fielen und damit gravierende soziale Probleme entstanden, mußte der politische Druck in Algerien besonders groß werden, da die ursprünglich sozialistische Option des Landes auch in den unterprivilegierten Schichten weitaus höhere Erwartungen geweckt hatte als in Ländern, in denen soziale Schichtungen von der Regierung nicht in Frage gestellt worden waren.

Die sozialistische Option nach der Unabhängigkeit führte zwar weder zu Vollbeschäftigung noch zu wirklicher Gleichberechtigung der Frauen, wohl aber zu einem damals in der islamischen Welt beispielhaften Sozialwesen. Den reaktionärsten und zugleich reichsten Kräften in der islamischen Hemisphäre - der arabischen Halbinsel, aber auch dem um die geistige Führung in der islamischen Welt konkurrierenden Iran - sind gesellschaftliche Solidarsysteme aber schon immer ein Dorn im Auge gewesen. Diese Kräfte haben in verdeckter Form - und deshalb vom Ausland her noch weniger als für Algerier wahrnehmbar - schon lange versucht, die Ansätze des algerischen Sozialismus zu ersticken.

Weil während des zwischen 1954 und 1962 tobenden Unabhängigkeitskrieges viele in Algerien lebende Franzosen das Land bereits verließen und ihren Besitz verkauften, befanden sich zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit bereits 52 Prozent der bearbeiteten Flächen in der Hand von wohlhabenden Algeriern. Wenn sie der Nationalen Befreiungsfront (FLN) nicht schon freiwillig Unterstützungsgelder gezahlt hatten, waren sie durch Terror dazu gezwungen worden. In die Unabhängigkeitsbewegung einbezogen, hatten sie in dieser natürlich auch politischen Einfluß und konnten deshalb 1962 nicht enteignet werden. Nur das damals fluchtartig von Franzosen verlassene Land wurde von den bisherigen Tagelöhnern besetzt und in Form von Kooperativen bewirtschaftet. Die Landbesitzer aber stellten

innerhalb der nun regierenden FLN eine sehr konservative Interessengruppe dar, die sich auf Grund des Einparteiensystems, in dem noch sozialistisch orientierte Kräfte dominierten, jedoch nicht offen artikulieren konnte. Die Geschichte des unabhängigen Algeriens ist aber nur zu begreifen, wenn man von der fortdauernden Existenz dieser beiden gegensätzlichen Pole ausgeht, die nicht nur die Einheitspartei, sondern auch die Armee in eine unsichtbare Dynamik versetzten. Rückblickend muß man sagen, daß ihre große Explosivität vor allem daher rührte, daß die Gegensätze nicht demokratisch ausgefochten werden konnten. Rasch versuchten beide Strömungen, bestimmte Bevölkerungsteile zu manipulieren und gegeneinander aufzuhetzen.

Als Houari Boumediène 1970 die Erdölquellen nationalisierte und der Staat plötzlich über enorme Deviseneinkünfte verfügte, schien sich die Möglichkeit zu einer politisch sanften Form der Agrarrevolution zu bieten: Die Großgrundbesitzer konnten großzügig entschädigt werden. Das die kleine und mittlere Industrie vernachlässigende sozialistische System verurteilte die Enteigneten aber im wesentlichen zum Dasein von Rentiers, weil es attraktive Möglichkeiten weder zur spekulativen noch zur produktiven Anlage der Kapitalien bot. So kann man sich im Nachhinein nicht wundern, daß die enteigneten Feudalkräfte sofort enge Bündnisbeziehungen mit konservativen Kräften in Saudi Arabien und den Emiraten eingingen. Und es war kein Zufall, daß sich seit Beginn der Agrarrevolution die Zahl der Moscheen plötzlich rasant vervielfachte. Sie wurden nicht nur mit den Entschädigungsgeldern erbaut, sondern vor allem mit Spenden, die aus der arabischen Halbinsel nach Algerien flossen. So baute Kuweit in den siebziger Jahren die damals 'größte Moschee Afrikas' in der ostalgerischen Stadt Constantine. Während sich der sowohl dem Sozialismus als auch dem Islam huldigende Staat abmühte, die theologische Vereinbarkeit von Agrarrevolution mit den koranischen Prinzipien zu beweisen, wurde in den neuen Moscheen gepredigt, daß der Islam jede Enteignung grundsätzlich verbiete, die Agrarrevolution somit gotteslästerlich sei.

Obwohl die Agrarrevolution durch die Lieferung moderner Technik und durch garantierte Mindestlöhne die krassesten Formen ländlicher Armut und Ausbeutung abgeschafft hatte, breitete sich rasch Unzufriedenheit aus. Durch das staatliche Handelsmonopol wurde die Initiative der Bauern gelähmt und ihre Verdienstmöglichkeiten blieben weit hinter denen in Industrie und Verwaltung zurück. Der Staat setzte ohnehin mehr auf den Ausbau der Industrie, für die mit Petrodollars allermodernste westliche Technik eingekauft wurde. Diese hochmoderne Industrie konnte aber wiederum die aus dem Kolonialismus ererbte Massenarbeitslosigkeit nicht beseitigen. Algerien leidet daher seit eh und je unter dem die westlichen Kernländer erst in den achtziger Jahren ereilenden Problem der Arbeitslosigkeit durch Rationalisierung. Da sich das Land - u.a. auch wegen der Vernachlässigung der privaten Landwirtschaft und der Kleinindustrie - weder selbst ernähren noch mit Artikeln des täglichen Bedarfs ausreichend versorgen konnte,

mußte viel importiert werden. Nicht nur die Technokratie, ein Großteil der algerischen Bevölkerung lebte also nicht von eigener Produktion, sondern von der Petrodollarrendite.

Menschen, die die Kritik am System in solche rationalen Analysen bringen wollten, fanden im Einparteiensystem weder Organisationsformen noch Medien, um sie öffentlich zu machen. Allein die Moscheen waren Orte, an denen Kritik am System formuliert werden konnte - wenn auch nur in verschleierter theologisch konservativer Form. So entstand über die religiösen Assoziationen - die einzigen, die das System legal zuließ - schon in den siebziger Jahren die erste Quelle des algerischen Islamismus. Sie wurde mit Petrodollars vom Golf so reichlich alimentiert, daß hier von einer nicht nur ideellen Gegenmacht gesprochen werden muß.

Eine zweite Quelle des Islamismus ergab sich aus der Entscheidung des Staates, das Hocharabische, die Schriftsprache des Orients, zur offiziellen und zur Sprache des Bildungswesens zu machen, obwohl es von den gesprochenen maghrebarabischen Volksdialekten so weit entfernt ist, daß eine Kommunikationsschranke besteht. Außerdem spricht etwa ein Drittel der Bevölkerung im Alltag gar kein Arabisch, sondern Berberdialekte. Da es 1962 viel zu wenige Lehrer gab, die des Hocharabischen mächtig waren, stellte der Staat zehntausende Arabischlehrer aus dem Orient ein (vor allem aus Ägypten), die in allen Stufen des Bildungssystems arbeiteten. Wenig qualifiziert und in ihren Heimatländern meist arbeitslos, hatten diese Lehrer oft in Verbindung mit den muslimischen Bruderschaften gestanden. Sie verdrängten an algerischen Schulen den einheimischen, vom Laizismus und der Toleranz geprägten Islam des Reformers Ibn Ben Badis, der seit Beginn des Jahrhunderts sogar für gewisse Modernisierungen des Geschlechterverhältnisses eingetreten war.

Schon zu Beginn der siebziger Jahre gelang es den Konservativen, eine große Fraktion von Jugendlichen - besonders aus den untersten Schichten - gegen sozialistisch orientierte Jugendliche zu mobilisieren, die nicht gegen die Agrarreform, sondern für ihre Entbürokratisierung eintraten. Besonders an der ostalgerischen Universität von Constantine nahm der in blutigen Schlachten ausgegetragen Konflikt bereits die später für das ganze Land charakteristische Form der Auseinandersetzung zwischen 'Arabophonen' und 'Frankophonen' an. In Wirklichkeit steckte bereits die durch die Sprachen und Industrialisierungspolitik erzeugte Rivalität beider Gruppen dahinter. Denn auf den äußerst schmalen und zudem von hochmoderner Technik geprägten attraktiven Segmenten des Arbeitsmarkts hatten nur diejenigen eine Chance, die neben der maghrebarabischen Volkssprache noch genügend Französisch beherrschten. Paradoxerweise fanden die, die der Staatsdoktrin gefolgt waren und sich in Hocharabisch ausbilden ließen, bestenfalls wenig attraktive Jobs als Lehrer oder in den untersten Rängen der Verwaltung. Schon bei den damaligen Auseinandersetzungen zeigte es sich, daß die konservative Fraktion des Regimes die Oberhand gewonnen

hatte, denn bei den Studentenschlachten in Constantine wurden vor allem 'linke' Frankophone in die Gefängnisse verbracht, 'arabophone' Gewalttäter aber oft verschont. Ähnlich wie in Sadats Ägypten wurde der radikale Islamismus gegen die sich formierende linksdemokratische Opposition instrumentalisiert.

Eine dritte und eine vierte Quelle des Islamismus ergaben sich schließlich Ende der siebziger Jahre durch den Afghanistankrieg, für den sich 5.000 algerische Freiwillige vom CIA in Pakistan ausbilden ließen (ein Teil davon bildet heute den harten Kern der GIA, der unnachgiebigsten Guerilla-Fraktion) und vor allem durch die iranische Revolution. Der später charismatisch werdende FIS-Führer Ali Belhadj hat berichtet, daß die Bewegung nur durch äußerste Anstrengung Massenübertritte zur Schia verhindern konnte. Dennoch ist ein starker schiitischer Einfluß bis heute in der islamistischen Guerilla zu erkennen. Der Iran ist zweifellos auch als Geldgeber aufgetreten, insbesondere seit die Beziehungen der algerischen Islamisten zur arabischen Halbinsel infolge des Golfkrieges abkühlten. (Obwohl sie zunächst für Kuwait Partei ergriffen hatten, änderten sie auf Druck der Straße ihre Position und Ali Belhadj reiste in einer ihm eigentlich nicht zustehenden algerischen Militäruniform nach Bagdad.)

Während die islamistischen Jugendbewegungen oft gewalttätig vorgingen, insbesondere gegen Frauen, die ihrer Auffassung nach gegen islamische Gebote verstießen, bildeten sich bei den linken und demokratischen Bewegungen deutlich zivilgesellschaftliche Kampfformen heraus. Widerstand gegen die der Industrialisierungspolitik konträr entgegenstehende Arabisierungspolitik kam vor allem aus der Kabylei, der größten berberisch sprechenden Region, die 1964 unter der Führung Hocine Ait Ahmeds - eines politischen Führers der Unabhängigkeitsbewegung - noch einen bewaffneten Aufstand mit dem Ziel der Autonomie geführt hatte. Obwohl in der Kabylei tatsächlich mehr französisch als in anderen Regionen gesprochen wird, steht die Berberbewegung der siebziger Jahre in erster Linie unter dem Zeichen des Kampfes für die Anerkennung der eigenen Volkssprache und -kultur, die die FLN-Einheitspolitik zum Untergang verurteilt hatte. Im Frühjahr 1980 kam es in der Kabylei zu einem wochenlangen Generalstreik der Studenten, Betriebe und Geschäfte. Ziel des 'Berberfrühlings' war nicht mehr die Autonomie, sondern die Demokratisierung des ganzen Landes. Demonstrativ forderten die Studenten von Tizi Ouzou nicht nur die offizielle Anerkennung der eigenen Sprache, sondern aller Volkskulturen, d.h. also auch der maghrebarabischen Volkssprache der Bevölkerungsmehrheit. Der 'Berberfrühling' wurde von seiten der Aufständischen ausschließlich mit Methoden wie Demonstrationen, Besetzungen, Sit Ins u.s.w. geführt. Das Regime konnte den 'Berberfrühling' aber nur beenden, indem es die Panzer auffahren ließ und einige letztlich aber nicht gehaltene Versprechungen hinsichtlich der kulturellen Liberalisierung machte.

In den siebziger Jahren bildeten sich in einigen Großstädten auch bereits Frauenbewegungen heraus, die die Beseitigung der vielfältigen, der Verfassung widersprechenden Diskriminierungen der Frauen forderte. Der Kampf dieser Frauen - der übrigens von nicht wenigen Männern unterstützt wurde - intensivierte sich, als 1979 bekannt wurde, daß die Regierung ein neues Familienrecht einführen wollte, das mehr noch als das herrschende auf islamisches Recht, d.h. auf die Scharia, rekurrierte. Hierin, aber auch in der Übergabe des Bildungswesens an eine sehr konservativ-islamische Fraktion zeigt sich bereits, daß das Regime den Islamismus nicht mehr nur integrieren wollte, sondern sich selbst bereits islamistisch orientierte.

Der nach Boumediènes plötzlichem Tod 1979 zum Regierungschef berufene Chadli Benjedid war zwar selbst kein Islamist, gab aber zum Beispiel offen zu, daß er für Algerien keine sozialistische Perspektive mehr anstrebte. Erst später ist klar geworden, daß Benjedid infolge des sinkenden Weltmarktpreises für Öl bereits Schulden aufnahm und die von ihm als vernünftige Wirtschaftsreform gepriesenen Rentabilisierungsmaßnahmen (Massenentlassungen, keine Neuerrichtung von Großbetrieben, dabei aber nur halbherzige Entbürokratisierung hinsichtlich der Möglichkeit, kleine und mittelständische Betriebe zu errichten) in Wirklichkeit bereits erste Strukturanpassungen der algerischen Wirtschaft an den globalisierten Weltmarkt darstellten. Zugleich kam es zu ersten scharfen Einschnitten in die gesellschaftlichen Solidarsysteme, insbesondere im Gesundheitsbereich. Das auch durch eine demographische Explosion (sieben überlebende Kinder pro Frau waren noch Mitte der achtziger Jahre der Landesdurchschnitt!) verursachte immer größer werdende Mißverhältnis zwischen Arbeitsplätzen und Bevölkerungszahl führte zu rasch zunehmender Verelendung, der nun oft nur noch die sozialen Werke der Moscheen gegensteuerten. (Damit hatten die Geldgeber der Moscheen - die eben zu einem Großteil von der arabischen Halbinsel stammen - ihr politisches Ziel der Zerstörung der gesellschaftlichen Solidarsysteme, d.h. die Privatisierung der Armenpflege, bereits erreicht.)

Aus der Sicht des Regimes sollte das geplante neue Familienrecht die negative Entwicklung sozial abfedern: Indem es den männlich dominierten Clan (d.h. ein weit verästeltes Erbrecht) zum Rechtsmittelpunkt machte, stellte es die endgültige Absage an das Projekt der wirtschaftlichen Autonomie der Individuen dar. Die Frauenbewegung hat in dem von ihr bis 1984 erfolgreich bekämpften, dann aber doch durchgesetzten neuen Familienrecht nicht nur die weitere Verschlechterung der Lage der Frauen erkannt, sondern zugleich ein antidemokratisches Programm, das auf eine erneute Hierarchisierung bzw. Refeudalisierung der ganzen Gesellschaft zielte.

Hinter den Kulissen führte Benjedid die bereits von Boumediène geübte Praxis fort, Gewalt islamistischer Jugendlicher gegen die wachsende de-

mokratische Opposition gewähren zu lassen. (Die unabhängige Zeitschrift *El Watan* schreibt, daß bereits zu Beginn der achtziger Jahre das Innenministerium von Islamisten unterwandert war.) Zu gewalttätigen Auseinandersetzungen kam es seit Beginn der achtziger Jahre verstärkt an der Universität Algier, in der nicht nur Berber und Frauenbewegungen agierten, sondern auch islamistische Jugendbewegungen. Letztere wiesen schon damals einen erheblichen Organisationsgrad auf. Die Universitätsmoscheen waren nicht nur Orte konspirativer Schulungen geworden, sondern auch Waffenlager (Beile, Schlagstöcke u.s.w.), die bei Schlägereien auch zum Einsatz kamen. Liebespaare oder zu leicht bekleidete Mädchen wurden immer stärkeren Repressionen ausgesetzt, wie z.B. dem Besprühen mit Vitriol oder Salzsäure. 1982 wurde der zuvor von einem selbsternannten islamischen Gericht zum Tode verurteilte Student Kamal Amzal - ein Aktivist der Berberbewegung - in der Mensa vor allen anderen geschächtet. Als es im Anschluß an diesen Mord zu Verhaftungen kam, beriefen die Islamisten ihr erstes großes Massenmeeting ein, auf dem behauptet wurde, daß nicht sie, sondern ein Provokateur des Staates Amzal getötet habe. Auf diesem Meeting sprach u.a. auch der spätere FIS-Führer Abassi Madani. Erstmals wurde ein islamistisches Programm skizziert, dessen Kernpunkt - unter dem Deckmantel der Zurückdrängung der Koedukation - die Zurückdrängung der Frauen aus dem Berufsleben und der Öffentlichkeit überhaupt war. Obwohl nur jeder zehnte Arbeitsplatz von einer Frau besetzt war, verbreiteten die Islamisten erfolgreich die These, daß mit der Beendigung der Frauenarbeit die Massenarbeitslosigkeit beendet werden könne, von der sich mittlerweile die Mehrheit der Studierenden bedroht sah, auch die frankophonen.

Daß einige islamistische Fraktionen Anfang der achtziger Jahre mit dem vom Regime zugestandenen Einfluß nicht mehr zufrieden waren, sondern die ganze Macht wollten, zeigte sich an der Errichtung einer ersten Guerilla unter Moustapha Bouyali in der Umgebung von Algier, wo sich viele Unzufriedene aus den ländlichen Regionen des ganzen Landes in der trügerischen Hoffnung angesiedelt hatten, hier zu mehr Wohlstand zu gelangen. Bouyalis Gruppe, die Anschläge auf Polizeistationen, Alkoholdepots und Einrichtungen von und für Frauen durchführten, wurde von der Bevölkerung jahrelang gedeckt. Als sich Bouyali aber auch der Unterstützung Mahfoud Nahnahs versichern wollte, eines bekannten islamistischen Dissidenten, der wegen eines Sabotageaktes im Gefängnis gesessen hatte, wurde er von diesem an die Sicherheitskräfte verraten. (Nahnah ist heute Führer der Islamischen Aktion für den Frieden - ehem. HAMAS -, eine der beiden heute legalen islamistischen Parteien.)

So gab es auch für das Regime schon zu Beginn der achtziger Jahre deutliche Anzeichen, daß sich die Islamisten mit der bisherigen Form der Integration nicht zufrieden gaben. Da dem Großteil der Jugendlichen weiterhin keine Berufsperspektiven geboten werden konnte und die Verelendung breiter Bevölkerungskreise wegen der fortgesetzt fallenden Erdölpreise

stetig fortschritt, hatten die Islamisten keine Schwierigkeiten, immer mehr Anhänger zu gewinnen. In dieser Situation verstärkte sich die Repression des Staates nicht nur gegen demokratische Kräfte, sondern auch gegen Islamisten.

Demokraten verschiedener Couleur, Aktivistinnen der Frauenbewegung, Kommunisten, Troztkisten, Berberisten, Ben Bellisten und Islamisten kamen deshalb 1985 überein, eine Liga für Menschenrechte zu gründen, um gegen die Repressionen aufzutreten. Geleitet wurde sie vom Führer des 'Berberfrühlings' von 1980, dem Arzt Said Saadi und dem Rechtsanwalt Abdenour Ali Yahia, der unter Boumediène eine zeitlang Justizminister gewesen war, inzwischen aber viele Opponenten verteidigt hatte und 1981 selbst ins Gefängnis geworfen worden war. Yahia wurde der Präsident der sofort von Amnesty International anerkannten Liga. Viele ihrer Aktivisten - darunter Said Saadi und der kabyliche Sänger Ferhat - wurden im Oktober 1985 verhaftet, gefoltert und erst 1987 begnadigt. Ähnlich wie in Tunesien und Marokko entstanden in der Folge des Versuchs, eine unabhängige Liga für Menschenrechte zu gründen, weitere Menschenrechtsligen, die aber vom Regime selbst inspiriert oder zumindest unterwandert wurden. Da diesen staatlich anerkannten Ligen aber eher Erfolg in brennenden Einzelfällen beschieden war, traten auch diesen Ligen politisch unabhängige Intellektuelle bei, wie z.B. der weltbekannte Schriftsteller Rachid Boudjedra. Aber verständlicherweise blieb ihnen die Anerkennung durch Amnesty versagt. Während und nach dem mehrtägigen Jugendaufstand von 1988, bei dem es nicht nur zu fünfhundert Todesfällen bei den Demonstrationen, sondern auch zu Massenfolterungen durch Polizei und Armee kam, haben auch diese Ligen einen so entschlossenen Kampf gegen solche Verstöße gegen die Menschenrechte geführt, daß sie sogar in der damaligen staatlichen 'Einheitspresse' dokumentiert und denunziert wurden. In diesem Protest der eigentlich noch regimееigenen Medien ist in der Tat die Geburtsstunde der freien algerischen Presse zu sehen, die sich im Jahrzehnt zuvor bereits durch ebenfalls illegale Assoziationen von Journalisten vorbereitet hatte.

Da das Regime die eigentlichen sozialen Forderungen des Jugendaufstandes nach Arbeit und Wohnung nicht erfüllen konnte (aus diesem Grunde konnte ein Großteil der Jugendlichen nicht mehr heiraten, wodurch es auch zu einer sexuellen Krise kam, die den islamischen Kulturen in der Vergangenheit vollkommen unbekannt gewesen war), konzidierte es die Einführung des Mehrparteiensystems. Es ist darauf hinzuweisen, daß Algerien seine Demokratisierung vor, das heißt unabhängig vom Zusammenbruch des Ostblocks, eingeleitet hat. Da sich Chancen für eine wieder auf Sozialismus zielende Reformierung des Systems praktisch nicht mehr boten, hat dann aber freilich sehr viel mit dem Umbruch von 1989 zu tun.

Die FLN hatte 1988 verstanden, daß die Ära des Einparteiensystems beendet war, hoffte aber, sich die Macht bequem mit den Islamisten teilen zu

können, d.h. den faktisch bereits bestehenden Zustand offiziell zu machen. Das erste Signal, daß sie bereit war, eine weitere Islamisierung der Institutionen in Kauf zu nehmen, war kurz nach dem Jugendaufstand von 1988 das offizielle Treffen Chadli Benjedids mit Abassi Madani, dem zuvor eingekerkerten charismatischen Cheikh der Islamisten, der neben Ali Belhadj bald zum offiziösen Führer werden sollte. (Vor den Parlamentswahlen 1991/1992 erklärte Benjedid dann auch öffentlich, daß er als Präsident der Republik im Falle eines Wahlsieges zur Kohabitation bereit sei. Deshalb ging der Unterbrechung der Wahlen seine Absetzung voraus.)

In wenigen Monaten entstanden an die fünfzig neue Parteien. Das neue Assoziationsrecht vom Juli 1989 legte alle Parteien auf die 'arabo-islamischen Werte' der Nation fest und verbot, daß eine Partei die Vertretung religiöser, linguistischer, sexistischer, rassistischer oder professioneller Kriterien monopolisiere. Dennoch wurde zwei Monate später die FIS zugelassen, die sich in ihrem damaligen Programmentwurf als 'globaler und allgemeiner Verweser für alle ideologischen, politischen, ökonomischen und sozialen Probleme im Rahmen des Islam nach den Vorgaben des Koran und der Sunna' bezeichnet hatte. Auch in anderen Punkten erfüllte die FIS die Bedingungen des demokratischen Assoziationsrechts nicht: Sie besaß keine gewählten Führer und kein durch einen Parteitag bestätigtes offizielles Programm. Aus diesem Grunde waren und sind die Führer dieser Partei auch stets sehr flexibel hinsichtlich der Zukunft der Demokratie in dem von ihnen versprochenen islamischen Staatswesen. Daß die Partei überhaupt in dieser Form zugelassen wurde, erklärt sich nur daraus, daß der konservative Teil der Armee sich in dieser Frage damals durchgesetzt hatte. Die Partei wurde auch nicht verboten, als Ali Belhadj auf vielen Massenmeetings erklärte, daß der islamische Staat auch dann durchgesetzt werden würde, wenn ein Großteil der algerischen Bevölkerung dabei geopfert werden müsse. In dieser Androhung zukünftiger Gewalt gegen Andersdenkende und in vollkommen demagogischen ökonomischen Versprechungen an die Volksmassen offenbarte sich der populistisch-faschistische Charakter der FIS. Der Staat verhinderte auch nicht, daß FIS-Milizen vielerorts gewalttätige Repressionen gegen Frauen ausübten, z.B. wenn sie allein oder 'nur' mit Kindern lebten, aber eine eigene Wohnung hatten oder auch nur, wenn Studentinnen nach 18 Uhr das Internat verlassen wollten. Andere Parteiführer, wie der damals noch im Hintergrund stehende Abdelkader Hachani, dienten als demokratieorientierte Reserve der Partei. Nachdem der von Belhadj und Abassi geleitete Versuch, die Partei durch einen Generalstreik an die Macht zu bringen, gescheitert war, sollte Hachani die FIS später in die ersten freien Parlamentswahlen führen.

Im Zuge der Demokratisierung zerbrach die Mitte der achtziger Jahre von den radikalen Oppositionellen gegründete Menschenrechtsbewegung, weil sich Yahia politisch den nun als 'Islamische Heilsfront' (FIS) legalisierten Islamisten zuwandte, Said Saadi aber eine dezidiert antiislamistische Partei

gründete, die besonders in der Kabylei verwurzelte 'Vereinigung für Kultur und Demokratie' (RCD). Die von Yahia immer noch geleitete Liga änderte plötzlich ihre Statuten, in denen nicht mehr die universellen Menschenrechte, sondern das islamische Recht als Grundlage der Gesellschaftsentwicklung genannt wurde. Zur Spaltung kam es, als Yahia es ablehnte, eine von Islamisten mißhandelte Frau zu verteidigen.

Der Frage, ob islamistische Gewalt in Algerien in der islamistischen Bewegung strukturell angelegt ist oder ob sie legitime Gegengewalt gegen die Repression des Regimes darstellt, spaltet bis heute die demokratischen Kräfte Algeriens. Besonders bedeutsam ist, daß nicht nur die kleine, von der charismatischen Louisa Hanoune geleitete, trotzkistisch ausgerichtete Arbeiterpartei die letztere Position vertritt, sondern vor allem auch die Konkurrenzpartei der RCD, die in der Kabylei bereits seit den sechziger Jahren illegal existierende 'Front der Sozialistischen Kräfte' (FFS) unter dem in der Schweiz lebenden Führer Ait Ahmet. Durch die Mitgliedschaft der FFS in der Sozialistischen Internationale und den Einfluß, den die Islamisten schon früh durch Ali Yahia auf Amnesty hatten, ist es weitgehend gelungen, die öffentliche Meinung im Ausland glauben zu machen, daß der islamistische Terror erst eine Folge der Unterbrechung der Wahlen und des Verbots der FIS gewesen sei. So war es auch möglich zu suggerieren, hinter den bis heute andauernden Massakern stecke ganz oder teilweise die Armee selber, wenn nicht gar ein zentraler Befehl des Regimes (obwohl dieses vor nichts mehr Sorge haben müßte als vor einem internationalen Boykott, ähnlich dem, der dem Irak auferlegt wurde). Auf diese Nachrichtenlage wirkt sich auch verhängnisvoll aus, daß die von Islamisten bereits in den siebziger und achtziger Jahren verübten Gewalttaten an Linken, Berberisten und vor allem auch an Frauen damals nicht mediatisiert wurden und westliche Journalisten auch heute kaum in Algerien selbst recherchieren, sondern sich vielmehr auf Nachrichtenquellen (z.B. auf das Internet bzw. Presseorgane) stützen, die (zumeist geschickt verdeckt) vom Golf finanziert sind oder in denen als Menschenrechtsgruppen getarnte islamistische Kreise einseitige Informationen verbreiten. Trotzisten und FFS betonen zwar immer, daß ihre Programme nicht islamistisch seien, aber ähnlich wie bedeutende Teile der iranischen Linken Ende der siebziger Jahre betrachten sie die Islamisten im Vergleich zum herrschenden Regime als das kleinere Übel und jedenfalls als das Instrument, mit dem das Regime gestürzt werden kann. Diese Linke traf 1995 im römischen Kloster St. Egidio nicht nur mit dem damals in den USA lebenden Sprecher der FIS, Anouar Haddam, sondern sogar mit Führern der FLN - ihrem ehemaligen Hauptgegner - zusammen und forderte, den Friedensprozeß durch Wiederzulassung der FIS in Gang zu bringen. Andere demokratische Gruppen, zu denen nicht nur die RCD zu rechnen ist, sondern auch viele Wähler anderer Parteien, (u.a. auch die in Ettihadi umbenannte Kommunistische Partei) halten die demokratische Bändigung der FIS nicht für möglich und treten deshalb für die militärische

Bekämpfung der Guerilla ein. Politisch setzen sie auf die weitere demokratische Reformierung des Systems, von der freilich auch sie nicht annehmen, daß sie sich im Selbstlauf vollziehen wird, sondern nur im Verlauf kontinuierliche Kämpfe der Bürgerinnen und Bürger.

Weil die Mechanismen, nach denen Guerillabewegungen funktionieren, wenig bekannt sind, ist es für die öffentliche Meinung im Westen kaum faßbar, daß die GIA gegenwärtig ausgerechnet die Bevölkerungsteile terrorisiert, die sie zu Beginn des bewaffneten Kampfes unterstützt hatten. In vielen der sogenannten 'befreiten Gebiete' bestand jahrelang Doppelherrschaft, wobei die staatlichen Ordnungskräfte oft nur noch symbolisch während des Tages präsent waren. Vor allem geriet auch das ökonomische Leben unter Kontrolle der Islamisten. Oft hatten sie nicht nur die Betriebe durch Mord und Bombenattentate lahmgelegt, sondern auch die Felder derjenigen Bauern vermint, die sie nicht unterstützen wollten. Die Familien, die sie mit Nahrungsmitteln und Dienstleistungen unterstützten, wurden von der Guerilla - die weder an Geld noch Waffenmangel leidet - angemessen bezahlt.

Einen ersten Konflikt zwischen den Unterstützern und der Guerilla stellte der Schulstreik dar, zu dem letztere Anfang September 1994 aufgerufen hatte. Obwohl die Schulhalte praktisch seit Ende der siebziger Jahre bereits eher von islamistischen als von toleranten islamischen Prinzipien geprägt sind, sollten die Eltern ihre Kinder nicht mehr zur Schule schicken, bis der Schleier für Schülerinnen und Lehrerinnen durchgesetzt, der Sportunterricht für Mädchen und der Musik- und Französischunterricht für alle abgeschafft sei. Das Kalkül, den Staat durch den Boykott seines wichtigsten Prestigeobjekts - der allgemeinen Volksbildung - zu delegitimieren, ging aber nicht auf. Gerade die Ärmsten haben keine andere Zukunftshoffnung als die Bildung ihrer Kinder. Als die Menschen auch in den 'befreiten Gebieten' ihre Kinder weiterhin in die Schule schickten, wendete sich der Terror, der zuvor vor allem den Journalisten und anderen Intellektuellen gegolten hatte, bezeichnenderweise aber kaum den wirklichen Repräsentanten des Regimes, zum ersten Mal gegen die Zivilbevölkerung. Islamistische Gruppen drangen in Schulen ein, töteten Lehrer vor ihren Schülern und Schüler vor ihren Mitschülern. 800 Schulen gingen in Flammen auf.

Daß die nun schon jahrelang kämpfenden Guerillatruppen auch erhebliche innere Spannungen durchmachten und ihre ohnehin fragwürdige ideelle Substanz dahingeschmolzen war, zeigte vor allem die erstaunliche Entwicklung, daß ihnen nun auch der Frauenraub erlaubt wurde, der nur oberflächlich durch das schiitische Ritual einer hastig vollzogenen 'Zeitehe' legitimiert wird.

Der Terror in den Schulen und der Terror gegenüber ehemaligen Unterstützerfamilien, die gezwungen sind, junge Mädchen und Frauen mit den Islamisten ziehen zu lassen, bewirkte oft, daß sich Dörfer entschlossen, die

vom Staat angebotenen Waffen anzunehmen und Selbstverteidigungsmilizen zu gründen. Nur so können die betreffenden Dörfer es wagen, der Guerilla z.B. Nahrungsmittel zu verweigern, ohne mit einer Strafaktion rechnen zu müssen. Meiner Meinung nach sind die massiven Wahlfälschungen bei den letzten Kommunalwahlen zugunsten der Regierungspartei, der 'Nationalen Vereinigung für Demokratie' (RND), vor allem darin begründet, daß die Armee über die Bürgermeister die Verwendung der mittlerweile zahlreichen verteilten Waffen unter Kontrolle halten will. Ein Teil der Dörfer lehnt die Bildung von Selbstverteidigungsmilizen freilich immer noch ab, weil sie selbst Männer bei der Guerilla haben und sich daher geschützt fühlen - eine oft trügerische Hoffnung. Insofern ist jetzt die fatale Situation entstanden, daß Staat und Armee durch die Ablehnung von Selbstverteidigungswaffen davon ausgehen können, daß ein Dorf noch immer die Guerilla beherbergt, unterstützt, und/oder von dieser erpreßt wird. Aus dieser Perspektive kommt es zweifellos auch zu Repressionen gegen Dorfbewohner von seiten der Armee.

Von verschiedener Seite wird wohl richtig bemängelt, daß die Armee wiederum nicht genügend Anstrengungen unternimmt bzw. auch nicht genügend Mittel bekommt, die eigentliche Guerilla wirksam zu bekämpfen und die zwischen die Fronten geratene Zivilbevölkerung ausreichend zu schützen. Eigentlich war es vorhersehbar, daß die früher vom bewaffneten Arm der FIS, der AIS, beherrschten Gebiete nach dem Waffenstillstand, den diese im vergangenen Sommer erklärt hatte, besonders gefährdet sein würden. Weil sich wesentliche Teile der AIS mit den Regierungstruppen gegen die GIA (die bis heute keinen Waffenstillstand will) im Zentrum zusammenschlossen, blieben ehemalige Unterstützer der AIS in Westalgerien ohne Schutz und wurden von sofort einsickernden GIA-Truppen aus dem Zentrum erbarmungslos hingemetzelt.

Noch ist nicht absehbar, wie und ob die Gewalt gestoppt werden kann, denn ihre eigentliche Ursache, die soziale Perspektivlosigkeit großer Teile der algerischen Jugend, wird nicht beseitigt. Im Gegenteil, der Westen gratuliert dem algerischen Staat, daß er sich als Musterschüler der Strukturanpassungsprogramme von IWF und Weltbank erwiesen hat. Ich plädiere daher dafür, daß die algerische Krise im Westen nicht nur unter theologischen oder innenpolitischen Gesichtspunkten diskutiert wird, sondern auch als in vielen Weltgegenden greifende katastrophale Auswirkung des herrschenden Weltwirtschaftssystems. Es hat in den ärmeren Teilen der Welt schon Jahrzehnte früher als im Westen zur Ausgrenzung immer größerer Menschenmassen aus den ökonomischen Systemen geführt. Aus politischer Sicht ist Algerien nicht vom Kampf zwischen Sozialismus und Kapitalismus zerrieben worden, sondern vielmehr von zwei in Wirklichkeit verbündeten Kräften der Globalisierung: vom Erdölhunger des Westens und vom Hegemoniestreben der arabischen Halbinsel.

Menschenrechte und Großmachtpolitik

Vor einem halben Jahrhundert kam es erstmalig in der Geschichte zur internationalen Verankerung der Menschenrechte. In Art. 1 Ziff. 3 der Charta der Vereinten Nationen wurde als einer der Zwecke der Organisation postuliert, eine internationale Zusammenarbeit herbeizuführen, um "die Achtung der Menschenrechte und der Grundfreiheiten für alle, ohne Unterschied von Rasse, Geschlecht, Sprache und Religion zu fördern und zu stärken"¹. Näher ausgestaltet wurde diese Zielbestimmung in der historischen Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte vom 10. Dezember 1948², deren 50. Jahrestag bevorsteht. Die 30 Artikel dieser Erklärung enthalten einen relativ hohen Standard von Grundfreiheiten und von politischen, bürgerlichen, wirtschaftlichen und sozialen Rechten. Allerdings ist sie als Resolution der Generalversammlung nicht juristisch verbindlich, sondern eine Empfehlung von großer politischer Bedeutung, deren Einhaltung aber dem politischen Willen der UNO-Mitglieder anheim gestellt ist. Im gleichen Jahr wurde die - juristische verbindliche - Konvention zur Verhütung und Bestrafung des Völkermordes³ abgeschlossen. Sie trat 1955 in Kraft.

Dieser progressive Durchbruch im Völkerrecht zur internationalen Proklamation der Menschenrechte ist durch den damals noch nachwirkenden antifaschistisch-demokratischen Impetus des Kampfes und Sieges der Antihitler-Koalition im II. Weltkrieg und durch die schreckliche Erfahrung des Holocaust und anderer Nazi-Verbrechen zu erklären. Mit ihr sollte eine völkerrechtliche Schranke gesetzt werden, damit niemals wieder politische Regime entstünden, in denen sich Aggressivität nach außen mit Terror nach innen verbindet.

In den Nürnberger und Tokioter Prozessen und Urteilen wurde die Probe aufs Exempel gemacht. Die deutschen Nazi-Größen wurden nicht nur wegen Verbrechen gegen den Frieden und Kriegsverbrechen dem Galgen überantwortet oder ins Gefängnis gesteckt, sondern auch wegen ihrer Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Unter letzteren wurden im Statut des Internationalen Militärtribunals verstanden: "Mord, Ausrottung, Versklavung, Deportation und andere unmenschliche Handlungen, begangen an irgendeiner Zivilbevölkerung vor oder während des Krieges, Verfolgung aus politischen, rassischen oder religiösen Gründen, begangen in Ausführung eines Verbrechens oder in Verbindung mit einem Verbrechen, für

¹ Menschenrechte - Ihr internationaler Schutz, Beck-Texte im dtv, 3. Auflage, S. 2.

² Ebenda, S. 5 ff.

³ BGBI II 1954, S. 729.

das der Gerichtshof zuständig ist, und zwar unabhängig davon, ob die Handlung gegen das Recht des Landes verstieß, in dem sie begangen wurde, oder nicht."⁴

Es ist erstaunlich, daß zwei Jahrzehnte später - 1966 mitten im Kalten Krieg - die beiden Internationalen Pakte über bürgerliche und politische Rechte⁵ sowie über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte⁶ zustande kamen. Sie sind völkerrechtlich verbindlich; es fehlt jedoch ein Mechanismus zu ihrer Umsetzung bzw. er ist äußerst schwach ausgestaltet. Bezeichnend ist, daß die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte lediglich als Zielvorgaben formuliert sind, die "nach und nach" erreicht werden sollen.

Daß die beiden Pakte überhaupt verabschiedet wurden, hängt wohl mit dem Zusammenbruch des imperialistischen Kolonialsystems und dem Aufschwung der Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt zusammen. Darauf deutet auch hin, daß in Art. 1 beider Pakte das Recht aller Völker auf Selbstbestimmung verankert und damit ein Wechselverhältnis von Selbstbestimmung und Menschenrechten ausgeformt wurde: "Kraft dieses Rechts entscheiden sie [die Völker] frei über ihren politischen Status und gestalten in Freiheit ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung. ... Alle Völker können für ihre eigenen Zwecke frei über ihre natürlichen Reichtümer und Mittel verfügen. ... In keinem Fall darf ein Volk seiner eigenen Existenzmittel beraubt werden."

Die politischen Hauptakteure dieser Welt ließen und lassen sich Zeit beim Anschluß an die Pakte. Sie traten erst 1976 in Kraft. Der Beitritt Frankreichs erfolgte 1981. Die USA traten erst 1992 dem Pakt über die politischen Rechte bei. Dem Pakt über die sozialen Rechte gehören sie bis heute nicht an. China ist bisher keinem der beiden Pakte beigetreten. Es wird berichtet, daß der Beitritt zum Pakt über die sozialen Rechte bevorsteht. Er ist aber noch nicht vollzogen.

Die in den beiden Pakten und in weiteren universalen und regionalen Verträgen⁷ statuierten Menschenrechte sind keineswegs das non-plus-ultra rechtlicher Gestaltung einer auf Emanzipation orientierten menschlichen Entwicklung. Und doch sähe die Welt ganz anders, wesentlich gerechter aus, wenn diese Rechte verwirklicht würden. Es sei hier nur Art. 11 des Paktes über soziale Rechte angeführt: "Die Vertragsstaaten erkennen das Recht eines jeden auf einen angemessenen Lebensstandard für sich und seine Familie an, einschließlich ausreichender Ernährung, Bekleidung und

⁴ Völkerrecht, Dokumente Teil 1, Berlin 1980, S. 147.

⁵ BGBI 1973 II, S. 1534.

⁶ BGBI 1973 II, S. 1570.

⁷ Für Europa ist besonders die Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten vom 4.11.1950 mit ihren Zusatzprotokollen von Bedeutung. Bezeichnend ist, daß es für die Europäische Union auch nach der Wirtschafts- und Währungsunion keinen vereinbarten Grundrechtskatalog gibt.

Unterbringung, sowie auf eine stetige Verbesserung der Lebensbedingungen."

*

Die Wirklichkeit ist anders. Die Menschenrechte wurden und werden in allen Teilen dieser Welt tagtäglich negiert, ja mit Füßen getreten. Eine der Ursachen für das Scheitern des realen Sozialismus und seinen Untergang bestand zweifellos darin, daß Menschenrechte mißachtet und verletzt wurden. Diejenigen Staaten, die sich in aller Welt als Verfechter der Menschenrechte aufspielen, darunter die USA und Deutschland, sind bei der Verwirklichung der Menschenrechte im eigenen Land durchaus nicht vorbildlich. In Deutschland sind Verletzungen der Menschenrechte gegenüber Ausländern und ehemaligen Bürgern der DDR ständige Praxis. Hinter Not und Hunger in der Dritten Welt stehen systematische Verweigerungen elementarer Menschenrechte. In Ruanda arteten menschenrechtswidrige Zustände in Völkermord aus.

Es ist klar oder sollte klar sein, daß die Staaten nicht - im Namen der Prinzipien der Souveränität und der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten - tatenlos zuschauen können, wenn Menschenrechte gröblich verletzt werden.

Das ist die eine Seite.

Die andere Seite besteht darin, daß die Menschenrechtsfrage durch die USA und die NATO als Instrument des Kampfes gegen den realen Sozialismus und die Unabhängigkeit von Staaten der Dritten Welt, als Vehikel zur Durchsetzung hegemonialer Interessen mißbraucht wurde und wird und daß dabei immer öfter militärische Gewalt eingesetzt wird. Wir halten dies für eine außerordentlich gefährliche Entwicklung, die als Menschenrechtsimperialismus gekennzeichnet werden kann.

Was die Vergangenheit betrifft, wollen wir uns auf eine Aussage von Henry A. Kissinger in seinem Buch "Die Vernunft der Nationen" berufen. Nachdem er bereits der Nixon-, Ford- und Carter-Administration die Instrumentalisierung der Menschenrechte bescheinigt hat, schreibt er zur Reagan-Administration: "Reagan und seine Berater indessen gingen noch weiter. Sie betrachteten die Menschenrechtsproblematik als ein Werkzeug zum Sturz des Kommunismus und zur Demokratisierung der Sowjetunion..."⁸. Dieses Konzept ist aufgegangen. Die Menschenrechtskampagne des Westens hat einen nicht unerheblichen Beitrag dazu geleistet, daß das Ziel sogar überboten wurde. Dem "Sturz des Kommunismus" folgte die Auflösung des Warschauer Vertrags und der Sowjetunion. Der sogenannte Korb 3 der Schlußakte von Helsinki über Zusammenarbeit in

⁸ Henry A. Kissinger, Die Vernunft der Nationen, Berlin 1994, S. 857.

humanitären und anderen Bereichen⁹ hat in den Händen der USA und ihrer Verbündeten seinen Beitrag dazu geleistet.

Seit dem Ende des realen Sozialismus häufen sich die Fälle, wo die USA und die NATO mit militärischer Gewalt auf Menschenrechtsverletzungen in anderen Ländern reagieren. Man nennt das "humanitäre Intervention", die als angeblich letztes Mittel zur Befriedung und zur Rettung von Menschenleben notwendig und gerechtfertigt sei.

Wir halten die militärische Gewalt gegen andere Länder für ein völlig ungeeignetes Mittel zur Durchsetzung von Menschenrechten. Die Androhung und Anwendung von Gewalt in den internationalen Beziehungen ist nach Art. 2 Ziff. 4 der Charta der Vereinten Nationen verboten. Die "humanitäre Intervention" ist also völkerrechtswidrig.

*

Die Instrumentalisierung der Menschenrechte vollzieht sich nach einem ideologischen Raster, das durchschaubar gemacht werden muß, weil es die Eigensüchtigkeit der Absichten und Vorgehensweisen entlarvt und die Apologie der Argumente sowie die Selbstgerechtigkeit ihrer Protagonisten aufdeckt.

Erstens wird das Recht, werden die Menschenrechte vom Staat, von der Politik getrennt. Tatsächlich ist Recht, auch Völkerrecht, gesellschaftliches Produkt, Ergebnis sozialer Auseinandersetzungen, vom Staat (von den Staaten) gesetzt oder sanktioniert. Allerdings gewinnt es dann eine gewisse Eigenständigkeit, wirkt seinerseits auf die Gesellschaft, auf die Politik.

Diese Trennung führt zu einer Mythisierung des Rechts. Es erscheint über-irdischen Ursprungs. Die Frage nach der demokratischen Legitimation verschwindet. Gerichtsurteile legitimieren sich gleichsam selbst. Im anglo-amerikanischen Rechtskreis haben diese Vorstellungen schon länger eine besondere Rolle gespielt. Sie spiegelten dort das stark gerichtsdominierte common law wider. Die Trennung des Rechts von den Staaten im Völkerrecht könnte eine, die Einzelstaaten völlig ausschaltende Rechtssetzung durch Gerichte und Rechtsdurchsetzung durch Krisenreaktionsstreitkräfte decken, wie dies gegenwärtig durch die USA und die NATO in Bosnien vorexerziert und für den serbischen Kosovo geplant wird.

Zweitens werden die Menschenrechte aus dem Bestand des allgemein anerkannten Völkerrechts herausgelöst, vor allem von den Prinzipien des Völkerrechts isoliert. Völkerrecht wird auf Menschenrechte reduziert. Die verbindlichen und in der Charta der Vereinten Nationen verankerten Prinzipien der souveränen Gleichheit, der Nichteinmischung, der gleichberechtigten Zusammenarbeit und des Gewaltverbots interessieren kaum noch.

⁹ Vgl. Dokumente der KSZE, Beck-Texte im dtv, 1993, S.45 ff. und die Nachfolgedokumente von Belgrad, Madrid, Stockholm, Wien und Kopenhagen, ebenda.

Es wird negiert, daß die Menschenrechte nur im Rahmen und unter Beachtung dieser Prinzipien verwirklicht werden können. Die Charta der Vereinten Nationen stellt die Menschenrechte in den Kontext der internationalen Zusammenarbeit der Mitgliedsstaaten¹⁰, nicht in den der Konfrontation. Nach der Deklaration über die Prinzipien des Völkerrechts - von der Generalversammlung 1970 im Konsens angenommen - "arbeiten die Staaten zusammen, um die allgemeine Achtung und Wahrung der Menschenrechte und Grundfreiheiten für alle sowie die Abschaffung aller Formen der Rassendiskriminierung und der religiösen Intoleranz zu sichern"¹¹.

Drittens wird die Einheit der Menschenrechte zerstört. Sie werden zweigeteilt. Und zwar in die politischen und bürgerlichen Rechte einerseits und in die wirtschaftlichen und sozialen Rechte andererseits. Die angeblichen Menschenrechtsverfechter interessieren sich nur für die politischen und bürgerlichen Rechte. Die wirtschaftlichen und sozialen Rechte sind ihnen gleichgültig, ja ihre Rechtsqualität wird geleugnet. Arbeitslosigkeit z. B. ist jedoch nicht nur ein sozial-ökonomischer Tatbestand, sondern auch eine dem Kapitalismus systemeigene permanente und schwerwiegende Menschenrechtsverletzung. Die durch Hunger, Aids, Drogen und andere Gebrechen der kapitalistisch verfaßten Welt verursachten Tötungen werden überhaupt nicht als Menschenrechtsverbrechen reflektiert, obwohl sie die Ausmaße von Völkermorden übersteigen.

Die Menschenrechte stehen im Verhältnis wechselseitiger Bedingtheit und bilden insofern eine Einheit, die nicht zerrissen werden darf. Politische und bürgerliche Rechte sind unabdingbar und können nicht durch wirtschaftliche und soziale Rechte kompensiert werden. Das haben wir in der DDR schmerzhaft erfahren müssen. Aber diese Rechte - das erfahren wir jetzt in der deutschen Einheit nicht weniger schmerzlich - hängen zu einem guten Teil in der Luft frommer Einbildung und werden von den ehemaligen Bürgern der DDR zwar als willkommen, aber doch begrenzter Gewinn an Freiheit erlebt, weil sie nicht hinreichend durch soziale Rechte und deren Verwirklichung untermauert sind. Die armen Teufel dieser Welt, Hungernde, Obdachlose, verwahrloste und zu Krankheit und Tod verdamnte Kinder, rechtlose Frauen und der Armut ausgelieferte Alte sind keine freien Menschen, auch wenn sie formell im vollen Besitz der bürgerlichen und politischen Rechte sind. Andererseits sind Menschen nicht wirklich frei, wenn sie zwar sozial gesichert, aber politisch entmündigt sind.

Viertens werden die so reduzierten Menschenrechte auf einen Pauschalatbestand gebracht, der nur noch ganz allgemein die Menschenrechtsverletzungen kennt, ohne auf völkerrechtlich vereinbarte, also zwischenstaatlich gesetzte konkrete Normen, die verletzt wurden, zu rekurrieren. Die

Menschenrechte werden damit in die juristisch dubiose, weil nirgendwo im Völkerrecht verankerte und politisch willkürlich auslegbare Sphäre des Naturrechts verwiesen. Man muß nicht mehr beweisen - wie rechtsstaatlich erforderlich -, daß diese oder jene im Völkerrecht eindeutig definierten Tatbestände vorliegen, sondern kann sich auf die "Idee" der Menschenrechte berufen und auf allgemeine Vorwürfe beschränken. Diese Methode erleichtert es, westlich orientierte und tradierte Vorstellungen von den Menschenrechten in andere Gesellschaftsverhältnisse und Kulturkreise hinein zu oktroyieren. Die Konstituierung von Menschenrechten im Prozeß der europäischen Aufklärung, der amerikanischen Unabhängigkeitskämpfe und der bürgerlichen Revolutionen ist zweifellos eine große historische Erungenschaft von Weltbedeutung. Aber es widerspricht der "Idee" dieser Menschenrechte diametral, sie mit Druck und Gewalt weltweit auszubreiten.

Die Universalität der Menschenrechte besteht nicht im globalen Gültigkeitsanspruch westlicher Vorstellungen. Man muß bedenken, daß mehr als 120 Staaten an der Ausarbeitung der Menschenrechtsdeklaration von 1948 nicht beteiligt waren, weil sie damals noch nicht existierten. Die Universalität der Menschenrechte muß als ein Prozeß friedlicher Zusammenarbeit verstanden werden, als eine Anstrengung dafür, daß möglichst alle Staaten die schon bestehenden Verträge ratifizieren, sich an der Ausarbeitung weiterer Verträge beteiligen und die übernommenen Verpflichtungen erfüllen. Universalität der Menschenrechte ist kein abstraktes Prinzip, sondern die Verbindlichkeit konkreter Normen in der Charta der Vereinten Nationen für alle Staaten und in anderen Verträgen für diejenigen Staaten, die Partner dieser Verträge sind.

*

Nach wie vor ist die Verwirklichung der Menschenrechte - wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend - eine Sache des betreffenden Staates. Das geltende Völkerrecht erlaubt es keinem Staat und keiner Staaten-Gruppe - auch nicht den Vereinten Nationen - sich in Angelegenheiten einzumischen, die ihrem Wesen nach zur inneren Zuständigkeit eines Staates gehören.¹² Die Menschenrechte können von der Natur der Sache her nur durch *innerstaatliche* politische, ökonomische, soziale und rechtliche Anstrengungen und Garantien verwirklicht und gesichert werden. Dies liegt im Bereich der Souveränität jedes Staates und des Selbstbestimmungsrechts jedes Volkes.

¹² Art. 2 Ziff. 7 der Charta bestimmt: "Aus dieser Charta kann eine Befugnis der Vereinten Nationen zum Eingreifen in Angelegenheiten, die ihrem Wesen nach zur inneren Zuständigkeit eines Staates gehören, oder eine Verpflichtung der Mitglieder, solche Angelegenheiten einer Regelung auf Grund dieser Charta zu unterwerfen, nicht abgeleitet werden; die Anwendung von Zwangsmaßnahmen nach Kapitel VII wird durch diesen Grundsatz nicht berührt."

¹⁰ Vgl. die Art. 1, 13, 55 und 56.

¹¹ Völkerrecht, Dokumente Teil 3, Berlin 1980, S. 709.

Die Menschenrechtsfrage ist insoweit keine ausschließlich innere Angelegenheit, als die Staaten völkerrechtliche Verpflichtungen auf diesem Gebiet übernommen haben. Kein Staat kann sich auf seine Souveränität und auf das Nichteinmischungsprinzip berufen, um sich seiner völkerrechtlichen Verpflichtungen auf dem Gebiet der Menschenrechte zu entziehen. Die anderen Staaten - soweit sie für sich dieselben Verpflichtungen übernommen haben - und die Vereinten Nationen im Rahmen ihrer Zuständigkeiten und Befugnisse können von dem betreffenden Staat die Einhaltung seiner völkerrechtlichen Verpflichtungen auf diesem Gebiet verlangen. Sie können sich dabei der im jeweiligen Vertrag festgelegten Implementierungs- und Kontrollverfahren bedienen. Sie können andere völkerrechtlich zulässige Schritte unternehmen. Die Vereinten Nationen sind kein Suprastaat mit Polizei- und Richterfunktionen, der in die Einzelstaaten beliebig hineinregieren kann. Und diese Funktionen stehen schon gar nicht den USA und der NATO zu.

*

Wie soll sich aber ein Staat verhalten, wenn seine Bürger, die sich in einem anderen Staat aufhalten, wegen dortiger menschenrechtsgefährdender Unruhen an Leib und Leben bedroht sind? Hat der Heimatstaat nicht das Recht und vielleicht sogar die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, seine Bürger aus solchen Gefährdungen, wenn es denn sein muß, auch mit militärischer Gewalt "herauszuhauen"?

Ein ungueter Präzedenzfall¹³: In der Zeit, als in Albanien bürgerkriegsähnliche Zustände herrschten, nämlich am 13. März 1997, drangen deutsche Soldaten per Hubschrauber in albanisches Territorium ein, um Deutsche und Bürger anderer Länder herauszuholen. Es wurde geschossen. Daß es keine Toten und Verletzten gab, war reiner Zufall. Eine Zustimmung der albanischen Regierung zu dieser Aktion lag nicht vor. Deutschland handelte im Alleingang. Weder die UN noch die NATO wurden vorher gefragt. Das soll erklärtermaßen eine übliche Art und Weise des Umgangs mit komplizierten Situationen werden. Die Bundeswehr wird darauf vorbereitet. Sind solche Aktionen juristisch, moralisch und politisch zu rechtfertigen?

Sie sind völkerrechtswidrig. Von dem strikten Gewaltverbot der Charta gibt es nämlich nur zwei Ausnahmen: Das Recht auf Selbstverteidigung gegen einen bewaffneten Angriff¹⁴ und Zwangsmaßnahmen des Sicherheitsrates der UN, wenn dieser eine Bedrohung oder einen Bruch des Friedens oder einen Aggressionsakt festgestellt hat¹⁵. Diese Ausnahmen

¹³ Dazu: Gregor Schirmer, Die Linken und der deutsche Handstreich in Tirana, Disput 5/97, S. 34.

¹⁴ Dieses Recht ist in Art. 51 der Charta festgelegt.

¹⁵ Vgl. dazu Kapitel VII der Charta.

waren beim deutschen Handstreich in Albanien nicht gegeben. Wir halten es auch aus moralischen Gründen nicht für akzeptierbar, daß ein Staat unter Hinwegsetzung über geltendes Recht mit bewaffneten Kräften in ein anderes Land gegen dessen Willen und ohne dessen Erlaubnis eindringt, um tatsächlich oder angeblich an Leib und Leben gefährdete Staatsbürger und Angehörige anderer Staaten zu retten. Wer entscheidet darüber, ob überhaupt eine solche Bedrohung vorliegt und ob kein anderer Weg als die militärische Gewalt übrig bleibt? Wer kann ausschließen, daß aus solchen Aktionen nicht handfeste Kriege erwachsen?

*

Was aber soll sein, wenn in einem Land die Menschenrechte systematisch massenhaft und schwerwiegend verletzt werden - bis hin zum Völkermord? Solche Fälle sind keine inneren Angelegenheiten der betreffenden Staaten. Muß da die Staatengemeinschaft nicht schleunigst und wirkungsvoll - also mit allen, auch militärischen Mitteln - eingreifen? Bei der Beantwortung dieser nicht ganz einfachen Frage muß man nach unserer Meinung folgendes bedenken:

Erstens. Wer interveniert da eigentlich? Das sind - wie sich zeigt - regelmäßig die Mächtigen dieser Welt, nicht die Schwachen. Die Interventen sind die USA, die NATO und andere westliche Staaten. Nur sie sind militärisch, ökonomisch und finanziell überhaupt in der Lage, Aktionen im Stile des Golfkriegs oder der Intervention in Somalia oder der Bosnien-Aktion durchzuführen. Auch wenn das militärische Eingreifen durch Beschlüsse des Sicherheitsrates gedeckt ist, intervenieren im Grunde doch die Veto-Mächte USA, England und Frankreich mit ihren Verbündeten in der NATO, bei Mitwirkung oder Duldung der Veto-Mächte Rußland und China sowie einer Reihe nichtständiger Mitglieder des Sicherheitsrats, die von den Westmächten mehr oder weniger stark abhängig sind. Das läuft auf einen Weltzustand hinaus, wo eine kleine Gruppe mächtiger Staaten sich als Polizist und Richter über den Rest der Welt aufspielt.

Zweitens. Gegen wen wird interveniert? Natürlich sind die Objekte der Intervention niemals die kapitalistischen Großmächte, die Mitglieder der NATO oder der EU. Wer könnte und wollte schon gegen England militärisch vorgehen, weil es Menschenrechte in Nordirland mißachtet? Und das geschwächte Rußland? Natürlich kommt niemand auf die Idee, die Menschenrechtsverletzungen in Tschetschenien mit militärischem Eingreifen gegen diese Atom- und Veto-Macht durchzusetzen. Und China? Nur Zurückgebliebenen mit dem Gedanken spielen, den Menschenrechten im Tibet durch militärische Gewalt von außen zum Durchbruch zu verhelfen. Auch kleine und relativ schwache Staaten können sich vor militärischen Interventionen sicher fühlen, wenn und solange eine Großmacht ihre schützende Hand über sie hält. Musterbeispiel ist das von den USA beschirmte Israel. Nein, letztenendes bleibt als mögliches Objekt der Intervention nur

eine kleine Anzahl schwacher und von Gott und allen guten Verbündeten verlassener Staaten übrig. Und selbst unter diesen Staaten wird selektiert. Ob und wo militärische Gewalt gegen Menschenrechtsverletzungen aufgeföhren wird, entscheidet sich nicht nach der Schwere der Verletzungen, sondern nach politischer Opportunität und wirtschaftlichen Interessen.

Drittens. Welche Gründe müssen vorliegen, um militärische Interventionen zu rechtfertigen und *wer entscheidet*, ob solche Gründe im Einzelfall gegeben sind? Es gibt keine Völkerrechtsnorm, die solche Gründe einigermaßen objektiv handhabbar bestimmt. Der Sicherheitsrat kann nach Art. 39 der Charta militärische Maßnahmen beschließen, wenn eine Bedrohung oder ein Bruch des Friedens vorliegt. Aber unter welchen Umständen sind Menschenrechtsverletzungen zugleich Friedensbrüche oder Friedensbedrohungen? Das ist eine rein politische Entscheidung des Sicherheitsrates, also wiederum der fünf Veto-Mächte, zu der noch die Zustimmung von vier nichtständigen Mitgliedern kommen muß. Der Tatbestand des Völkermords ist in der Konvention von 1948 zwar definiert; es ist festgelegt, daß Völkermord zu bestrafen ist, gleichgültig ob die Täter "regierende Personen, öffentliche Beamte oder private Einzelpersonen sind". Aber die Konvention enthält keine Auflassung zur Anwendung militärischer Gewalt als Antwort auf Völkermord. Es gibt keine abgesicherten Kriterien. Die Gründe für militärisches Eingreifen definieren die Interventen, und das Vorliegen solcher Gründe im Einzelfall bestimmen ebenfalls die Interventen. Imperialistischer Willkür im Namen der Menschenrechte sind Tür und Tor geöffnet.

Viertens. Zu wessen Gunsten und in wessen Interesse wird militärisch interveniert? Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß militärische Interventionen, wie die der Sowjetunion in Afghanistan, Vietnams in Kambodscha unter der Terrorherrschaft Pol Pots oder der USA in Somalia Menschenleben gerettet haben und insofern zugunsten der Menschenrechte der vom Tod durch Hunger und Terror Bedrohten wirkten. Aber in allen diesen und anderen Fällen war der vorgegebene Altruismus der Interventen bloß eine Begleiterscheinung höchst egoistischer Bestrebungen nach Ausdehnung von politischer und militärischer Macht, nach Sicherung von ökonomischen Einflusssphären usw.

*

Wenn wir militärische Gewalt als Mittel zur Durchsetzung von Menschenrechten ablehnen, dann heißt das nicht, daß wir andere - nichtmilitärische - Mittel absolut ausschließen. Das Völkerrecht stellt solche "zivilen" Mittel bereit, wie politisch-diplomatische Schritte, Verhandlungen, Untersuchungen und Vermittlungen usw. Es sind ökonomische Sanktionen denkbar, wie Handelsembargo, Unterbrechung von Verkehrsverbindungen usw. Der Abbruch diplomatischer Beziehungen und die politische Isolation in internationalen Organisationen gehören ebenfalls zu diesen Mitteln. Dieses

friedliche, nichtmilitärische Arsenal wurde bisher in keinem Fall ausgeschöpft, bevor man zu den Waffen griff. Wir sind uns der Zwiespältigkeit solcher "ziviler" Reaktionen bewußt. Sie sind nicht eo ipso zu billigen. Auch sie unterliegen machtpolitischen Erwägungen. Oft richten sie sich eher gegen die Menschen, deren Rechte durchgesetzt werden sollen, als gegen die Machthaber, die diese Rechte mißachteten. Auch die genannten Mittel werden willkürlich und selektiv gehandhabt. Es gibt keine Garantie, daß sie zum Erfolg, also zu einer Verbesserung der Menschenrechtslage im jeweiligen Land führen. Aber nichtmilitärische Mittel sind allemal humaner als Waffengewalt und Krieg im Namen der Menschenrechte.

Gegenwärtig setzt man große Hoffnungen auf eine internationale Strafgerichtsbarkeit. Ein internationaler Strafgerichtshof soll nach völkerrechtlich vereinbarten Normen schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen durch Urteile gegen die Verletzer ahnden und diese Urteile sollen vollstreckt werden. Wir betrachten solche Bestrebungen mit Skepsis. Zwar wurde inzwischen die Schaffung eines solchen Gerichtshofes beschlossen und vielleicht wird nach einem qualvoll-langen Ratifikationsprozeß das entsprechende Übereinkommen in Kraft treten. Vielleicht werden auch die Großmächte letztendlich zu den Teilnehmerstaaten gehören. Danach wird es möglicherweise zur Bestellung einer Anklagebehörde und zur Ernennung von Richtern kommen, wobei die Richter vor allem durch westliche Rechtsauffassungen geprägt sein werden. Aber es ist völlig unwahrscheinlich, daß sich die Staaten dieser Welt darauf einlassen werden, daß fremde Instanzen auf ihrem Territorium Haftbefehle gegen ihre Amtsträger vollziehen oder daß sie diese Amtsträger an eine internationale Instanz zur Aburteilung und zum Vollzug der Strafe ausliefern werden. Die Großmächte werden es bestimmt nicht tun.

Die Tribunale zu Jugoslawien und zu Ruanda sind in unseren Augen keine hoffnungsvollen Schritte zu einer internationalen Strafgerichtsbarkeit. Es sind ad-hoc-Gerichte, Ausnahmegerichte in bezug auf Verbrechen, die in ausgewählten schwachen Staaten von deren Amtsträgern und anderen Staatsbürgern begangen wurden. Diese Selektion widerspricht rechtsstaatlichen Erfordernissen und dem Grundsatz der Gleichheit aller Staaten. Oder kann man sich vorstellen, daß es zu einem Vietnam-Tribunal kommt, vor dem sich Amtsträger und Soldaten der USA verantworten müssen? Oder zu einem Tschetschenien-Tribunal, vor dem Jelzin und einige seiner Generale stehen? Es ist zweifelhaft, ob es überhaupt in der Kompetenz des Sicherheitsrats liegt, solche Tribunale einzusetzen. Der Wortlaut der Charta spricht nicht dafür. Die schießwütige Manier, wie NATO-Soldaten Haftbefehle gegen zwei bosnische Serben in deren eigener staatlicher Einheit ohne Erlaubnis der einheimischen Behörden vollzogen - ein Serbe kam dabei zu Tode - darf doch wohl nicht zu einer tolerablen Praxis werden.

Die Erfahrung zeigt: Unter den herrschenden Bedingungen ist internationale Strafgerichtsbarkeit entweder unmöglich oder sie verkommt zum Machtinstrument imperialistischer Politik. Ein universales, für alle Staaten und alle Menschen gültiges Nürnberg wird es wohl nicht geben.

*

Es bleibt die Frage, ob und wie angesichts dieses kritisch-düsteren Bildes menschenrechtskonforme Zustände in dieser Welt überhaupt verwirklicht werden können. Wenn man anerkennt, daß die Ursachen der Menschenrechtsverletzungen in gesellschaftlichen Verhältnissen liegen, in denen das Herausschlagen von Profit aus der Arbeit von Menschen und das Behaupten und Ausüben von Macht über Menschen das höchste Ziel und die wirksamste Triebkraft sind, dann liegt der Ausweg im Kampf gegen diese Verhältnisse.

Auf der internationalen Ebene ist das ein Kampf um friedliche und gleichberechtigte Beziehungen zwischen allen Staaten und Völkern, den großen wie den kleinen, den starken wie den schwachen, ein Kampf um eine wirklich neue Weltordnung, in der die Staaten und Völker konstruktiv und mit praktischer Wirkung zusammenarbeiten, um die globalen Probleme, wenn schon nicht zu lösen, so doch einigermaßen in den Griff zu bekommen: Frieden und Abrüstung; Sicherung eigenständiger ökonomischer Entwicklung und menschenwürdiger Lebensbedingungen in der Dritten Welt und Bewahrung der natürlichen Umwelt. Eine neue Generation von Menschenrechten individueller und kollektiver Art meldet sich an: Das Recht auf Frieden, auf Entwicklung und auf intakte Umwelt. Die Menschenrechtsfrage bekommt damit eine neue Dimension. Nötig ist eine rigorose Demokratisierung der internationalen Beziehungen, die Zurückdrängung der Macht transnationaler Industrie- und Geldstrukturen und die Aufwertung der Rolle demokratisch reformierter Vereinter Nationen als ein Zentrum der Zusammenarbeit der Staaten zur Bewältigung von Problemen, darunter an herausragender Stelle das Problem der Sicherung der Menschenrechte. Diese Ordnung muß von der Herrschaft des Rechts geleitet und darf nicht vom Prinzip "Macht geht vor Recht" bestimmt sein. Das Völkerrecht - und damit auch die Menschenrechte - darf in dieser Ordnung nicht nur Instrument sein, sondern muß auch als Maßstab und Grenze staatlicher Machtausübung durchgesetzt werden.

Eine Utopie? Wir wissen in der Tat nicht, ob der Kampf um eine solche Veränderung der Welt hinreichend entfaltet und erfolgreich geführt werden kann. Wir wissen aber, daß der Versuch unternommen werden muß. Es gibt nach unserer Meinung dazu nur zwei Alternativen: Entweder Untergang der menschlichen Zivilisation in Chaos und Barbarei oder globale Diktatur der USA und - je nach Kräfteverhältnis und Interessenlage - ihrer potenten Verbündeten. In dieser Diktatur würde dann durch politischen und ökonomischen Druck und durch Anwendung von Waffengewalt oder

durch Nichtstun und Schutz von Menschenrechtsverletzern entschieden, wann und wo Menschenrechte durchgesetzt oder Menschenrechtsverletzungen hingenommen oder gebilligt werden. Das wäre die endgültige Perversion der Idee der Menschenrechte zum Menschenrechtsimperialismus. Die zwei Alternativen sind nicht akzeptierbar.

Wir müssen also das heute schier unmöglich erscheinende versuchen, nämlich - um ein Wort von Karl Marx aus der Inauguraladresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation zu zitieren - "die einfachen Gesetze der Moral und des Rechts, welche die Beziehungen von Privatpersonen regeln sollten, als die obersten Gesetze des Verkehrs von Nationen geltend zu machen"¹⁶. Ein solcher Weltzustand wird wahrscheinlich erst dann eintreten, wenn - wir bleiben bei Karl Marx und zitieren aus der Ersten Adresse des Generalrats über den deutsch-französischen Krieg - "im Gegensatz zur alten Gesellschaft mit ihrem ökonomischen Elend und ihrem politischen Wahnwitz, eine neue Gesellschaft entsteht, deren internationales Prinzip der Friede sein wird, weil bei jeder Nation dasselbe Prinzip herrscht - die Arbeit!"¹⁷

¹⁶ Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Bd. 16, Berlin 1962, S.13.

¹⁷ Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Bd. 17, Berlin 1962, S. 7.

Hansgeorg Conert

Emanzipierte Gesellschaft und bedarfszentrierte Produktionsweise

Umriss eines real-utopischen Entwurfs*

Vorbemerkungen

In der vorliegenden Arbeit wurde Marxsche, marxistische, anderweitig inspirierte und eigene Kapitalismuskritik breit und grundsätzlich referiert und entwickelt. Erfahrungsgemäß reagieren nicht wenige Adressaten mit der konsternierten Frage, die der durch sie offenbar genervte Tucholsky karikierte: "Wo bleibt das Positive?!" Sie kann in zweifachem Sinne verstanden werden: Hat nicht der kritisierte Sachverhalt/Gegenstand auch positive Aspekte? - Was wird dem Kritisierten entgegengesetzt? Wie soll es beschaffen sein? Auf diese Version der Frage wird eine im wesentlichen auf Grundlegendes beschränkte Antwort versucht.

Bei der Kritik des als 'Kapitalismus pur' kombinierten Neoliberalismus und Monetarismus lassen sich zwei Grundformen unterscheiden. Ihre Differenz besteht verkürzt formuliert darin, daß bei der einen der Akzent der Kritik auf dem 'pur' liegt, bei der anderen auf 'Kapitalismus'. Protagonisten der ersten Version orientieren sich am sozialstaatlich "gebändigten" Kapitalismus der fordistischen Phase, den in wie immer modifizierter Form zu restaurieren sie im Prinzip für möglich erachten. Andere Kritiker sind in dieser Hinsicht skeptischer und halten die strukturellen, institutionellen und ökonomischen Bedingungen der Kapitalverwertung im Kontext der Globalisierung und anderer Veränderungen für zu verfestigt, um ohne katastrophische Schockwirkung substantielle Umgestaltung zuzulassen. Diese Einschätzung ist allerdings nicht vorrangig der Grund dafür, daß das nachfolgend skizzierte, als realutopisch gekennzeichnete 'Modell' einer bedarfszentrierten Produktionsweise und emanzipierten Gesellschaft der zweiten der oben unterschiedenen Antworten auf die Frage nach dem Positiven entspricht. Dem liegen vielmehr zwei unterschiedliche Erwägungen zugrunde: Zum einen die Einschätzung des vom heutigen Kapitalismus erzeugten, vor allem sozialen und ökologischen, aber auch wirtschaftlichen und politischen Widerspruchs- und Gefährdungspotentials als so brisant, daß die Korrektur der Fehlentwicklungen auf der Grundlage der kapital-

* Wir veröffentlichen mit diesem Beitrag im Anschluß an den Artikel von Lucien Sève (Z 33, März 1998) einen geringfügig gekürzten Auszug aus einer soeben erschienenen, umfangreichen Studie von Hansgeorg Conert: Vom Handelskapital zur Globalisierung. Entwicklung und Kritik der kapitalistischen Ökonomie, Münster 1998 (Verlag Westfälisches Dampfboot)

verwertungsfixierten Ökonomie schwer vorstellbar ist. Zum anderen geht es mir darum, eine Produktionsweise als kongruente Ausprägung einer Gesellschaft kenntlich zu machen, der die Potenz zuerkannt werden kann, die aktuellen und brisanten Widersprüche und Probleme vernünftiger, gerechter, partizipativer und nachhaltiger zu bewältigen als der Kapitalismus der Gegenwart.

I. Partizipatorische, bedarfszentrierte Produktionsweise

Das gleichsam konstitutionelle Profil des Modells einer von den Prinzipien der Vernunft, Gerechtigkeit, Partizipation und Nachhaltigkeit bestimmten und geleiteten Gesellschaft steht zu den traditionellen bürgerlich-liberalen Werten im Verhältnis von Übereinstimmung und Gegensatz zugleich: Übereinstimmung im Hinblick auf den wörtlichen Bedeutungsgehalt der Mehrzahl dieser Werte; Gegensatz in bezug auf ihre Auslegung, ihre Gewichtung und die Art ihrer Realisierung. Die hier skizzierte prospektive Gesellschaft ist allgemein gekennzeichnet durch permanentes konsensuales Bemühen um Verwirklichung des genuinen Sinngehalts von Werten wie personale Autonomie¹, soziale Selbstbestimmung, Gerechtigkeit, Vernunft und um strikte Gewährleistung gesellschaftlicher und politischer Schutz- und Partizipationsrechte. Der Gehalt und die Formen der gesellschaftlichen und politischen Beziehungen und Verhältnisse in unserem 'real-utopischen' Entwurf sind in gewissem Maße prädestiniert durch die Normen, die Struktur, die Institutionen und Funktionsbedingungen seiner Produktionsweise. Diese werden deshalb zunächst skizziert. Es folgen dann die Umriss der Gesellschaftsordnung und der staatlich-politischen Sphäre.

Leitende Normen

Alle Wirtschaftstätigkeit steht unter den Imperativen individueller und kollektiver Bedarfsdeckung, partizipatorischer gesellschaftlicher Regula-

¹ Ogleich diese Formel mehrdeutig ist, verwende ich sie anstelle von 'Freiheit'. Diese wird im liberalen und neoliberalen Diskurs zwar ständig beschworen und als prioritär deklariert, ihr in der Öffentlichkeit positiv besetzter Begriff aber vor allem instrumentalisiert als Rechtfertigungsargument für unbeschränkten Gebrauch exklusiver ökonomischer Entscheidungs- und Verfügungsmacht und gesellschaftlicher Privilegierung. Der ideologische Charakter des liberalen Freiheitspostulats liegt im Kern darin, daß (individuelle) Freiheit allein durch die Tyrannei eines abstrakten 'Gemeinwillens' bedroht gesehen wird, verkörpert im Handeln staatlicher Institutionen. Negiert oder geleugnet wird dagegen, daß unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen Freiheit für die große Mehrheit der Gesellschaft folgenreich in apersonaler, anonymer Form restringiert wird; nämlich durch die der sozialen Grundstruktur und Funktionsweise der kapitalistischen Ökonomie geschuldeten sozioökonomischen Zwänge. Personale Autonomie meint die Freiheit des Individuums auch von den Konsequenzen derart "verschlichter" Herrschaft. Die reale Freiheit der Individuen als soziale kann vernunftgeleitet nur in umfassender Partizipation an der Gestaltung der Normen, Regeln, Institutionen und Prozesse der Gesellschaft realisiert werden; oder aber in der Beteiligung an Hobbes' "Krieg aller gegen alle", der in der bürgerlichen Gesellschaft die Regelform der kapitalistischen Konkurrenz hat.

tion der ökonomischen Prozesse und deren Ausrichtung an ökologischer Nachhaltigkeit. Bei sachlicher Vereinbarkeit mit diesen Imperativen kann Wirtschaftstätigkeit auf 'Erwerb' ausgerichtet, d.h. gewinnorientiert sein. Zu gewährleistende Norm ist jedoch, daß dieses Motiv im genannten Sinne beschränkt bleibt und nicht zur alles bestimmenden Triebkraft wirtschaftlichen Handelns wird. Ebenso werden dem Wachstum der sachlichen Wirtschaftsmittel eines Unternehmens Grenzen gesetzt, die durch Innovations- und Modernisierungs- sowie nachfragebedingten Erweiterungsbedarf bestimmt sind. Ausbildung von Wirtschaftsmacht durch Kapitalakkumulation² als Selbstzweck wird als ordnungsfremd unterbunden. Die genannten Imperative restringieren mithin Ziele, Formen und Methoden der Verwendung der sachlichen Wirtschaftsmittel sowie der Disposition über und Nutzung von 'lebendige(r)' Arbeit. Das Maß asymmetrischer Verteilung soll verringert werden, wobei besondere Beachtung den Formen des allgemeinen und kollektiven Verbrauchs zuerkannt wird.

Kernstruktur

Die sachlichen Wirtschaftsmittel befinden sich ganz überwiegend in privatem oder in genossenschaftlichem Eigentum. Obgleich der Staat (u.U. mit Ausnahme der Kommunen) nicht über dem Erwerb dienende sachliche Wirtschaftsmittel verfügt, ist die Sphäre der Ökonomie in hohem Grade vergesellschaftet, da die private und genossenschaftliche *Verwendung und Nutzung* der ökonomisch relevanten natürlichen und erzeugten Ressourcen eingeschränkt ist. Diese Restriktion erfolgen in drei Hauptformen: Erstens durch einen gesetzlichen Rahmen sozialer, ökologischer, arbeitsrechtlicher, struktureller, produktbezogener u.a. Normen; zweitens durch den Gebrauch wirtschafts- und geldpolitischer Regulative seitens der Regierung und der Zentralbank bei parlamentarischer Billigung und Kontrolle, und drittens durch gestufte Formen gesellschaftlicher Einflußnahme und Aufsicht.

Institutionen

Die Kennzeichnung der hier skizzierten Produktionsweise als im hohen Grade vergesellschaftet darf nicht assoziiert werden mit den angedeuteten Merkmalen der Sowjetökonomie. Neben geld-, finanz-, struktur- und preispolitischen Regulativen, die nur in wenigen Ausnahmen direktiv wirken sollen, gibt es in dem real-utopischen Modell neben analytischen und konzeptionellen Projektionen der Ökonomen *keine* staatliche *Wirtschaftsplanung* mit disaggregierten "Produktionsaufgaben" für die Unternehmen u.ä.m. Umfassendes Agieren und Intervenieren staatlicher Organe in der bzw. in die Sphäre der Wirtschaft soll hier durch eine wirtschaftsrechtliche

² Ob in diesem Modell der Kapitalbegriff zutrifft, hängt von der Definition ab. Einiges spricht dafür, mehr m.E. dagegen. Ich formuliere hier und im folgenden aber nicht rigide.

Rahmengesetzgebung, vor allem aber durch gesellschaftliche Partizipation, die konstitutives Merkmal dieser Produktionsweise ist, erübrigt werden. Deren institutionelle Ausformung kann nur in groben Umrissen verdeutlicht werden.

Zunächst zum Prinzip: Es läßt sich knapp in Konfrontation mit der deutschen Betriebsverfassung und der Institution der 'Mitbestimmung' kennzeichnen. Diese sich ergänzenden Formen markieren einen äußerst unzureichenden Ansatz von Vergesellschaftung, weil sie ein einziges soziales Gegengewicht (das zudem nur bedingt ein solches ist) zum (jeweiligen Einzel-)Kapital konstituieren: Vertretungen der Belegschaften und der Gewerkschaften. Wirkliche 'Einbettung' der ökonomischen Sphäre in das Geflecht gesellschaftlicher Strukturen, Beziehungen, Prozesse verlangt dagegen Beteiligung von Vertretern der jeweils unmittelbar betroffenen, sowie der indirekt tangierten, latent *entgegengerichteten* Interessen an der Beobachtung der betrieblich parzellierten Wirtschaftsprozesse mit einem gewissen Interventionsrecht.

Das setzt eine vergesellschaftungsgerichtete Gesetzgebung voraus, die u.a. das Entscheidungs- und Verfügungsmonopol der Eigentümer der sachlichen Wirtschaftsmittel ('Kapital') aufhebt, ebenso wie den *privaten* Charakter ökonomischen Entscheidens und Handelns, der diese Sphäre zum Arkanbereich macht. Allerdings können diese rechtlich zu statuierenden Informations-, Kontroll- und Interventionsrechte nicht die Form unmittelbarer Weisungsbefugnisse gegenüber den Unternehmensleitungen haben, da das Unpraktikabilität und ökonomische Instabilität auslösen müßte. Andererseits darf die gesellschaftliche Partizipation aber auch nicht in Formalität und Unverbindlichkeit einmünden. Zur Wirksamkeit kann sie gelangen z.B. durch Formen und Kompetenzen wie: Verpflichtung der Unternehmensleitungen zu vollständiger Information, zur Begründung und Diskussion von Entscheidungen und Maßnahmen, zur Entgegennahme und Erörterung von Kritik und Vorschlägen. Bei Unmöglichkeit der Einigung sollten die Protagonisten des Partizipationsorgans (nennen wir es z.B. Gesellschaftlicher Rat) das Recht haben, sich an die Öffentlichkeit zu wenden, im Falle festgestellter Rechtsverletzung Gerichte anzurufen und mit der Aussicht auf Unterstützung staatlich-politische Organe in Kenntnis zu setzen.

Natürlich können in diesen in gewisser Analogie zu den Aufsichtsräten kapitalistischer Aktiengesellschaften (aber eben *nicht* auf eigentumsrechtlicher Grundlage) konstituierten Partizipationsorganen nicht Vertreter *aller* denkbaren gesellschaftlichen Partialinteressen repräsentiert sein. Der Delegationsschlüssel sollte nicht allgemeingültig, sondern variabel sein und z.B. produkt- und produktionsspezifischen, regionalen u.a. Besonderheiten Rechnung tragen. Dem Prinzip folgend, sowohl VertreterInnen maßgeblicher allgemeiner, wie unmittelbar betroffener spezifischer, vor allem latent *entgegengerichteter* Interessen zu delegieren, setzen sich die 'Gesell-

schaftlichen Räte' durch Repräsentanten der Beschäftigten, der ständigen Zulieferer und Großabnehmer, der Verbraucher, der Naturschützer, der Kommunen u.ä.m. zusammen. Diese Räte werden auf etwa drei Ebenen der territorialen politisch-administrativen Gliederung gebildet; eine Struktur, die in funktional-kompetenzmäßiger Hinsicht *keine* hierarchische ist, die untere ist die wichtigste Ebene. Damit sind natürlich nicht alle Institutionen dieser zum Kapitalismus alternativen gesellschaftlichen Produktionsweise bezeichnet; der konstitutiven Bedeutung des Prinzips der Partizipation entsprechend, muß die exemplarische Beschränkung auf diese Form genügen.

Funktionsweise

Die hier nur in allgemeinsten Umrissen skizzierbare Funktionsweise dieser Form der Gestaltung der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion mag erhebliche Zweifel an ihrer Realisierungs- und Bestandsfähigkeit provozieren. Hält man den globalisierten Kapitalismus der Gegenwart für die heute einzig mögliche Wirtschaftsweise, sind solche Zweifel zwingend. Aber zum einen wird hier absichtlich ein *Gegenmodell* präsentiert, dessen Entwurf nicht orientiert ist an Kriterien aktueller Verwirklichungschancen, sondern am Charakter einer umfassenden Alternative, die zwar illusorisch erscheinen mag, die sich aber durch Bestimmungen auszeichnet, die schon heute in ökologischer, sozialer, vernunftbezogener und humanitärer Hinsicht 'objektiv' gefordert sind. Zum anderen setzte das Modell - heute kontrafaktisch - voraus, daß es von einer qualifizierten gesellschaftlichen Mehrheit bewußt getragen wird.

Die Erzeugung von 'Gebrauchswerten' in stofflicher Form oder als Dienstleistungen erfolgt gemäß dem in der kaufkräftigen Nachfrage zum Ausdruck gelangenden privaten sowie dem öffentlich geltend gemachten Bedarf. Für den privaten erfolgt die Allokation über Märkte. Infolge der angedeuteten Restriktionen sind deren über die Vermittlungsfunktion hinausreichende, nichtintendierte ökonomischen und sozialen Wirkungen beherrschbar. Zwar werden den Unternehmern keine fixen Gewinnmargen vorgegeben. Der als legitim erachtete Gewinn soll neben dem angemessenen 'Unternehmerlohn' die Finanzierung von Investitionen für Produkt- und Prozeßinnovationen sowie von bedarfsbegründet als erforderlichlich nachgewiesenen Erweiterungsinvestitionen ermöglichen. Der Nachweis ist gegenüber dem jeweiligen Gesellschaftlichen Rat zu erbringen (in diesem Falle wohl oberhalb der Unternehmensebene).

Direktive Gewinnbegrenzung ist also entbehrlich, weil rahmengesetzlich der Kapitalerweiterung bedarfsbezogene Grenzen gesetzt sind und die Steigerung des 'Unternehmerlohnes' der Beurteilung durch die Gesellschaftlichen Räte unterliegt. Diese nehmen auch Stellung zu beabsichtigten Produkt- und Prozeßinnovationen. Letztere sind vor allem im Hinblick auf Konsequenzen für die Beschäftigten zu prüfen. Aufwandreduzierende

technische Neuerungen werden allerdings im Hinblick auf die Erhöhung des Wirksamkeitsgrades der gesellschaftlichen Arbeit stimuliert. So bewirkte Effizienz-(Produktivitäts-)gewinne werden größtenteils vergesellschaftet, nicht zuletzt zugunsten eines festen, vielfältige Lösungen ermöglichenden 'sozialen Netzes', das Arbeitslosigkeit im heutigen Sinne ausschließt. Deshalb ist die Reduktion von Belegschaften im Prinzip unproblematisch. Über Produktinnovationen werden die Gesellschaftlichen Räte vor allem nach gebrauchswertbezogenen, aber auch nach ökologischen, sozialen und humanitären Kriterien urteilen. Vorhaben der Unternehmensleitung wie z.B. Investitionen oder Innovationen *direktiv* zu unterbinden, liegt nicht in der Kompetenz der Räte. Sie können sich jedoch, wird kein Konsens erzielt, an die Öffentlichkeit mit der Aussicht auf Mobilisierung wenden, an Gerichte im Falle unternehmerischer Rechtsverletzungen sowie zur Information und denkbaren Intervention an staatlich-politische Instanzen.

Wesentlich ist, daß Rechte und Funktion der Gesellschaftlichen Räte sich keineswegs in Reaktionen auf Entscheidungen, Projekte und Handlungen der Unternehmensleitungen erschöpfen. Sie selbst sollen initiativ werden und Vorschläge vorlegen, nicht nur hinsichtlich der Arbeitsbedingungen und Sozialeinrichtungen des jeweiligen Unternehmens, sondern im bezug auf die Produktpalette, auf technische Entwicklungen, Aufwandreduktion usw.

Nur andeutungsweise zur hier im Prinzip ausgesparten prospektiven Außenwirtschaft: In einer kapitalistisch verbleibenden Umwelt wäre das skizzierte Modell sehr wahrscheinlich weder realisierbar noch bestandsfähig. Mit einer ähnlich verfaßten Außenwelt dagegen sind Wirtschafts-, vornehmlich Handelsbeziehungen im Hinblick auf Vorteile der Arbeitsteilung sinnvoll. Dabei muß, wie im Inneren, das Prinzip effizienter Bedarfsdeckung handlungsleitend sein. Exporte und Importe sollten sich tendenziell ausgleichen, jedenfalls werden nicht permanente Exportüberschüsse angestrebt, weil die angedeuteten rechtlichen und institutionellen Begrenzungen auch für die Außenwirtschaft gelten und es so z.B. grenzüberschreitende Direktinvestitionen allenfalls im Hinblick auf Bedarf und Aufwandsökonomisierung, nicht aber expansionsfixiert gibt.

Dieser knappe Abriss der ökonomischen Funktionsbedingungen unserer alternativen Produktionsweise ist unvollständig und als exemplarisch zu verstehen. Ein prospektiver Einwand, wohl nicht nur von neoliberaler Seite, dürfte geltend machen, unter den skizzierten Bedingungen fehle jeglicher Anreiz zur Übernahme der Unternehmerfunktion. Dagegen spricht u.a. ein empirisches Faktum: Selbständige Gewerbetreibende in der früheren DDR waren in ihren ökonomischen Handlungskompetenzen und -möglichkeiten zweifelsohne stärker beschränkt, als die Unternehmer unseres Modells. Dennoch gab es deren nicht wenige, und die Zulassungslizenzen waren begehrt. Zu erwarten ist auch die Frage, ob eine Ökonomie

und damit zugleich Gesellschaft, wie die hier entworfene, nicht mangels zureichender Produktions- und Innovationsanreize auf der Stelle treten oder sich gar rückentwickeln müsse? In der Tat wird unsere bedarfszentrierte Produktionsweise weder Produktivität noch Innovationen derartig vorantreiben, wie der hochentwickelte Kapitalismus; u.U. wird die im heutigen Sinne definierte Produktivität sogar geringer sein. Kein Protagonist des heutigen Kapitalismus und Neoliberalismus stellt - geschweige denn beantwortet - aber die Frage, wohin Innovationen und Produktivität noch getrieben werden sollen, welche realen Wohlstandszuwächse daraus resultieren und wie in Anbetracht der ohnehin erreichten Grenzen der Umweltbelastung diese in jeder Hinsicht hypertrophe Ökonomie und ihre Resultate weltweit verallgemeinert werden sollen? Nicht wenige und bei weitem nicht nur 'linke' Zeitbeobachter bekunden, 'wir' müßten 'unsere' Wirtschafts- und Lebensweise ändern. Dafür sprechen überzeugende, ja zwingende Gründe. Aber wann und in welcher Weise soll geändert werden und wer macht den Anfang? Dazu wird i.d.R. nichts oder nur Allgemeinstes gesagt. Das hier skizzierte Modell markiert einen Ansatz.

II. Emanzipierte Gesellschaft

Leitende Normen

Angestrebt wird eine Gesellschaft emanzipierter Individuen, die ihre allgemeinen und gruppenspezifischen Belange in Formen sozialer Selbstbestimmung organisieren, vertreten und realisieren. Die Durchsetzung partikularer Interessen findet dabei ihre Grenze an denen anderer sozialer Individuen und Kollektive sowie an den Bestands- und Entwicklungserfordernissen des sozialen Ganzen. Zu deren Gewährleistung bedarf es des prozessual herzustellenden Ausgleichs der unterschiedlichen privaten Bestrebungen und Prioritäten. Diese Bestimmung kommt dem normativen Verständnis bürgerlicher *Zivilgesellschaft* nahe. Die emanzipierte Gesellschaft kann jedoch nicht sinnvoll als solche gekennzeichnet werden, weil jener Begriff das Korrelat einer *abgehobenen Staatsorganisation* einschließt, die den Bürgern fremd ist und latent bedrohlich erscheint. Das trifft für die hier skizzierte Gesellschaft im Prinzip nicht zu.

Normativ unterscheidet sich die emanzipierte Gesellschaft von der bürgerlichen z.B. darin, daß ihr Leitbild nicht das auf seine Eigeninteressen fixierte, monadenhafte Individuum ist, sondern die an der permanenten Gestaltung und Fortentwicklung der gesellschaftlichen Sphären selbstbewußt und vernunftgeleitet teilnehmenden *assoziierten Individuen*. Deren *Chancengleichheit*, unabhängig von angeborenen oder erworbenen Merkmalen und Eigenschaften, im Hinblick auf Persönlichkeitsentfaltung und Wahrnehmung der allgemeinen konstitutionellen wie der besonderen verbrieften Rechte ist leitende Norm.

Struktur

Die Struktur der Gesellschaft bildet sich aus auf der Grundlage jener Segmentierung des sozialen Ganzen, die aus den arbeits- und funktionsteiligen Prozessen ihrer materiellen Reproduktion hervorgeht. Unter der Wirksamkeit der knapp gekennzeichneten Normen und Institutionen der ökonomischen Sphäre ist die vertikale, die *hierarchische* Ausprägung der Sozialstruktur vergleichsweise flach. Die Vielfalt der *horizontalen*, z.B. der regionalen, professionellen etc. Parzellierung folgt ebenfalls den Tendenzen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die nicht notwendig linear gerichtet sind. Sie differenzieren die sozioökonomische Kernstruktur der Gesellschaft weiter aus. Intergenerativen, positionellen, funktionalen, personengebunden u.a. potentiellen Ansätzen zu Herausbildung und Verfestigungen selbstreproduktiver gesellschaftlicher Privilegierung wird normativ, institutionell, rechtlich und politisch entgegengewirkt.

Institutionen

Neben der basalen sozialstrukturellen Gliederung bilden sich Assoziationen der sozialen Subjekte z.B. auf der Grundlage von Interessen unterschiedlichster Art, weltanschaulicher Überzeugungen und religiöser Bekenntnisse, soziokultureller Eigenarten usw., die den pluralitären Charakter der Gesellschaft zum Ausdruck bringen. Institutionell existieren diese Vereinigungen in Gestalt von Interessenverbänden, Freizeitvereinen, Kirchen, Gesellschaften zur Förderung z.B. karitativer, historischer, wissenschaftlicher, regionaler u.a. Belange, Stiftungen, Bildungsvereinen, Bürgerinitiativen und anderen nichtstaatlichen Organisationen. Da bei den hier unterstellten elementaren gesellschaftlichen Voraussetzungen die spezifische bürgerliche Besonderung zwischen staatlicher und 'ziviler' Sphäre des sozialen Ganzen aufgehoben ist, macht die Unterscheidung von politischen und gesellschaftlichen Institutionen zur Vertretung der Überzeugungen und Interessen der BürgerInnen keinen Sinn.

III. Staat und Politik - gesellschaftliche Selbstverwaltung

Leitende Normen

Die Sphäre des Staates ist eine der Gesellschaft; seinen Organen kommen spezifische Kompetenzen und Funktionen zu. Die diese Sphäre leitenden Werte und Normen können ihrem Gehalt nach keine anderen als die für die Gesellschaft verbindlichen sein und sie nur entsprechend den Aufgaben und besonderen Leistungen dieses Bereichs für das soziale Ganze präzisieren und operationalisieren. Den unter dem Begriff 'Staat' zusammengefaßten gesellschaftlichen Institutionen und Funktionen, darunter die des legitimen Gewaltgebrauchs, verleihen diese Werte und Normen keine spezifische Würde, die jene übersteigt, die den Menschen und BürgerInnen als

Subjekten der Gesellschaft zukommt. Deren originäre und prioritäre Integrität findet genuinen Ausdruck im Freiheitsrecht gemeinschaftlicher Selbstbestimmung, dessen Wahrnehmung nicht exklusiv, aber mit übergreifender Verbindlichkeit, in den Organen der zentralen Ebene der Staatsorganisation erfolgt. Reale, umfassende Demokratie im Wortsinne ist die oberste Norm dieses Staates; ihre unbedingte Verbindlichkeit und die Ausformung der Institutionen ihrer Praktizierung sind in der Verfassung verankert.

Strukturprinzip

Das leitende Strukturprinzip der Staatsorganisation unseres Modells ist gerichtet auf maximale Anwendung und Wirksamkeit des demokratischen Prinzips, nämlich gesellschaftlicher Selbstbestimmung. Die Formen der Institutionalisierung der bürgerlich-liberalen Demokratie und die durch diese bewirkten Tendenzen des politischen Prozesses mündeten in völlige Ausschöpfung und Formalisierung der demokratischen Substanz ein. An die Wirklichkeit der liberalen Demokratie ist deshalb nur negativ, überwindend anzuknüpfen. Demokratische Selbstbestimmung muß stets in Formalisierung und Verfremdung enden, wenn sie auf Entscheidungen über Materien angewandt wird, die den sozialen und politischen Subjekten fern stehen, über die sie unzureichend informiert und aufgeklärt sind, so daß sie deren Erscheinungsformen, Ursachen, Zusammenhänge und Wirkungen nicht zu erfassen vermögen. Die bürgerliche Tradition reagierte auf diesen unverkennbaren Sachverhalt mit dem Postulat von Aufklärung und Bildung, das jedoch nur exklusiv realisiert wurde und zudem unzureichend blieb, weil ihre staatlich-politischen Institutionen auf Repräsentanz der Besitz- und Bildungselite abgestellt waren.³

Jedes soziale Individuum, jede Frau und jeder Mann hat unmittelbare Interessen als Arbeiter(in) und Konsument(in), als Steuerzahler, Verkehrsteilnehmer, Beitragszahlerin zur Sozialversicherung und Patientin, Bürgerin einer Kommune, Bewohner einer Straße, Hausbesitzer und Mieter etc. In all' diesen 'sozialen Rollen' der Alltagswelt haben sie und er so gut wie keinen Einfluß auf Bedingungen, Entwicklungstrends, Funktionsblockaden, Folgen usw. und kaum *reale* Möglichkeiten, wirksam gegen Mißstände anzugehen, Veränderungen durchzusetzen usw.⁴ Dabei wirken, sich wechsel-

³ Ich beziehe mich hier exemplarisch auf Westeuropa im 19. Jahrhundert. Im gegebenen Kontext können nicht die aktuellen Institutionen und Praktiken der erfolgreichen Verkehrung demokratischer Wirklichkeit in ihr Gegenteil bezeichnet werden; hinlänglich kritischen LeserInnen sind sie bekannt und bewußt.

⁴ Im gegebenen Kontext bewegt sich meine Argumentation auf politischer Ebene. Es ist deshalb angezeigt, daran zu erinnern, daß vor den hier angedeuteten Formen der Beschneidung realer staatsbürgerlicher Mitgestaltung ein elementarerer Sachverhalt wirksam ist: Es geht ganz überwiegend um gesellschaftliche Materien, die direkt und indirekt determiniert sind als privatem Erwerbs- und Verwertungsstreben unterworfen und die als solche rechtlich und institutionell *immunisiert* sind gegen Initiativen zu substantiellen Veränderungen.

seitig verstärkend, objektive, z.B. rechtliche und institutionelle Gründe faktischer staatsbürgerlicher Entrechtung mit personalen ('subjektiven'), jedoch gesellschaftlich begründeten, zusammen, wie Uninformiertheit, Desinteressen, Passivität, Unverständnis. Diese Verhältnisse will die hier skizzierte 'reale Utopie' radikal revidieren, was sich nicht darauf beschränken kann, die unter den Bedingungen der liberalen Demokratie auf örtlicher oder anderer alltagsnaher Ebene zu entscheidenden Materien den Bürgerinnen und Bürgern zugänglich gemacht werden. Es müssen vor allem konsequent *Verlagerungen* von Entscheidungsmaterien von alltäglicher Betroffenheit für die sozialen und politischen Subjekte auf untere Ebenen stattfinden.

Institutionen

Der Norm entsprechend, die für die Gestaltung der Institutionen und Organisationsformen der gesellschaftlichen, der staatlichen und der wirtschaftlichen Ordnung in unserem Entwurf maßgeblich ist, emphatisch als soziale Selbstbestimmung, mit Blick auf die Realisierung etwa als gesellschaftliche Selbstverwaltung bezeichnet, existiert ein vielgliedriger 'Körper' von Organen, Institutionen und Vereinigungen, in denen die Grundrechte der BürgerInnen auf aktive und wirksame Teilnahme an den Entscheidungen über und der Verwirklichung von Vorschlägen, Konzeptionen, Problemlösungen, Erfordernissen im jeweiligen Bereich ihrer unmittelbaren Betroffenheit sowie an den übergreifenden gesellschaftlichen Belangen wahrgenommen werden. Eine in ihrer Bedeutung gewichtige, aber keineswegs alle Institutionen und Prozesse dominierende Form hatten wir im Abschnitt über den Bereich der Wirtschaft als die dort konstitutiven 'Gesellschaftlichen Räte' auf der Ebene der Unternehmen kennengelernt, die sich über Delegationen 'nach oben' in die Selbstverwaltungsorgane der föderalen und zentrale Ebenen fortsetzen. Dieses Organ soll nun als Element der gesellschaftlich-politischen Ordnung verdeutlicht werden, indem diese in ihrer institutionellen Ausprägung skizziert wird.

Weil seit etwa einem Jahrzehnt in Vergessenheit geraten, und auch ein bis zwei Dezennien davor schon, im Gegensatz zu den 50er und 60er Jahren, nur noch von Beobachtern mit entsprechendem Spezialinteresse zur Kenntnis genommen, dürfte manchen LeserInnen, vor allem der jüngeren Generation, nicht auffallen, daß sich mein Alternativkonzept, insbesondere im Hinblick auf gesellschaftliche Selbstverwaltung, weitgehend an das jugoslawische Projekt von 1974 und 1976 anlehnt, voluminös und detailliert ausgeformt in der Verfassung von 1974 und im "Grundgesetz über Assoziierte Arbeit" 1976. Das wird überraschen, muß doch aus heutiger, allerdings in mehrfacher Hinsicht oberflächlicher Sicht alles titoistisch-jugoslawische nicht nur als obsolet, sondern auch als von der Geschichte widerlegt erscheinen. So einfach ist es allerdings nicht. Thesenhaft deute ich nur zwei Einwände an.

Subjekten der Gesellschaft zukommt. Deren originäre und prioritäre Integrität findet genuinen Ausdruck im Freiheitsrecht gemeinschaftlicher Selbstbestimmung, dessen Wahrnehmung nicht exklusiv, aber mit übergreifender Verbindlichkeit, in den Organen der zentralen Ebene der Staatsorganisation erfolgt. Reale, umfassende Demokratie im Wortsinne ist die oberste Norm dieses Staates; ihre unbedingte Verbindlichkeit und die Ausformung der Institutionen ihrer Praktizierung sind in der Verfassung verankert.

Strukturprinzip

Das leitende Strukturprinzip der Staatsorganisation unseres Modells ist gerichtet auf maximale Anwendung und Wirksamkeit des demokratischen Prinzips, nämlich gesellschaftlicher Selbstbestimmung. Die Formen der Institutionalisierung der bürgerlich-liberalen Demokratie und die durch diese bewirkten Tendenzen des politischen Prozesses mündeten in völlige Auslöschung und Formalisierung der demokratischen Substanz ein. An die Wirklichkeit der liberalen Demokratie ist deshalb nur negativ, überwindend anzuknüpfen. Demokratische Selbstbestimmung muß stets in Formalisierung und Verfremdung enden, wenn sie auf Entscheidungen über Materien angewandt wird, die den sozialen und politischen Subjekten fern stehen, über die sie unzureichend informiert und aufgeklärt sind, so daß sie deren Erscheinungsformen, Ursachen, Zusammenhänge und Wirkungen nicht zu erfassen vermögen. Die bürgerliche Tradition reagierte auf diesen unverkennbaren Sachverhalt mit dem Postulat von Aufklärung und Bildung, das jedoch nur exklusiv realisiert wurde und zudem unzureichend blieb, weil ihre staatlich-politischen Institutionen auf Repräsentanz der Besitz- und Bildungselite abgestellt waren.³

Jedes soziale Individuum, jede Frau und jeder Mann hat unmittelbare Interessen als Arbeiter(in) und Konsument(in), als Steuerzahler, Verkehrsteilnehmer, Beitragszahlerin zur Sozialversicherung und Patientin, Bürgerin einer Kommune, Bewohner einer Straße, Hausbesitzer und Mieter etc. In all' diesen 'sozialen Rollen' der Alltagswelt haben sie und er so gut wie keinen Einfluß auf Bedingungen, Entwicklungstrends, Funktionsblockaden, Folgen usw. und kaum *reale* Möglichkeiten, wirksam gegen Mißstände anzugehen, Veränderungen durchzusetzen usw.⁴ Dabei wirken, sich wechsel-

³ Ich beziehe mich hier exemplarisch auf Westeuropa im 19. Jahrhundert. Im gegebenen Kontext können nicht die aktuellen Institutionen und Praktiken der erfolgreichen Verkehrung demokratischer Wirklichkeit in ihr Gegenteil bezeichnet werden; hinlänglich kritischen LeserInnen sind sie bekannt und bewußt.

⁴ Im gegebenen Kontext bewegt sich meine Argumentation auf politischer Ebene. Es ist deshalb angezeigt, daran zu erinnern, daß vor den hier angedeuteten Formen der Beschneidung realer staatsbürgerlicher Mitgestaltung ein elementarerer Sachverhalt wirksam ist: Es geht ganz überwiegend um gesellschaftliche Materien, die direkt und indirekt determiniert sind als privatem Erwerbs- und Verwertungsstreben unterworfen und die als solche rechtlich und institutionell *immunisiert* sind gegen Initiativen zu substantiellen Veränderungen.

seitig verstärkend, objektive, z.B. rechtliche und institutionelle Gründe faktischer staatsbürgerlicher Entrechtung mit personalen ('subjektiven'), jedoch gesellschaftlich begründeten, zusammen, wie Uninformiertheit, Desinteressen, Passivität, Unverständnis. Diese Verhältnisse will die hier skizzierte 'reale Utopie' radikal revidieren, was sich nicht darauf beschränken kann, die unter den Bedingungen der liberalen Demokratie auf örtlicher oder anderer alltagsnaher Ebene zu entscheidenden Materien den Bürgerinnen und Bürgern zugänglich gemacht werden. Es müssen vor allem konsequent *Verlagerungen* von Entscheidungsmaterien von alltäglicher Betroffenheit für die sozialen und politischen Subjekte auf untere Ebenen stattfinden.

Institutionen

Der Norm entsprechend, die für die Gestaltung der Institutionen und Organisationsformen der gesellschaftlichen, der staatlichen und der wirtschaftlichen Ordnung in unserem Entwurf maßgeblich ist, emphatisch als soziale Selbstbestimmung, mit Blick auf die Realisierung etwa als gesellschaftliche Selbstverwaltung bezeichnet, existiert ein vielgliedriger 'Körper' von Organen, Institutionen und Vereinigungen, in denen die Grundrechte der BürgerInnen auf aktive und wirksame Teilnahme an den Entscheidungen über und der Verwirklichung von Vorschlägen, Konzeptionen, Problemlösungen, Erfordernissen im jeweiligen Bereich ihrer unmittelbaren Betroffenheit sowie an den übergreifenden gesellschaftlichen Belangen wahrgenommen werden. Eine in ihrer Bedeutung gewichtige, aber keineswegs alle Institutionen und Prozesse dominierende Form hatten wir im Abschnitt über den Bereich der Wirtschaft als die dort konstitutiven 'Gesellschaftlichen Räte' auf der Ebene der Unternehmen kennengelernt, die sich über Delegationen 'nach oben' in die Selbstverwaltungsorgane der föderalen und zentrale Ebenen fortsetzen. Dieses Organ soll nun als Element der gesellschaftlich-politischen Ordnung verdeutlicht werden, indem diese in ihrer institutionellen Ausprägung skizziert wird.

Weil seit etwa einem Jahrzehnt in Vergessenheit geraten, und auch ein bis zwei Dezennien davor schon, im Gegensatz zu den 50er und 60er Jahren, nur noch von Beobachtern mit entsprechendem Spezialinteresse zur Kenntnis genommen, dürfte manchen LeserInnen, vor allem der jüngeren Generation, nicht auffallen, daß sich mein Alternativkonzept, insbesondere im Hinblick auf gesellschaftliche Selbstverwaltung, weitgehend an das jugoslawische Projekt von 1974 und 1976 anlehnt, voluminös und detailliert ausgeformt in der Verfassung von 1974 und im "Grundgesetz über Assoziierte Arbeit" 1976. Das wird überraschen, muß doch aus heutiger, allerdings in mehrfacher Hinsicht oberflächlicher Sicht alles titoistisch-jugoslawische nicht nur als obsolet, sondern auch als von der Geschichte widerlegt erscheinen. So einfach ist es allerdings nicht. Thesenhaft deute ich nur zwei Einwände an.

Erstens: Der von Gewaltausbrüchen begleitete Zusammenbruch der jugoslawischen Föderation erfolgte *trotz*, nicht *wegen* der Selbstverwaltungsverfassung. Realisiert war diese alles in allem nur partiell, hier mehr, dort weniger. Ihre Akzeptanz war in den Wirtschafts- und Bildungs-, z.T. auch in den politischen Eliten der ökonomisch entwickelteren Republiken geringer als in den subalternen sozialen Schichten und in den sozioökonomisch rückständigeren Territorien. Allgemein ist zu konstatieren, daß die egalitär-partizipatorisch gerichtete Grundgesetzgebung Mitte der 70er Jahre mit den gut 10 Jahre zuvor freigesetzten Tendenzen der Verselbstständigung der Wirtschafts-, vor allem der Handels-, Geld- und Finanzsphäre gegenüber Politik und Gesellschaft konfligierte. Dennoch war die gesellschaftliche Selbstverwaltung in Form des "Delegiertensystems" implementiert worden und bewährte sich zumindest vielerorts auf der unteren Ebene bei sozialbetonter Tendenz nicht schlecht, wenn auch in Dimension der Föderation nicht zureichend. Es waren vor allem die sozioökonomischen Partialinteressen sozialer Schichten und territorial-politischer Einheiten, die Grundlage und Ausgang der nationalen Sezessionsbewegungen bildeten.

Zweitens: Waren das jugoslawische Postulat der Arbeiterselbstverwaltung und die Implementierungsansätze Mitte der 50er bis Ende der 60er Jahre in der westlichen Linken auf starke Resonanz (allerdings bei geringer kenntnismäßiger Vertiefung) gestoßen, so fand die genannte konzeptionelle Erweiterung zur Gesellschaftlichen Selbstverwaltung einige wissenschaftliche, aber kaum politische Beachtung (obgleich Belgrad die maßgeblichen Dokumente, Kommentare und Diskurse in Übersetzungen leicht zugänglich machte). Es mag das u.a. dem gewaltigen Umfang der Kodifizierungen, ihrer Detailbesessenheit und dem bürokratischen Sprachduktus geschuldet sein. Abgesehen von diesen sekundären Merkmalen steht m.E. außer Frage, daß dieses sozialistisch-partizipatorische Projekt egalitärer Tendenz das am umfassendsten aus- und durchgearbeitete, in sich kohärenteste, sozial zureichend 'funktionslogische' Konzept der gesamten sozialistischen Tradition ist. Sollte die antikapitalistische Linke in näherer oder fernerer Zukunft genügend politische Breitenresonanz für die Chance erhalten, strukturgestaltende gesellschaftliche Weichenstellungen durchzusetzen, wäre Negierung dieses Ansatzes ein unverzeihlicher Fehler.

Das umfassende institutionelle 'Design' des Modells gesellschaftlich-politischer Selbstverwaltung wird nachfolgend in großen Zügen, die Detailregelungen offenlassen, skizziert. In vertikaler, aber nur begrenzt hierarchischer Dimension läßt sich bildlich von zwei Säulen, also von einem dualen Aufbau sprechen. Die eine unterscheidet sich zumindest der Form nach wenig von der bürgerlich-parlamentarischen Ordnung. Sie schließt deren zumeist duale, nämlich zentralstaatliche und föderative Struktur ein. Die primär-politischen, legislativen Organe dieser Teilstruktur mögen 'Versammlungen' genannt werden, also Gemeinde-, Landes- und Bundesversammlung. Dem Sinne nach treffen die BürgerInnen bei den entsprechen-

den Wahlen die Entscheidung gemäß ihren Interessen und Präferenzen als Gemeindemitglieder, als Bürger eines Bundeslandes sowie des (Zentral-)Staates. Als Katalysatoren der gesellschaftlich-politischen Willensbildung mögen dabei, allerdings nicht exklusiv, Organisationen vom Typus der politischen Parteien in der repräsentativen, liberalen Demokratie wirken; das Recht der Nominierung von KandidatInnen kommt jedoch auch anderen gesellschaftlichen Organisationen zu. Die Versammlungen, zunächst die der Föderation und der Länder, sind zweigeteilt.

Für Konstitution der Versammlungen auf Gemeindeebene sind verschiedene Arten der Konstitution denkbar. Möglich, aber wenig sachgerecht, ist die Bildung nur einer Kammer aus direkt gewählten VertreterInnen. Geht es auf der Grundlage der administrativen Gliederung um größere, nochmals unterteilte Einheiten, die selbst über rudimentäre Versammlungen verfügen (so im früheren Jugoslawien), ist mit deren Repräsentation in der Versammlung der Gemeinde ein Zwei-Kammer-System sinnvoll. Die notwendige Beteiligung der sozioökonomischen, sozialen und kulturellen Selbstverwaltungsorgane an den Entscheidungen der Versammlung der Gemeinden ist in zwei Formen denkbar, von denen die mit den geringeren bürokratisierenden Effekt gewählt werden sollte: Delegation von Mitgliedern der Räte in die zweite Kammer der Gemeindeversammlung, oder Beteiligung der Räte an den Entscheidungen, die ihren Funktionsbereich betreffen.

Die zweite 'Säule' der gesellschaftlich-politischen Ordnung unseres 'real-utopischen' Entwurfs wird konstituiert durch die Organe der unmittelbaren gesellschaftlichen Selbstverwaltung. Als solche wurden oben die 'Gesellschaftlichen Räte' auf der Ebene der elementaren Wirtschaftseinheiten (Unternehmen) skizziert. Darin erschöpfen sich aber Konzeption und Institutionalisierung nicht. Weitere Bereiche und entsprechende Organe der Selbstverwaltung sind zu ermitteln und zu gestalten. Das ist eine nicht zuletzt infolge sich widersprechender Aspekte, Normen und Erfordernisse komplizierte Aufgabe, der wir uns in diesem Entwurf ohne aktuelle Realisierungschancen nicht stellen müssen. Angedeutet werden sollen einige Momente des Problems.

Der Pluralität unserer prospektiven (wie der realen) Gesellschaft entsprechend, gibt es eine Viel- (wenn nicht gar Un-)zahl von Interessen, Anschauungen, Überzeugungen, Gestaltungsvorstellungen unterschiedlichster Art, die sich öffentlich mehr oder weniger umfassend und nachdrücklich artikulieren und deren Protagonisten Durchsetzung, zumindest Berücksichtigung, anstreben. Natürlich ist ein System förmlich-konstitutioneller, mit wirksamen Kompetenzen ausgestatteter Organe auf einer derart breiten und parzellierten Grundlage nicht funktionsfähig. Die Bereiche, für die über das im Vergleich zur liberalen Demokratie erweiterte, weil mehr Ebenen einbeziehende allgemeine Wahlrecht *hinausgehend* Organe der direkten Selbstverwaltung zu konstituieren sind, müssen nach Kriterien der

Breite von Betroffenheit und der Möglichkeit bestimmt werden, in organisatorischer, rechtlicher, materieller u.a. Hinsicht *Entscheidungskompetenzen und zugleich Verantwortlichkeit gewährleisten* zu können.

Neben der Vertretung gesellschaftlicher Belange auf Unternehmensebene war in Jugoslawien das Selbstverwaltungsprinzip in den Bereichen soziale Sicherung und Bildungswesen/Kultur institutionalisiert. Eine Erweiterung über diese beiden Sektoren hinaus wäre wohl möglich, lasse ich aber im Hinblick auf unser Modell offen.

Das leitende Prinzip des hier gegebenen Typus' sozialer Beziehungen ist, Nutzer von Diensten, die zugleich Zahlende sind und Anbieter, die Zahlungsempfänger sind, also soziale Akteure mit latent gegensätzlichen Interessen (z.B. geringe Kosten und preiswerte Leistungen vs. hohe Einkünfte) in möglichst unmittelbare Beziehungen nach Regeln zu bringen, die Druck in Richtung Konsensfindung bewirken und wechselseitige Kontrolle ermöglichen. Die Organe, in denen der Interessenskompromiß nach dem Selbstverwaltungsprinzip herzustellen ist, sind Räte des Systems sozialer Sicherung auf örtlicher Ebene.⁵ Die Räte z.B. des Gesundheitswesens setzen sich aus Delegierten von zumindest vier sozialen und funktionalen Gruppen zusammen: Repräsentanten der potentiellen Patienten, der Nutzer der Gesundheitsdienste. Sie werden in den am Ort ansässigen Betrieben und (von Rentnern und anderen Nichtbeschäftigten) in örtlichen Versammlungen gewählt. Die Vertreter der Anbieter werden in Zusammenkünften der Berufsvereinigungen bzw. der Gewerkschaft bestimmt. Repräsentiert sind ferner die Unternehmen als Finanzquelle und die die Mittel verwaltende und verausgabende Institution ('Krankenkasse'). Leistungserfordernisse und die verschiedenen beteiligten Interessen sind in Übereinstimmung zu bringen in der Form eines jährlich zu erstellenden Gesellschaftlichen Vertrags über das örtliche Gesundheitswesen, dessen Kernpunkt die Fixierung eines Kostenrahmens und der sich daraus ergebenden Mittelanforderung ist. Das verlangt oft zähe Verhandlungen, die unter dem installierten Einigungszwang jedoch i.d.R. schließlich zum Erfolg führen dürften. Der Vertrag bedarf der Billigung der Versammlung der Gemeinde, die auch in Fällen der Nichteinigung im Rat in Aktion zu treten hat, und zwar zunächst gemeinsam mit der Delegiertenversammlung der örtlichen Räte der Selbstverwaltung. Scheitert die Einigung auch hier, werden die 'höheren' Instanzen beider Säulen, die der Bundesstaaten, angerufen.

Innerhalb der örtlichen Räte der sozialen Sicherung arbeiten weitere bereichsspezifische Räte, wie solche für Alterssicherung oder für kommunales Wohnungswesen oder für Familien- und Jugendschutz. Ein eigenständiger Gesellschaftlicher Rat existiert für die Bereiche Bildung, Ausbildung

⁵ Die Skizze der institutionellen und prozessualen Gestaltung folgt in Grundzügen, nicht in den Einzelheiten den Normen des jugoslawischen Delegiertensystems, wie es bis ca. 1989 praktiziert wurde.

und Kultur und Freizeit, gleichfalls in Bereichsräte untergliedert. Diese Räte sind jedoch nicht mit den örtlichen Verwaltungen zu identifizieren. Die Räte sind politische, keine administrativen Organe. Die Wahrnehmung der Funktion von Delegierten der Räte ist keine professionelle und vergütete. Auf der örtlichen Ebene existieren also zumindest drei Arten von Räten der gesellschaftlichen Selbstverwaltung, nämlich in den Bereichen Wirtschaft, Soziale Sicherung und Bildung/Kultur. Vertreter dieser Räte konstituieren einen Gesellschaftlichen Rat der Gemeinde. Diesem kommen in erster Linie beobachtende, koordinierende, schlichtende, intervenierende und repräsentierende Funktionen zu, er hat keinen eigenen sachlichen Zuständigkeitsbereich. Auf den Ebenen der Föderation und der Bundesstaaten besteht je ein Rat der Selbstverwaltung, gebildet aus Delegierten der örtlichen Ebene der Räte. Diese Räte sind in einer hier nicht festgelegten Weise an der Gesetzgebung der Bundesstaaten und der Föderation zu beteiligen. Ihre Kompetenzen müssen zumindest das Gewicht haben, das in Deutschland dem Bundesrat zukommt (wobei es hier nicht um regionale Repräsentanz geht, sondern um die des Systems der Gesellschaftlichen Selbstverwaltung). Vorzusehen ist gegenstandsbegrenzt gleichberechtigte Beteiligung der Vertreter der drei sachbereichspezifischen Räte auf den beiden oberen Ebenen an der Gesetzgebung der Versammlungen, der legislativen Organe der eher traditionellen Säule der staatlich-politischen Ordnung. Nur in deren Bereich existieren je von den Versammlungen gewählte Exekutivorgane ('Regierungen'). Eine Art Pedant zu ihnen im Aufbau der Organe der Selbstverwaltung (z.B. für Informations- und Koordinationsfunktionen) bilden die Präsidien der Räte der gesellschaftlichen Selbstverwaltung auf den drei politisch-administrativen Ebenen. Ein Staatspräsident mit allein repräsentativer Funktion wird direkt oder von der Versammlung und dem Gesellschaftlichen Rat der Föderation gewählt.

Problematisierende Nachbemerkung

Der skizzierte gesellschaftliche, ökonomische und staatlich-politische Gegenentwurf zur kapitalistischen Produktionsweise und zum liberalen Repräsentativstaat hat auch langfristig mit hoher Wahrscheinlichkeit keine Verwirklichungschance, weil ein politischer Einstellungs- und Bewußtseinswandel der sozialen Subjekte, der Menschen und BürgerInnen, vorab und vor allem in der 'Ersten Welt', in die dazu erforderliche Richtung nicht nur nicht abseh-, sondern heute kaum vorstellbar ist. Insofern ist es nicht unberechtigt, die Präsentation des 'Modells' als durchaus entbehrlich einzuschätzen. Für mich rechtfertigt es sich am ehesten in der Funktion der Verdeutlichung von Normen, Strukturen, Institutionen und Prozessen, unter denen eine Gesellschaft vorgestellt werden kann, die zu *Beschränkungen* fähig ist, wie sie unsere natürliche Umwelt, aber auch vernünftige, sozialverträgliche, humane Lebensbedingungen und -formen erheischen. Die kapitalistische Ökonomie und Gesellschaft sind das evi-

erheischen. Die kapitalistische Ökonomie und Gesellschaft sind das evidentere nicht. Aber meine Formulierung ist verräterisch: Normen, Strukturen und Institutionen haben weder Bewußtsein, noch Vernunft, noch Willen und sie handeln auch nicht. Es geht nicht um sie, es geht um Menschen, um Staatsbürger, Arbeiterinnen, Konsumenten, Studentinnen, Touristen, Wissenschaftlerinnen und Politiker. In diesen und all' den nichtgenannten sozialen Positionen und Funktionen erwächst ihnen womöglich die Erkenntnis sowohl der Grenzen unserer hypertrophen, verbrauch-, innovations-, beschleunigungs- usw.-fixierten Lebensweise, wie zugleich ihrer Unvernunft und Amoralität, aber zu langsam, um in der vermutlich erheischten Frist einen fundamentalen gesellschaftlichen Richtungswechsel zu erzwingen.

Vorschau

Z - Nr. 36

erscheint Anfang Dezember 1998
mit dem Schwerpunktthema

"Globalisierung und Peripherie"

Mit Beiträgen u.a. von Dieter Boris, Jörg Goldberg, John P. Neelsen,
Helmut Peters

Außerdem Beiträge zu Kapitalismus und Schizophrenie (II) von Thomas Collmer, zur Logik des Ausschlusses von Domenico Losurdo, zu Marx/Nietzsche von Andras Gedö, über Alexandra Kollontai von Helmut Steiner, zur Regulationstheorie von Horst Heining, zu Öffentlicher Sektor und Beschäftigungsfrage von Harald Werner, zu Supranationalen Strukturen von Maziar Jafroodi u.a.m.

Thomas Collmer

Die Wunschmaschine als Herausforderung der Dialektik

Eine neue Lektüre von Deleuze/Guattari, Anti-Ödipus - Kapitalismus und Schizophrenie (I)

"Die These der Schizo-Analyse lautet schlicht: der Wunsch ist Maschine, Maschinensynthese, maschinelle Anordnung - Wunschmaschinen" (381).¹ Was den psychischen Apparat antreibt, so Freud, ist stets ein Wunsch.² Die Energie dieses Wunsches ist die Prozessualität seiner Realmöglichkeit und Notwendigkeit, sich zu fixieren - ein Wunsch ist Wunsch von etwas, und sei dieses Etwas auch das Nichts. (Ein Mensch kann eher das Nichts und das Nichtwünschen wünschen, als nicht wünschen; Wunsch und Wunschenergie sind nicht sinnvoll zu trennen, beides bezeichnet, hegelisch gesprochen, das Negative, wodurch etwas, in diesem Fall ein psychisches System, Bewegung in sich selbst, Trieb und Tätigkeit hat bzw. 'ist'.) Die Energie ist selbstproduktive Tätigkeit - es hat keinen Sinn, sie bloß abstrakt vorauszusetzen, sie 'ist' wesentlich in ihrer Äußerung, ihrem Tätigsein, ihrer Manifestation. (Stoffliche Materie ist, wie wir aus der Physik wissen, 'gefrorene' Energie, bzw. Energie ein Aspekt der Materie, wenn man diese als leitenden Totalitätsbegriff so ansetzt, daß sie den stofflichen, energetischen und informationellen Aspekt umfaßt; die Gesamtenergie im Universum ist unveränderlich, sich selbst gleich, man kann einzelne Formen nur ineinander umwandeln bzw. diese sich selbst.) Diese Energie wird innerhalb der kapitalistischen Maschine synthetisiert, zusammengebunden. Die Wunschmaschinen "sind nirgendwo anders als in den gesellschaftlichen Maschinen" (390). Der Wunsch gehört nicht der Ebene der Ideologie an, sondern der Basis, "der Ordnung der *Produktion*", "jede Produktion ist zugleich gesellschaftliche und Wunschproduktion" (381 a). Er konstituiert sich im Rahmen eines *bestimmten* gesellschaftlichen Feldes, hier des kapitalistisch bestimmten. Nicht nur von den Bedürfnissen der Produktion, sondern auch von einer Produktion der Bedürfnisse zu reden, war und ist

¹ Alle Seitenzahlen im Text beziehen sich auf: Gilles Deleuze/Félix Guattari, Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I (orig. L'Anti-Ödipe. Nouvelle édition augmentée, 1972; Übers. Bernd Schwibs, 1974), Frankfurt/M. 3. Aufl. 1981. Ein hinzugefügtes a bedeutet: Hervorhebung durch die Autoren; b: Herv. von mir.

² Das erste Y-System, dessen Tätigkeit "auf freies Abströmen der Energiequanten gerichtet ist" (Die Traumdeutung (1900), Frankfurt/M. 1981, S. 487), "kann nichts anderes als wünschen" (ebd., S. 488), und "nichts anderes als ein Wunsch" vermag "unseren seelischen Apparat zur Arbeit anzutreiben" (ebd., S. 461).

im Marxismus durchaus gängig³; daran mag man hilfsweise denken, wenn die Autoren sagen: "und niemals ist die gesellschaftliche Produktion etwas anderes als Wunschproduktion, und umgekehrt, aber sie unterstehen beide nicht demselben Gesetz oder derselben Ordnung" (490f.). Sie unterscheiden zwischen *Wunsch* und *Interesse*; im Handeln, Verhalten einer Person, ihrem selektiven Wahrnehmen, Zuschreiben usw. verschränken sich beide. Das ist z.B. wichtig für die Klassentheorie: "Das Klasseninteresse findet sich vor in der Ordnung großer molarer Einheiten; es definiert nur ein kollektives Vorbewußtes, das sich notwendig in einem klaren Bewußtsein niederschlägt"; das Problem gestaltet sich "zwischen den unbewußten Gruppenwünschen und den vorbewußten Klasseninteressen" (331). "Der Wunsch wird niemals getäuscht. Getäuscht, verkannt oder verraten werden kann das Interesse, nicht jener. Deshalb der Ruf von Reich: Nein, die Massen sind nicht getäuscht worden, sie haben den Faschismus gewünscht - und das heißt es zu erklären..." (ebd.). In hegelschen Ausdrücken könnte man sagen: Der Wunsch produziert sich im Schnittfeld von Bestimmung, Beschaffenheit und Grenze, wobei 'Bestimmung' eine dialektisch widersprüchliche Einheit von Determination und Destination ausdrückt. "Warum kämpfen die Menschen für ihre Knechtschaft, als ginge es um ihr Heil?" (39) - das ist die Frage, die Deleuze und Guattari nach der vertanen Chance vom Pariser Mai 1968 sich stellten und die so aktuell ist wie eh und je in diesem Jahrhundert. Gesellschaftliche Produktion und Wunschproduktion enthalten einander wechselseitig - man kann darin eine Reformulierung der Dialektik von Individuum und Gesellschaft sehen. "In Wahrheit ist die gesellschaftliche Produktion allein die Wunschproduktion selbst unter bestimmten Bedingungen. Wir erklären, daß das gesellschaftliche Feld unmittelbar vom Wunsch durchlaufen wird, daß es dessen historisch bestimmtes Produkt ist und daß die Libido zur Besetzung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse keiner Vermittlung noch Sublimation, keiner psychischen Operation noch Transformation bedarf. Es gibt nur den Wunsch und das Gesellschaftliche, nichts sonst" (ebd.). Die Wunschproduktion ist "Grenze der gesellschaftlichen Produktion", "fortwährend entgegenwirkende Tendenz innerhalb der kapitalistischen Formation" (131): der Wunsch formiert sich innerhalb der totalisierenden Organisation und gegen diese Bestimmtheit, arbeitet damit auch gegen sich selbst, und seine Spaltung, wie sie am radikalsten und *paradigmatisch* auch für den 'normalen' (d.h. normierten) Wunsch in der Schizophrenie auftritt, markiert zugleich den Auslotungsbereich dessen, was das gesellschaftliche System nicht mehr einbeziehen kann, sondern ausgrenzen muß. Der 'Schizo' durchbricht eine Mauer, doch das System weiß seine Reise zu unterbrechen, indem es ihm die mythische Triangularität des Ödipus-Stigmas aufzwingt: Vater, Mutter, Kind; daher die ebenfalls paradigmatische Kritik

³ Vgl. z.B.: Jean-Pierre Terrail/Jean-Louis Moynet, *Produktion der Bedürfnisse und Bedürfnisse der Produktion*, Frankfurt/M. 1976; bei Marx in der Einleitung zu den Grundrissen der politischen Ökonomie, MEW Bd.42, S. 24-34.

der Autoren an einer Psychiatrie, die auf dem Aufkleben dieses Stigmas beharrt. Die traditionelle Psychoanalyse wird damit zum Agenten der Familie, die Familie aber ist Agent der kapitalistischen Ordnung. Der Schizo verweigert den identifizierenden Code, entzieht sich, er wird "Strom, der die Sperrn und Codes durchbricht, Name, der kein Ich mehr bezeichnet. Er hat einfach aufgehört, Angst vor dem Verrücktwerden zu haben" (169; hier zeigt sich eine gewisse Idealisierung, denn das Überschreiten ist keineswegs nur freiwillig und durchaus auch angstbesetzt). Diese Fluchtlinien und das Abschneiden der eingefüllten Ströme durch die Maschine lassen für Deleuze/Guattari die Möglichkeit und zugleich Beschneidung (als Verunmöglichung und Selbstverunmöglichung) einer Freiheit aufscheinen, die *revolutionär* ist, insofern sie das narzißtische Ich ebenso zerstört wie das Über-Ich, als Repräsentanz der Eltern, der Fetische, der Partei, kurz eines unabtragbaren und ewigen Schuldkomplexes (sich und der Gesellschaft etwas schuldig sein, abzuzahlen um den 'Preis' der eigenen Entwurzelung): Werde selbst zum Agenten dieser Ordnung oder ersticke an deiner eigenen Scheiße bzw. an dem Hunger in deinen Organen, an deinem Wunsch nach dem organlosen vollen Körper (vgl. Artaud) - der einzige organlose volle Körper, der längst existiert, ist der gesellschaftliche, und wir alle sind darauf eingeschrieben, "Mensch und Werkzeug *sind schon* Maschinenteile auf dem vollen Körper der jeweiligen Gesellschaft" (516). Die Bezeichnung 'voller Körper' ist offensichtlich gegen Lacans 'volles Sprechen' geprägt: Nicht um ein Hören auf Worte, Wortreste, Sätze und selbstbemühtes Umsetzen dieser Hörigkeit in narzißtischen Genuß an einem eingedrillten Automatismus, dem man zuschaut, dieses 'idiotische Genießen'⁴, geht es, sondern die Fragmentierung ist *real* und unaufhebbar, weder symbolisch noch imaginär zu kitten. Was generiert wird und generierend ist, sind *Maschineneffekte*, die weder repräsentieren noch ausdrücken (nämlich jeweils ein Anderes), sondern *produzieren*, sich selbst gegen/über/durch ein Worin/Worauf/Wogegen und umgekehrt. Mit einem Begriffspaar, das sie den Naturwissenschaften entnehmen, sprechen die Autoren von der *molekularen* und der *molaren* Ebene, erstere ist die Mikroebene und letztere die übergeordnete: Entscheidend ist die *bewegliche Grenze zwischen molarer Organisation und molekularer Vielheit des Wunsches*.

Weit davon entfernt, bloße 'Begriffsdichtung' zu sein, wie manch akademischer "Agent der Integration" (303) ihr in einem durchsichtigen Abwehr-

⁴ Ein von Lacan geprägter Topos, vgl. Das Seminar von Jacques Lacan XX (1973): *Encore* (ed. Jacques-Alain Miller, 1975, dt. 1986), Weinheim & Berlin, 2. Auflage 1991. "Der Signifikant, das ist die Ursache des Genießens" (ebd., S. 28), und der Signifikant ist "blöd wie Kohl" (S. 65). Allerdings kann man den Satz "Das Denken ist Genießen" (S. 78) wohl schwerlich verallgemeinern, nicht alles Denken ist narzißtisch, das Ich reagiert mehr wie ein Epiphänomen (*unter anderem* im Lust/Schmerz-Modus), und der halb und halb bewältigte Terror-Automatismus des Denkens ist, wenn er von Deleuze/Guattari an die 'Wunschmaschine' gekoppelt wird, nicht am schlechtesten charakterisiert...

mechanismus vorwarf⁵, nötigt diese Konzeption zu einem radikalen Sicheinlassen. Von einer dialektischen Position aus hat es nie eine adäquate Reaktion darauf gegeben.⁶ Dabei kann die Theorie der Dialektik von einer poststrukturalistischen Position, wie sie von den beiden Autoren dezidiert antidialektisch vorgetragen wurde, durchaus auch lernen und sollte sich nicht abstrakt sperren (so wie weite Teile des bürgerlichen Wissenschaftsbetriebs). Ich zögere nicht, den *Anti-Ödipus* zu den wichtigsten Büchern der letzten dreißig Jahre zu zählen. Die Dialektik kann diesen Befreiungsschlag kritisch aufgreifen, ohne ihn oder sich selbst seiner/ihrer Kraft zu berauben. Auch wenn dieser Aufsatz schon aus Komplexitätsgründen nur *einige* ineinandergeschachtelte Konstellationen einer Auseinandersetzung aufzubieten vermag.

Maschine. Strom und Einschnitt. Dialektik (I)

Der lateinische Ausdruck *machina* bedeutet nicht nur Maschine, Werkzeug, Winde, Walze, Rolle, Hebel, Bau, Werk, sondern auch Kunstgriff, List, Anschlag; *machina belli* ist z.B. das Kriegsgerät. Aus der Theatersprache kennt man den *deus ex machina*, und in der Tat ist die Ähnlichkeit des menschlichen Ich mit einem solchen grandiosen Pappkameraden, der den Handlungsfortgang sichert, nicht von der Hand zu weisen. Das Ich ist nicht zuletzt strategische Inszenierung, Überlebensstrategie (vgl. zu *Kunstgriff*, *List* den Ahnherrn der abendländischen Rationalität, Odysseus), Mittel der Tarnung und Realitätsverknüpfung. Lacan sagt, es sei gebaut wie eine Zwiebel, aufgeschichtet aus den Sedimenten versuchter Identifikationen und der daraus sich ergebenden Unfälle.⁷ Delikaterweise wurden im klassischen Rom als *machina* auch Schaugerüste zur Ausstellung verkäuflicher Sklaven bezeichnet. Schon Freud betonte, das Ich sei "vor allem ein körperliches, es ist nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern selbst die Pro-

⁵ Einige der sehr divergierenden Reaktionen, vor allem von französischen Psychoanalytiker(inne)n, sind dokumentiert in: Janine Chasseguet-Smirgel (ed.), *Wege des Anti-Ödipus* (orig. *Les Chemins de l'Anti-Ödipe*, 1974), Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1978 (mit einem Nachwort von Caroline Neubaur).

⁶ Jedenfalls meines Wissens nicht. Falls ich mich irre, wäre ich für Hinweise dankbar und hoffe sowieso auf Diskussionsbeiträge. Korrespondenzadresse: Th. Collmer, Dennerstraße 4a, 22307 Hamburg - Obwohl in anderem Zusammenhang entstanden, läßt sich dieser Beitrag nun auch im Kontext der Kontroverse zwischen Werner Seppmann und Reinhard Schweicher über den Umgang mit Autoren des Poststrukturalismus (vgl. Z 31-33) lesen. Ich stimme R. Schweicher zu, wenn er, wie das Editorial von Z 32 (Dezember 1997) formuliert, "einen dialektischeren Umgang mit der postmodernen Philosophie" empfiehlt, und verstehe dies im Sinne eines differenzierteren, abwägenden, immanent kritischen Umgang mit Mitteln der Dialektik, der offen ist für deren eigene Weiterentwicklung. Anders als Robert Steigerwald in Z 33 meine ich nicht, daß ein solcher Umgang in einem 'Aufnehmen entweder ganz oder gar nicht - ganz geht nicht - also gar nicht' bestehen kann (und gibt es nicht zu denken, daß dies genau der Umgang wäre, den bürgerliche Philosophen wie H. Schnädelbach in Bezug auf Hegel anzupfehlen, um nicht zu sagen vorzuschreiben versuchen?).

⁷ Vgl. *Das Seminar von Jacques Lacan I (1953/54): Freuds technische Schriften* (ed. N. Haas), Olten & Freiburg i.B. 1978, S. 220

jektion einer Oberfläche."⁸ Freuds Kanon von Hilfsvorstellungen zur Beschreibung der Psyche bedient sich zahlreicher, teils bestechend eingängiger, teils bedrohlich ausufernder Metaphern; wie Irving Thalberg zusammengestellt hat, umfaßt er mechanische, hydraulische, botanische, physiopathologische, toxikologische, soziologische, politologische, ökonomische, erotische und andere Modelle sowie eine große Anzahl gelegentlicher Anthropomorphismen.⁹ Frank Sulloway nennt Freud einen Biologen der Seele.¹⁰ Doch Deleuzes und Guattaris scheinbar menschenfeindliche Steigerung des 'Apparats' zur 'Maschine' ist, wie die Autoren beteuern, keineswegs metaphorisch gemeint. In einer ersten Annäherung mag man an den von Freud beschriebenen *Wiederholungszwang* denken, ein Hauptgrund zur Revision seiner Triebtheorie in *Jenseits des Lustprinzips*: Es werden Erlebnisse der Vergangenheit wiederbelebt und zu neuer Wirksamkeit gebracht, "die keine Lustmöglichkeit enthalten"¹¹ á traumatische Erlebnisse, Sichausgeliefert- und Sichverratenfühlen, Mißlingen werden z.B. per Übertragung wiederholt ("So kennt man Personen, bei denen jede menschliche Beziehung den gleichen Ausgang nimmt"¹²), ein dämonischer Zug scheint dabei Gestalt zu gewinnen. Odius, der den Willen zur Wahrheit um jeden Preis und dabei zugleich die Ausweglosigkeit eines tragischen Schicksals verkörpert (es spricht für eine resignative und pessimistische Grundhaltung Freuds, daß er gerade diesen Mythos zu einem der Dreh- und Angelpunkte der Psychoanalyse machte), läßt sich durchaus im Sinne eines *induzierten* Wiederholungszwangs deuten. Und daß die Anpassungswie auch die Boykott- und Selbstboykottstrategien von Individuen oft etwas fatal Repetitorisches haben, ist allgemeine Alltagserfahrung. De-leuze/Guattari gehen darüber freilich noch hinaus: 'Trieb', ohnehin einer der problematischsten Begriffe der Psychoanalyse, dessen quasi-mythologischen Charakter Freud offen eingestand¹³, wird bei ihnen zum 'Antrieb' in einem Sinne, der unversehens den mechanischen Materialismus von Julien Offray de Lamettrie (*L'Homme machine*, 1747) und Joseph Needham (*Man a Machine*, 1928) wiederaufleben läßt, die mit ihren Konzepten den cartesianischen Dualismus von *res extensa* und *res cogitans* zugunsten einer Maschinenkonzeption des Körpers zu beseitigen versuchten: die Psyche als

⁸ S. Freud, *Das Ich und das Es* (1923), in: drs., *Das Ich und das Es und andere metapsychologische Schriften*, Frankfurt/M. 1978, S. 182.

⁹ Vgl. I. Thalberg, *Freud's Anatomies of the Self*, in: Richard Wollheim (ed.), *Freud - A Collection of Critical Essays*, New York 1974, S. 149f.

¹⁰ Vgl. F.J. Sulloway, *Freud - Biologe der Seele. Jenseits der psychoanalytischen Legende* (orig. *Freud, Biologist of the Mind*, New York 1979), Köln-Löwenich 1982.

¹¹ S. Freud, *Jenseits des Lustprinzips* (1920), in: *Das Ich und das Es und andere metapsychologische Schriften*, Frankfurt/M. 1978, S. 132.

¹² Ebd., S. 133.

¹³ "Die Trieblehre ist sozusagen unsere Mythologie. Die Triebe sind mythische Wesen, großartig in ihrer Unbestimmtheit. Wir können in unserer Arbeit keinen Moment von ihnen absehen und sind dabei nie sicher, sie scharf zu sehen" (Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1932), Frankfurt/M. 1981, S. 79).

Erzeugnis der Geschichte des Körpers. Wenn Deleuze/Guattari von Maschineneffekten sprechen, dann meinen sie Maschineneffekte.¹⁴

Das Grundmuster ist: *Strom versus Segregation. Laufenlassen, Fließenlassen versus Strom-Einschnitt*. In Formen menschlicher Tätigkeit gefaßt (wobei *Tätigkeit* allgemeiner ist als *Arbeit*), weisen Laufenlassen, Fließenlassen den Modus aktiver Passivität oder passiver Aktivität auf, Einschnitte werden gezielt ausgeführt oder man unterliegt ihnen. Die wirklichen Aktivitäten des Unbewußten sind "fließen zu lassen und abzutrennen" (419). "Die Gesellschaftsmaschine ist buchstäblich, bar aller Metaphorik, eine Maschine, insofern sie einen unbeweglichen Motor darstellt und unterschiedliche Arten von Einschnitten vollzieht: Entnahme von Strömen, Abtrennung von Ketten, Verteilung von Teilen. Alle diese Operationen sind im Akt der Codierung der Ströme impliziert" (180). Die Maschine ist "Verhältnis (...), das einem als konkretes physisches System sich geltend machenden Kräftefeld untergeordnet ist" (284). Die Maschine ist keineswegs eine wohlumgrenzte Einheit oder ein geschlossenes System. Die Hummel z.B. gehört zum Fortpflanzungssystem des Klees (vgl. 367). Weder Mann noch Frau sind wohldefinierte Persönlichkeiten - "wohl aber Vibrationen, Ströme, Spaltungen und 'Knoten'" (470). Das Generieren von Zündungen, Fehl-zündungen, Sprüngen und Prozessen ist die Selbsthervorbringung der Wunschmaschine, doch dabei ist sie je schon als einem Feld eingeschrieben die Einschreibung dieses Feldes. "Was Wunschmaschinen gerade definiert, ist ihr Vermögen zu unendlichen, allseits in alle Richtungen sich erstreckenden Konnexionen. Dadurch, mehrere Strukturen gleichzeitig durchdringend und beherrschend, sind sie Maschinen. Zwei Eigenschaften oder Vermögen besitzt die Maschine: zum einen die Eigenschaft des Stetigen, das Maschinenphylum, worin sich jeweilige Teile miteinander verbinden (...); zum anderen der Richtungswechsel, Mutation, worin jede Maschine absolut mit derjenigen bricht, die sie ersetzt, so der Benzinmotor im Vergleich zur Dampfmaschine. Zwei Eigenschaften in einem, da die Maschine Strom-Einschnitt selbst ist, der Einschnitt immer neben einem stetig fließenden Strom, diesen von anderen Strömen scheidend, indem er ihn codiert und beliebige Elemente tragen läßt" (503).

Es gibt keinen Grund, dies nicht dialektisch zu reformulieren. Strom ist Negativität. Diese ist zunächst nicht codiert. Einschnitt ist erste Negation, dabei ist jede abstrakte oder konkrete Negativität (also auch abstrakte Identität, oder Identität der Identität und Nichtidentität, oder Nichtidenti-

¹⁴ Freud hingegen blieb Dualist, für ihn war "die psychische Realität eine besondere Existenzform (...), welche mit der materiellen Realität nicht verwechselt werden soll" (Die Traumdeutung, S. 503). In der Angabe zweier Erfahrungsfelder, die psychologischer Forschung offenstehen, zeigt sich sein Cartesianismus: "Von dem, was wir unsere Psyche (Seelenleben) nennen, ist uns zweierlei bekannt, erstens das körperliche Organ und Schauplatz desselben, das Gehirn (Nervensystem), andererseits unsere Bewußtseinsakte, die unmittelbar gegeben sind und uns durch keinerlei Beschreibung näher gebracht werden können" (Abriß der Psychoanalyse (1938), in: S. Freud, Abriß der Psychoanalyse/Das Unbehagen in der Kultur, Frankfurt/M. 1977, S. 9).

tät der Identität und Nichtidentität) Selbstabstraktion der absoluten Negativität; jede Selbstmanifestation absoluter Negativität ist, worauf schon der Ausdruck hinweist, in sich antinomisch. Die erste Negation ist an und für sich selbst schon Negation der Negation. Darauf rekursiv-antizipierend eine aufsteigende Ordnung aufzubauen, ist kein Problem: "Die Ordnung verläuft nicht: Massenhaftigkeit > Selektion, vielmehr so: molekulare Vielheit > die Selektion ausführende Formen der Massenhaftigkeit > daraus hervorgehende molare oder Masseneinheiten" (443). Also die Mikroebene steht am Anfang. Dialektisch müßte man sagen, daß die absolute Negativität am Anfang steht: Sowohl-als-auch-und-Weder-noch, gefaßt als strukturelle und antistrukturelle Simultanität von Simultanität und Sukzessivität, oder Rückstoß dieser wechselseitigen Inklusion zum Sich-Aufheben-zu-sich. Die Autoren haben einfach einen völlig unzureichenden Begriff von Dialektik, der sie vorwerfen, "die Disjunktionen durch vage Synthesen der Identifikation von Widersprüchen" zu ersetzen (98). Sie lehnen die Totalisierung ab und sprechen doch selbst davon: "Durch statistische, den Gesetzen der großen Zahl folgende Anhäufung" bewirken molare Formationen "die Totalisierung der molekularen Kräfte" (442). Es handelt sich aber um *negative* Totalisierung. Die Aversion der Autoren¹⁵ ist insofern völlig berechtigt, als es gegen das viel zu eingleisige Hegelsche Modell neben der Linearität die Nichtlinearität, neben der strukturellen Hierarchisierung die Beiordnung, Konnotation und Lateralität, die Unkalkulierbarkeit von Effekten zu berücksichtigen gilt. Sie selbst fallen in einen Utopismus des Nichtmangels, der Suisuffizienz zurück, wenn sie sich (gegen Lacan) auf den Standpunkt stellen, der Mangel sei nicht strukturell und invariant, sondern grundsätzlich gesellschaftlich induziert - kann nicht *beides* der Fall sein? 'Mangel' ist neben 'Andersheit' und 'Grenze' ein Simultanaspekt der Hegelschen 'ersten Negation', und auch die absolute Negativität ist mangelhaft, insofern sie zunächst keinen leitenden Totalitätsbegriff hat, eben darum 'ist' sie das Sichaufheben in ihre eigene Selbstabstraktivität, negierendes Negiertsein und negiertes Negierendsein, doch damit ist kein Automatismus linear-kalkulierbaren Aufbewahrens verbunden, wohl aber jene Destruktion alles Festen, die auch die Autoren propagieren, nämlich eine solche, die zugleich schöpferisch und insofern 'positiv' ist (lat. *ponere*: setzen, nämlich realisieren, manifestieren, entwickeln, aufzeigen). Aufzugreifen ist hingegen, daß Dialektik sogenannte molekularelektronische Modelle einbeziehen können muß, bei denen nicht Strukturen, die bestimmte Teilfunktionen realisieren, zu übergreifenden Strukturen zusammengeschaltet werden, die eine bestimmte schon vorausgesetzte (gewünschte, Bestimmung im Doppelsinn von Determination und Destination) Gesamtfunktion erfüllen, sondern ein 'freies' Spiel sich ergibt, bei dem der Begriff des Bauelementes weitgehend seinen Sinn verliert.¹⁶ Klar

¹⁵ Vgl. Gilles Deleuze, Brief an Michel Cressole, in: drs., Kleine Schriften, Berlin 1980, S. 12: "Am meisten haßte ich den Hegelianismus und die Dialektik."

¹⁶ Vgl. Georg Klaus (ed.), Wörterbuch der Kybernetik, Berlin 1968, S. 430ff.

ist auch, daß, anders als bei Hegel, Natur, Logik und Soziales drei wechselseitig ineinandergreifende offene Kreise bilden müssen, sein systemisches Modell linearer Entwicklung ist nur insoweit sinnvoll haltbar, als der begriffliche Prozeß jene Natur (wieder Doppelbewegung von *naturans* und *naturata*, Negierendsein und Negiertsein!), die Hirn, Psyche und Begriffswerkzeug selbst hervorgebracht hat, und die Sphäre des Sozialen als seine eigenen Voraussetzungen setzen und so rekonstruieren muß. Ferner muß der dialektische Standpunkt nicht nur lernen, die Antinomie als den Kern dialektischer Widersprüche zu begreifen, sondern auch, daß 'Antinomie' (und erst recht 'Widerspruch') selbst ein unscharfer Sammelbegriff für sehr unterschiedliche Strukturverhältnisse ist, bei denen a) stets kontextuell analysiert und spezifiziert werden muß und b) die in der Simultanität von wechselseitiger In- und Exklusion sich zeigende Bewegung keinen *Automatismus* der (Auf-)Lösung impliziert (dazu müssen vielmehr bestimmte Bedingungen eingeholt und realisiert werden). Dennoch können eine inklusive Disjunktion (vgl. 440: "Weil es überall das Molare und das Molekulare gibt: ihre Disjunktion ist eine inklusive") und ein "Spiel innerer Grenzen" (484) stets dialektisch gefaßt werden, um so mehr als Deleuze/Guattari fordern, "in Begriffen des Prozesses" statt in solchen von Struktur und Ereignis zu denken (413). So auch die Fluchtlinien des Unbewußten: "was ist nicht Flucht und zugleich Besetzung des Gesellschaftlichen?" (441). Was allerdings die Zerschlagung der imaginären Identität und der strukturalen Einheit angeht, wird man nicht umhin kommen, stets *beides* im Blick zu behalten: Einheit als Vielheit und Vielheit als Einheit. Im modernen Kapitalismus wächst beides: die Ordnung und die Unordnung, die Flexibilität wie die stupide Gleichförmigkeit, die repetitiven, sich ritualisierenden Handlungsmuster und das Chaos (dieses generiert aber über Selbstähnlichkeit und Selbstselektivität *per se* wieder Struktur!). Der Begriff der *negativen* Einheit ist nicht parteiisch für die Einheit, sondern korrelativ. Von einer in sich widersprüchlichen, zwischen ihren Polen (nicht notwendig nur binär oder ternär) oszillierenden "Einheit" sprechen die Autoren selbst, wenn jemand oder etwas schwankt zwischen "dem Signifikant-Zeichen des Despoten, das sie als Codeeinheit neu beleben wollen; dem Figur-Zeichen des Schizo als Einheit decodierter Ströme, Spaltung, Zeichen-Punkt oder Strom-Einschnitt. Auf dem einen erdrosseln sie, vom anderen aber lassen sie sich fortschweben. In einem sind sie fortwährend hinter sich und über sich hinaus" (335). Eben dies ist das Schillern der Grenze in sich, ihr Sichkonstituieren *als* das Andere-ihrer-selbst, und eben damit hat diese Konzeption doch zum Fundament, was auch Hegel, würde er immanent konsequent verfahren (und nicht z.B. die Natur und den bürgerlichen Staat von der Negativität des Entwicklungsgedankens ausnehmen), einbekennen müßte: das Ungleichgewicht ist primär und letztlich unaufhebbar. Genau dadurch wird eine in sich vermittelte Einheit von *offener* Linearität (ins Weite gehen...) und zyklischer Wiederkehr (des Gleichen, nicht Desselben!) möglich. Wenn Deleuze/Guattari das ab-

strakt-simplifizierende Modell von Objekt- und Metaebene bemühen ("Maschinen von Maschinen", 7; "Produktion von Produktion", 13; "Der Signifikant - das ist das zum Zeichen des Zeichens gewordene Zeichen", 265), so sind sie implizit darüber hinaus. Dennoch bleiben sie diskursanalytisch bei Kant stehen (vgl. 96, 166) - aus *praktischen* Gründen, nämlich um die Psychoanalyse transzendentaler Fehlschlüsse, leerer Ideale und repressiver Symbole zeihen zu können. Sie vertreten einen *historischen* und einen *mechanischen* Materialismus, aber keinen *dialektischen* Materialismus. Man kann den Organizismus *übertreiben* (vgl. Hegel, der prekärerweise sein ontogenetisches Modell vom Keim und dessen Entwicklung derselben belebten Natur entnimmt, der er die Phylogenese verweigert), man kann ihn aber auch *untertreiben*: Die "Partialobjekte", so Deleuze/Guattari, "sind die molekularen Funktionen des Unbewußten"¹⁷, doch von Melanie Klein, der "Erfinderin" dieser Vielheitskonzeption, grenzen sie sich schon deshalb ab, weil "Organe oder Organteile sich keineswegs auf einen Organismus beziehen, der über die Phantasie als verlorene Einheit oder zukünftige Totalität funktionierte" (419).

Andererseits muß man sehen, daß es den Autoren nicht um eine Negierung der Eigenkomplexität des Organischen geht, sondern um eine *Kritik des gesellschaftlich zurechtgestutzten Organischen* (vgl. 184). Diese ist bei Deleuze/Guattari von so großer Schärfe, wie man sie sonst fast nur noch bei dem von ihnen radikal ernstgenommenen Antonin Artaud, dem eigentlichen Paten des *Anti-Ödipus*, findet. Bevor also die dialektische Auseinandersetzung mit ihrer Theorie fortgesetzt wird, muß zunächst deren wohl wichtigster und weitreichendster Aspekt angesprochen werden, der zur Entlarung der heute vielgepriesenen Informations- und Kommunikationsgesellschaft eminent wichtige Überlegungen an die Hand gibt, egal ob man Dialektiker ist oder nicht:

Mikromaschinen: Alphabet, Familie

Unter dem Druck der gesellschaftlichen Organisation wird der menschliche Organismus der molaren Maschinerie als ein in sich vielfältiges Aggregat von Mikromaschinen einverleibt. Grundlegendes Mittel dazu ist die Eingravierung der Schrift in den Körper: "Und wenn 'Schrift' jene Einschreibung mitten ins Fleisch genannt werden soll, so heißt dies in der Tat, daß die Rede (parole) die Schrift (écriture) voraussetzt" (184). Es ist jene Stigmatisierung, durch die das Gedächtnis als ein Gedächtnis der Worte, Wortpartikel, Worthülsen, Propositionen und Urteile allererst konstituiert wird - dieses Gedächtnis der Phoneme, Morpheme, figurativen Elemente, Laut-Bilder bestimmt dann die Tätigkeit des Unbewußten, seine Erinnerungsarbeit und Versuche einer Bewältigung von Erinnerungen (z.B. durch

¹⁷ Kritisch zu dieser Inanspruchnahme der Kleinschen 'Partialobjekte' vgl. Jean Bégoin, *Der Anti-Ödipus oder die neidvolle Zerstörung der Brust*, in: Janine Chasseguet-Smirgel (ed.), *Wege des Anti-Ödipus*, S. 110-126

Verdrängung, was u.a. den Automatismus des 'Wiederholungszwangs' generiert). Eben dadurch konstituiert sich das Denken (der etymologische Zusammenhang von *Denken* und *Gedächtnis* kann hier als ein kleiner Hinweis gelten: es denkt in mir, es gibt mir zu denken, auch unabhängig vom Bewußtsein). "Das Wort ist doch eigentlich der Erinnerungsrest des gehörten Wortes"; durch "Vermittlung" der "Wortvorstellungen" werden "die inneren Denkvorgänge zu Wahrnehmungen gemacht", insoweit hat Freud vorgearbeitet.¹⁸ Denken hat, wie er ebenfalls hervorhob, wesentlich die Funktionen eines *Probemechanismus* (d.h. ist dem Handeln zugehörig), des *Ersatzes des halluzinativen Wunsches* (vgl. 'Wunschmaschine!') und auch eines *Abwehrmechanismus* im Sinne von Rationalisierung. Aber Freud verfügte nicht über eine adäquate Sprachtheorie und bekam daher den Konnex der 'Worterinnerungen' und 'Sacherinnerungen' nicht auf die Reihe. Erst Lacan vermochte unter Bezug auf De Saussure und Jakobson dieses Defizit zu beheben, vermied aber, wie Deleuze/Guattari ihm vorwerfen, eine materialistische Mikrologik der Gravureffekte zugunsten eines totalisierenden 'phallogozentristischen Transzendentalismus' (Derrida) des Signifikanten. (Daß übrigens, wie Chomsky und - inspiriert durch Hegel - Piaget herausgearbeitet haben, ein Mensch, bevor er die Stimmen und Eingriffe seiner Umgebung vernimmt, keine vulgärempiristische *tabula rasa* ist, sondern, vermittelt durch die gesamte Gattungsgeschichte, über komplexe Dispositionen zur Erlernung von Sprachen verfügt, besagt nichts gegen diese Theorie der Eingravur und der Engramme, sondern vermag sie lediglich zu ergänzen, und wenn man will, zu ihrer Dialektisierung beizutragen). Hinsichtlich der gewaltsamen Einschreibung eines lingualen Gedächtnisses beziehen sich Deleuze/Guattari auf Nietzsches *Genealogie der Moral* (1887), wo auf "die lange Geschichte von der Herkunft der Verantwortung"¹⁹, der Vernunft, moralischen Schuld, der Pflichtschuldigkeit, der Errichtung von Gesetzen und Aufforderung zur Selbstgesetzgebung usw. verwiesen wird, und zwar im Sinne einer Geschichte der "Verinnerlichung"²⁰, die durch eine Kultur des Gedächtnisses, der Mnemotechnik geprägt und gefördert wurde: "vielleicht ist sogar nichts furchtbarer und unheimlicher an der ganzen Vorgeschichte des Menschen, als seine *Mnemotechnik*. 'Man brennt etwas ein, damit es im Gedächtnis bleibt: nur was nicht aufhört, *wehzutun*, bleibt im Gedächtnis' - das ist ein Hauptsatz aus der allerältesten (leider auch allerlängsten) Psychologie auf Erden."²¹ Die eminente Vorarbeit, die hiermit von Nietzsche für die Entstehung und Entwicklung der Psychoanalyse (und ihrer Kritik) geleistet wurde, ist offensichtlich. Deleuze/Guattari schlagen nun eine Brücke von Nietzsche ("und alle Religionen sind auf dem untersten Grunde Systeme

¹⁸ Das Ich und das Es, a.a.O., S. 178f.

¹⁹ In: Nietzsche, Werke (ed. K. Schlechta, 6. Aufl. 1969), Frankfurt/M., Berlin & Wien 1976, Bd.III, S. 246.

²⁰ Ebd., S. 271.

²¹ Ebd., S. 248 (Hervorhebungen von Nietzsche).

der Grausamkeit"²²) zu Artaud: Wie das sogenannte absurde Theater Becketts zutiefst *realistisch* ist (und gerade darum anfangs nicht verstanden wurde), so auch Artauds 'Theater der Grausamkeit'. "Die Grausamkeit (...) ist die Bewegung der Kultur selbst, die an den Körpern sich vollzieht, sich in sie einschreibt und sie bearbeitet" (184). Artaud versuchte eine verzweifelte Gegenbewegung: Kultur als Antikultur, die zwar wieder Kultur ist, aber eine solche, die der Befreiung und 'Neuschaffung' (quasi auto-poietischer Selbsterzeugung) des Körpers dienen soll, über die Zerschlagung des Ich und des sogenannten (mystifizierten) Selbst, dieses Jungschen Residuums der Religionen dieser Welt. Sozusagen eine Reinigung und Ausschabung bis aufs Skelett, unter Einsatz aller experimentellen Techniken (Disharmonie, Maschinenlärm, Erfindung alter und neuer Rituale, Sabotage, Tanz, Drogen) - es gibt nichts zu verlieren, sondern allenfalls etwas zu gewinnen (eine ähnliche Haltung wie bei Marx: "Die Proletarier haben nichts (...) zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen"²³). Die *Verwirklichung* der Poesie und der Philosophie kann nur über eine Zerschlagung tradiertter Rezeptionsformen von etabliertem Kulturgut erfolgen, darum: "Schluß mit den Meisterwerken"²⁴, "Revolte gegen die Poesie"²⁵. Analog wäre zu sagen: Wer *Das Kapital* als heilige Schrift verehrt und bloß interpretiert und reinterpretiert, statt unter Einsatz experimenteller Formen hier und jetzt zu revoltieren, ist den Einschreibern der Schrift aufgesessen.

Das Alphabet, "direkt in den Körper eingraviert", ist ein "System der Grausamkeit" (184). Vergessen wir nicht, daß die Vorform 'unseres' Alphabets, die sich historisch durchsetzte, das *phönizische Kaufmannsalphabet* war. Die moderne (oder auch postmoderne) Seele ist die zur *Krämerseele* zurechtgeschliffene Seele des durch Ökonomie, Kultur und Religion (oder Religionsersatz) gekreuzigten Körpers ('gekreuzigt' hier wörtlich verstanden: durchkreuzt, angekreuzt, zum Kreuzchen der politischen Legitimation von Repräsentanten animiert, mit der Schuld 'zu verdienender' Taler und Kreuzer beladen, zur Selbstvergewaltigung aufgefordert, einen archetypischen Schmerzensmann vor Augen, der zunächst Wechslertische umwarf und dann einwilligte, für dreißig Silberlinge verraten zu werden, für jedes grundlegende Zeichen einen). Das Alphabet: Gott ist Alpha und Omega, Anfang und Ende. "Die 'Vernunft' in der Sprache: o was für eine alte betrügerische Weibsperson! Ich fürchte, wir werden Gott nicht los, weil wir

²² Ebd.

²³ K. Marx/F. Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW Bd. 4, S. 493.

²⁴ Vgl. Antonin Artaud, Das Theater und sein Double (orig. 'Le théâtre et son double' suivi de 'Le théâtre de Séraphin', 1964, Übers. Gerd Henniger, 1969), Frankfurt/M. 1979, S. 79-88.

²⁵ Vgl. den so betitelten Text in: Artaud, Briefe aus Rodez/Postsurrealistische Schriften (orig. 1971, Übers. Franz Loechler, mit einer stark am Anti-Ödipus orientierten, sehr erhellenden Marginalie von Bernd Mattheus), München 1979, S. 71-74.

noch an die Grammatik glauben" (Nietzsche²⁶). Die Stimme Gottes, das Gewissen, Stimmen überhaupt; "für das sprechende Sein ist das Wissen das, was *sich* artikuliert" (Lacan²⁷). Bei Hegel entspricht die Sphäre der subjektiven Moralität der Sphäre des Wesens, das Wesen aber ist das 'In-sichgehen' - völlig kompatibel, auch wenn die Hegelsche Logik eine ohne Körper ist, sie formuliert, wie Hegel zur Beruhigung und Beunruhigung religiöser Gemüter es ausdrückte, "die Darstellung Gottes (...), wie er in seinem ewigen Wesen vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist"²⁸, das trifft den einzuschlagenden Nagel auf den Kopf. "Der Mund ist die Wunde des Alphabets".²⁹ Ein Schizophrener hört Stimmen, die ihn verfolgen - William Burroughs hat völlig zu Recht darauf hingewiesen, daß dies jedem 'kommunikativ kompetenten' Menschen bekannt ist, es ist nur eine Frage des Grades, der Intensität, und mit geringfügigen technischen Manipulationen lassen sich bei *jedem* 'Normal'-Bürger die Leiden eines Schizophrenen erzeugen. Die Sicherungs- und Rückversicherungsprogramme, die 'in der Regel' davor bewahren, auf nicht mehr 're-sozialisierbare' Weise 'verrückt' zu werden, liefert die soziale Maschine 'in der Regel' mit, doch manchmal passiert ein kleiner Fehler...

Neben der Schule ist es die Familie, die in 'unserer' abendländischen Gesellschaft mit der Einpflanzung der Sprache, der "symbolischen Ordnung" (Lacan) betraut wird. "Ein Verwandtschaftssystem ist keine Struktur, sondern eine Praktik, Praxis, ein Verfahren, sogar eine Strategie" (187). Der "für die Wunschproduktion unabdingbare große Andere" ist "der gesellschaftliche Andere" (460). Klein-a bezeichnet bei Lacan das privilegierte Objekt des Imaginären, Groß-A den symbolischen großen Anderen als Statthalter der Ordnung - mit Recht weisen Deleuze/Guattari darauf hin, daß Lacan, wenn er nicht klar sagt, daß Mutter und Vater (ungeachtet ihrer persönlichen Bedeutung für das Kind, die gar nicht bestritten wird) *Agenten und Marionetten des Sozialen* sind, unkritisch im Bann der Freud'schen Triangulation, dem Wiederkäuen der Heiligen Familie, verbleibt und sein im Ansatz progressives Modell verwässert, indem er es diesen klassischen Machenschaften angleicht. In puncto Familienkritik gehen sie noch über Laing und Cooper hinaus und auch über Engels, für den die monogame Ehe bzw. die bürgerliche Kernfamilie im Sozialismus lediglich auf eine 'höhere Stufe' transportiert wird: "Mit dem Übergang der Produktionsmittel in Gemeineigentum hört die Einzelfamilie auf, wirtschaft-

²⁶ Götzen-Dämmerung, in: Werke Bd. III, S. 406.

²⁷ Encore, S. 150 (Hervorhebung von mir. T.C.).

²⁸ G.W.F. Hegel, Wissenschaft der Logik I, in: ders., Werke (ed. E. Moldenhauer/K.M. Michel, Frankfurt/M. 1969), Bd. 5, S. 44.

²⁹ Dieses treffende Bild des Rockmusikers und -dichters Blixa Bargeld (zu einer Zeit, als er noch antikapitalistisch eingestellt war), wurde in Anlehnung an Artaud und Deleuze/Guattari formuliert (Stimme frißt Feuer, Berlin 1988, S. 62).

liche Einheit der Gesellschaft zu sein"³⁰, dies ermögliche die "volle Freiheit der Eheschließung" bei ökonomischer Gleichstellung der Partner, es bleibe dann "kein anderes Motiv mehr als die gegenseitige Zuneigung".³¹ Im übrigen ist die Familie nur *ein* Mittel, das dazu benutzt wird, Menschen dirigierbar und abhängig zu halten, funktionell äquivalente Verfahren sind etwa Idolkult, Finanzierbarkeitsdiktate, Konsum, Selbstverwirklichungsfetischismus, Pflichtfetischismus. Die Gesellschaft als Codierer, Einschreiber ins Fleisch - es muß kaum betont werden, wie fragwürdig es dann sein muß, á la Habermas von 'Kommunikation' Rettung zu erwarten, auch wenn 'vernünftige' Kommunikation sich der De- und Recodierung der verordneten Ströme verschreibt. Auch Adornos Überschätzung des Tauschprinzips kann so nicht stehenbleiben: "Die Gesellschaft ist keine des Tausches, der Sozios ist vielmehr Beschrifteter: nicht tauschen, sondern die Körper, die solche der Erde sind, kennzeichnen" (237). Sowohl das Äquivalenzprinzip als auch dessen gezielte Verletzung (sei es durch Geschenk, Abpressung eines Mehrwerts, Profit) gehen dann auf das gleiche zurück wie der Schuldkomplex und wie die Tätowierung und 'Kultivierung' der Erde oder der Psyche, von den ersten Höhlenzeichnungen bis zur Planung und Verwaltung der Megametropolen und der 'Nutzung' des genetischen Codes. Das "Wesentliche" liegt "nicht im Tauschen, sondern im Beschriften, Kennzeichnen", Markieren (239), vom Hinterlassen einer Duftmarke oder den Überresten einer Feuerstelle bis zum Hochziehen der Nationalflagge auf dem Mond. Laut Lacan ist *das sprechende Wesen strukturell unbefriedigbar*, Deleuze/Guattari verschärfen: *das markierende Wesen ist anti-strukturell machtbesessen*. Beides muß einander freilich nicht ausschließen, aus ersterem könnte sogar das letztere folgen. Im 'Willen zur Macht', der ja auch bei Nietzsche Wille zum Werden, zum Zerstören alter Tafeln und Beschriften neuer ist, fallen gewissermaßen Sein und Nichts zusammen: "Denn wenn das Unbewußte in der Tat kein Material oder keinen Inhalt besitzt, so nicht, weil es leere Form, sondern weil es stets funktionierende Maschine ist, Wunschmaschine und nicht appetitlose Struktur" (239). Der Kapitalismus scheint dies in höherem Maße begriffen zu haben als der noch stets auf 'vernünftige' Planung setzende Sozialismus (der dabei nicht selten ins Gegenteil von 'Vernunft' umschlug, nämlich einen korrupten Machtterror verfestigter Strukturen, bloße Gegenmaschine). Die einzige Rationalität, die der Kapitalismus wirklich anerkennt, ist die des sich selbst verwertenden Wertes, alles andere ihn stützende Strategie, "Zynismus", wie die Autoren erkennen. Gleichwohl wird noch ihre Tendenz zu kritisieren sein, den Mehrwert im 'Mehrwert an Code' aufgehen zu lassen und zu unterschätzen, daß die Wertform die *privilegierte* Einschreibungsform des Kapitalismus ist. Mit der Leugnung eines Strukturgesetzes, dem der Kapitalismus folgt, wird diese poststrukturalistische Position, entgegen ihrem

³⁰ F. Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluß an Lewis H. Morgans Forschungen, in: MEW Bd. 21, S. 77.

³¹ Ebd., S. 82.

im Grunde aufklärerischen Vorsatz, affirmativ - weshalb der Kapitalismus versuchen konnte, sie als 'Modeströmung' aufzusaugen und lahmzulegen, soweit es nicht gelang, sie schlicht zu ignorieren. Da braucht es nun doch wieder kritische Reflexion im Stil der sich wie auch immer zu Recht denunzierenden 'Vernunft', jenes altbackenen 'Vermögens zur Selbstgesetzgebung', an dem ja auch ein Artaud in seinem vehementen Widerstand gegen alles, "was uns am Leben sterben läßt" (André Breton³²) sichtbar partizipiert, wenn er dem Theater alchimistisch aufträgt, einen 'neuen menschlichen Körper zu erschaffen'. Was tritt bei Deleuze/Guattari als Reformulierung von 'Vernunft' auf?

(Teil II erscheint in Z 36, Dezember 1998)

Francis B. Nyamnjoh/Kai Schmidt-Soltau

150 Jahre "Manifest" - eine afrikanische Intervention

"Ein Gespenst geht um in Europa - das Gespenst des Kommunismus." Ist der Kommunismus in Anlehnung an dieses Präludium eine rein europäische Spukgestalt? Sicherlich! Das Manifest der Kommunistischen Partei ist Ausdruck einer eurozentristischen Sichtweise¹, auch wenn es global wirken wollte und sollte. Während Marx und Engels die Vorgänge in Indien und anderen europäischen Kolonien mit Interesse verfolgten und der dortigen politischen und ökonomischen Entwicklung sogar Einfluß auf Europa zuerkannten (z.B. MEW 9,95), erscheint Afrika in den zwei Dutzend Textstellen, die das Marx-Engels Sachregister anführt, in einer ausschließlichen Objektrolle: "Sobald wir den Blick (...) nach den Kolonien wenden", liegen dort "die tiefe Heuchelei der bürgerlichen Zivilisation und die von ihr nicht zu trennende Barbarei unverschleiert vor unseren Augen" (MEW 9,225), aber keinesfalls das, was man dort erwarten würde - Afrika.

Zugegebenermaßen waren 1848 weite Teile Afrikas südlich der Sahara für Europäer terra incognita. Gleichzeitig prägen die damalige Gesellschaft und ihre Wirtschaftsformen - deren Existenz Marx kaum erahnen konnte - bis heute das Zusammenleben in Afrika, auch wenn eine dünne Schicht Modernität und Christentum diese Realität verschleiert. Wenn man berücksichtigt, daß Marxisten und Kommunisten oft den theoretischen Einsichten von Marx einen höheren Stellenwert beimessen als soziologischen Befunden, verwundert es nicht, daß Afrika als unverständliches Phänomen kaum Einzug in revolutionäre Strategien und Taktiken der Linken erlangen konnte. Noch in den späten achtziger Jahren scheiterte in Münster eine Habilitation, in der ein marxistisch orientierter Hochschullehrer aus Eritrea Tribalismus dem marxischen Bedürfniskatalog hinzufügen wollte, um so Marxismus und afrikanische Wirklichkeit zumindest theoretisch zu versöhnen, am Widerstand seiner marxistischen Kollegen, die eine solche Herangehensweise als unmarxistisch und unwissenschaftlich charakterisierten.

In den Analysen der Arbeiterbewegung blieb Afrika lange Zeit jenes "Gehege zur Handelsjagd auf Schwarzhäute"², welches Marx als Quelle des europäischen Kapitalismus dort verortet hatte. Während Südafrika als Auswanderungskolonie schon recht früh die Aufmerksamkeit der Kom-

³² *Hommage à Antonin Artaud* (1946), in: Breton, *Das Weite suchen. Reden und Essays* (orig. *La clé des champs*, 1967), Frankfurt/M. 1981, S. 71.

¹ Engels vertrat zeitweilig die Auffassung, daß "die bloß von Eingeborenen bevölkerten Länder (...) vom Proletariat (nach der Revolution in Europa) vorläufig übernommen werden" müßten (MEW 35, 357). Vgl. Se-Yeon Kim, *Karl Marx und die nichteuropäischen Gesellschaften*, Frankfurt/Main 1993.

² MEW, Bd. 23, S. 779.

munisten erheischen konnte, wurde die Lage in Schwarzafrika erstmals auf dem 1924 stattfindenden V. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale überhaupt thematisiert. Dem Afroamerikaner Jackson gelang es jedoch nicht, gesellschaftliche Realität zu analysieren, sondern er instrumentalisierte Westafrika als Baustein eines Lobes auf die Partei: "Süd- und Westafrika sind für die kommunistische Agitation reif und bieten eine Möglichkeit für gewaltige und baldige Erfolge. Die Eingeborenen dieser Gebiete haben schon angefangen, am Joch des europäischen Imperialismus zu rütteln und haben eine Anzahl mit Erfolg wirkender Organisationen geschaffen."³ Die hier anzutreffende Fixierung auf die bloße Existenz einer kommunistischen Organisation kennzeichnet nicht selten auch nach dem zweiten Weltkrieg das Afrikabild der Kommunisten. Während intellektuelle aus Afrika bzw. aus der afrikanischen Diaspora wie Fanon, Nkrumah, Nyerere und Senghor die marxistische Klassenanalyse und Revolutionstheorie mit den existierenden gesellschaftlichen Strukturen verbinden wollten, bevorzugte die kommunistische Weltbewegung jene Studenten, die auch nach ihrer Rückkehr aus Moskau, Prag oder Leipzig unverfälscht die sowjetische Weltsicht rezipierten. Die Neue Linke und die Solidaritätsbewegung der siebziger und achtziger Jahre verwarfen zwar diesen Purismus, jedoch nicht ohne ihn durch ein neues eurozentristisches Modell vom guten Neger zu ersetzen. Amilcar Cabral, Jerry Rowlings, Robert Mugabe, Thomas Sankara und last but not least Nelson Mandela konnten sich als Repräsentanten revolutionärer Bewegungen solange der verbalen Unterstützung gewiß sein, solange sie als Militante durch den Regenwald oder durch die Steppe schlichen. Sobald sie erfolgreich waren und reale Politik im Einklang mit afrikanischer Realität konzipieren mußten, verfiel ihr Prestige bei den WG-Guerilleros.

Zumeist wurde den neuen afrikanischen Regierungen von ganz links vorgeworfen, die Interessen der Arbeiterklasse nicht genügend zu berücksichtigen. Aber wo sind jene "zwei großen feindlichen Lager", jene sich "direkt gegenüberstehenden Klassen: Bourgeoisie und Proletariat" (MEW 4,463)? Es ist zwar offensichtlich, daß die Bourgeoisie auf der Suche nach Märkten über den ganzen Erdball jagt (MEW 4,465), jedoch schmiedet sie deshalb, zum Kosmopoliten geworden, wirklich jene "Waffe, die ihr den Tod bringen" wird und "Männer, die diese Waffe führen werden" (MEW 4,468)? Nun, wenn man sich die europäische Entwicklung vergegenwärtigt, kann man vielleicht noch geteilter Meinung sein, wenn man sich jedoch die Mühe macht, afrikanische Realitäten tiefgründig zu durchleuchten, ist diese Antwort immer und in jedem Fall negativ. Während es schon einiger gewagten Abstraktionen bedarf um Proletariat überhaupt als existierende gesellschaftliche Kategorie identifizieren zu können, ist ihre Einordnung in revolutionäre Prozesse eine unzutreffende Verallgemeinerung. Zwar lautete der Legitimationsmythos der Volksrepublik Kongo, daß diese aus ei-

³ Protokoll. Fünfter Kongreß der Kommunistischen Internationale, Hamburg 1925 S. 669.

nem Generalstreik geboren wurde, Fakt ist jedoch, daß die gesellschaftliche Elite staatswirtschaftliche Zentralisierung lediglich als omnipotentes Machtmittel instrumentalisieren wollte, um die Bevölkerung besser unter Kontrolle halten zu können. Eine These, die dadurch an Gewicht gewinnt, daß die VR Kongo Zeit ihrer Existenz 90% ihrer wirtschaftlichen Kontrakte mit dem kapitalistischen Ausland abwickelte und selbst die Erdölförderung zu 80% im Besitz ausländischer Konzerne blieb. Der sich marxistisch nennenden Regierung kam der Part zu, jegliche gesellschaftliche Opposition zu unterdrücken. Der Prozeß einer "sozialverträglichen Entwicklung", den auch andere OPEC-Staaten einschlugen, erzeugte durch die damit einhergehende Industrialisierung tatsächlich eine Art Staatsproletariat, aber begann der "Kampf gegen die Bourgeoisie mit der Existenz des Proletariats" (MEW 4, 470)? Nein, denn die Beschäftigten in der Industrie genießen als einzige eine regelmäßige Bezahlung. In allen Staaten Zentralafrikas, ob nun mit vorgeblich sozialistischer oder offen kapitalistischer Ausrichtung, kennzeichnet sie ihre besondere Staatsnähe und ihre ausgeprägte Unterwürfigkeit. Emmanuel Dongala, Freund und Kollege des schreibenden kongolesischen Premierministers Henri Lopes (1973-1975), rief diesem bei dessen Dienstantritt zu, daß die heroischen Forderungen des Programms der Kongolesischen Partei der Arbeit ("Die Partei muß sich dafür einsetzen, daß dem Begriff Ferien und ihrer Organisation allgemein mehr Bedeutung beigemessen wird")⁴ nur mehr leere Wort sind, "Worte, die keine Macht und Kraft mehr besitzen. Und so - eine weitere Ironie - sollten wir beide uns fragen, ob wir im kommenden Leben nicht besser nur Dichter und Schriftsteller statt Revolutionär werden sollten."⁵

Zyniker haben diesen Prozeß der Schaffung einer neuen Elite am Beispiel des sich bis heute marxistisch-leninistisch nennenden Zimbabwe treffend charakterisiert: A few blacks turned white. Auch auf Sao Tomé und Príncipe, dem zweiten sich sozialistisch nennenden Staat Zentralafrikas, blieb die befreiende Potenz der Machtergreifung der Unterdrückten dem klassenunbewußten Beobachter bis heute verborgen. Manuel Pinto da Costa, Vorsitzender der MLSTP, einer nach eigenem Bekunden "revolutionären Avantgarde-Partei", brauchte sich nicht allzusehr mit marxistischer Revolutionstheorie zu beschäftigen, um die Unterdrückten zu stürzen, da die portugiesische Nelkenrevolution auch die knapp 100.000 Bewohnern der Inselgruppe von der imperialistischen Knechtschaft "befreite". Mittels Verschwörungs- und Invasionsgerüchten verschärfte Costa den Klassenkampf der landlosen Bauern, wobei er auf die großzügige Hilfe kubanischer Militärberater rechnen konnte, obwohl angemerkt werden muß, daß die politische Entwicklung des völlig abgeschirmten Zwergstaates selbst DDR-

⁴ Parti Congolais du Travail - Programme, Brazzaville 1973, S. 64; deutsche Übersetzung in: Programmatische Dokumente kommunistischer und Arbeiterparteien sowie anderer revolutionärer Parteien in Asien, Afrika und Lateinamerika, Berlin/DDR 1985, Teil V, S. 76-92; hier: S. 89.

⁵ Emmanuel Dongala, Un fusil dans la main, un poème dans la poche, Paris 1973, S. 121.

Wissenschaftlern suspekt war. Seit 1990 trägt Costa, im Tarngewand des geläuterten Sozialdemokraten, den Klassenkampf nun innerhalb des Internationalen Wirtschaftsfonds aus. Eine Taktik, die dem Manifest in allen Belangen Recht gibt.

Während Marx, trotz aller Dementis den Traditionen der europäischen Philosophie verpflichtet, das Proletariat zum Vollstrecker des Weltgeistes ernannt und Sartre die Frage des Seienden in den luftigen Höhen des Nichts diskutiert, versuchen afrikanische Intellektuelle emanzipatorische Bewegung und traditionelle Diskussionskultur zusammenzubringen. Ayi Kwei Armah versucht z.B., das revolutionäre neue Seiende mit einem Rekurs auf die doppelte Bedeutung des französischen *l'essence* zu illustrieren: "Einerseits bedeutet *l'essence* das Wesen. Aber *l'essence* ist auch das Benzin. (...) die Militanten sind die Essenz. Aber du weißt, daß heißt ebenfalls der Treibstoff der Revolution. Und die Natur des Treibstoffes - du weißt, ist etwas Reines, Leichtes, selbst Spirituelles, das sich selbst verzehrt, um etwas, daß schwerer ist, voranzutreiben."⁶ Während europäische Versuche, die Interaktion von Militanten und Bewegung, oder wie es im Manifest heißt: "Proletariern und Kommunisten", einfach und für jedermann verständlich darzustellen, zumeist im Populismus scheitern, haben wir hier nicht nur eine universell verständliche Interpretation, sondern sogar eine dezidierte Weiterentwicklung des marxischen Kapitels über Proletarier und Kommunisten. Während bei Marx die Soziologie der Kommunisten ausgeblendet wird und sie quasi als entseelte Wesenheiten ihren Dienst fürs Gemeinwohl verrichten, konkretisiert Armah einerseits die Handlungsmotive der Militanten, aber andererseits auch deren Begrenztheit. Während bei Marx Kommunisten scheinbar die Vorwegnahme des neuen Menschen sind, die "theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraushaben" (MEW 4, S. 474), erscheint ihre Einbindung in den Gesamtprozeß bei Armah als sich verflüchtigende Potenz.

Überhaupt scheint die Saat des kommunistischen Manifestes nur dort aufgegangen zu sein, wo sie so weit manipuliert und mit regionaler Kultur gekreuzt wurde, bis sie den jeweiligen Bedingungen entsprach. Von zentraler Bedeutung für die Ausbreitung marxistischen Gedankenguts in Afrika waren und sind die Werke von Frantz Fanon.⁷ Vor allem in seinem 1961 erschienen Buch "Die Verdammten dieser Erde", das sich oberflächlich dem Befreiungskampf in Algerien widmet, untersucht er die bewußtseinsverändernde Potenz des Kolonialismus.⁸ Zusammenfassend ist festzuhal-

⁶ Ayi Kwei Armah, *Why are we so blessed?*, London 1972, S. 26.

⁷ Zu den von afrikanischen Sozialwissenschaftlern am meisten diskutierten Büchern der letzten Jahre gehören die Bücher von Lewis Gordon, *Fanon and the crisis of European man: An essay on philosophy and the human science* (New York 1995) und Renée White, *Frantz Fanon: A critical Reader* (Oxford 1996).

⁸ Vgl. Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, Frankfurt/Main 1981; ders., *Das kolonisierte Ding wird Mensch - Ausgewählte Schriften*, Leipzig 1986.

ten, daß alle Repräsentanten des afrikanischen Marxismus Marx seinen ökonomischen Determinismus und seine Geringschätzung von Kultur vorwerfen. Für Julius Nyerere und Léopold Sedar Senghor, die beiden noch lebenden großen afrikanischen Theoretiker der ersten Generation, ist Klassenkampf ein europäisches Phänomen, das in Schwarzafrika auf absehbare Zeit wegen der dortigen soziokulturellen Verfaßtheit keine Bedeutung erlangen kann, während das sich in Europa nur mühsam entwickelnde Ideal eines kollektivistischen Sozialismus unmittelbar als Zielvorstellung erfahrbar ist: "Der afrikanische Neger lebt inmitten eines eng geknüpften Netzes von vertikalen und horizontalen Gemeinschaften, die ihn binden und ihm zugleich seinen Halt geben. Wir finden hier eine vollständige Verkörperung jener Wahrheit, die heute wieder durch den Sozialismus zu Ehren kommt, daß nämlich der Mensch nur in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft leben und sich selbst finden kann."⁹

⁹ Léopold Sedar Senghor, *Nation et voie Africaine du socialisme*, Paris 1961, S. 51. Wenn wir hier "Neger" übersetzen, so bringt dies die Ironie Senghors und der *Négritude* zum Ausdruck, denn das von ihnen zum Kampfbegriff gewählte "nègre" ist, wie das englische "nigger", pejorativ.

Paris - Mai 1998

Welttreffen der politischen Linken aus Anlaß des 150jährigen Jubiläums des Manifests der Kommunistischen Partei, Paris, 13.-16.5.1998

Mehr als 1.600 Teilnehmer, darunter fast 600 ausländische Gäste aus mehr als 60 Ländern, zählten die Veranstalter des Pariser Treffens am Schluß. Ursprünglich hatte "Espace Marx" (ungefähr: "Raum für Marx") wahrscheinlich mit einigen hundert Interessenten gerechnet, die dem Aufruf zu einem Treffen aus Anlaß des 180. Geburtstages von Karl Marx und des 150jährigen Jubiläums des "Manifests" folgen würden. Unter dem Motto "eine Welt zu gewinnen" fand es vom 13. bis zum 16. Mai 1998 in den Räumen der neuen Nationalbibliothek Frankreichs im Zentrum von Paris statt. Von dem weltweiten Echo waren die Organisatoren zwar überrascht, aber sie meisterten den Andrang mit Charme und Improvisationskunst. Am Ufer der Seine vor den markanten Hochhäusern der Bibliothek schlugen sie Hallen-Zelte auf, in denen gegessen, getrunken und debattiert werden konnte, am Pier schaukelten vier Ausflugsdampfer, auf denen zahlreiche Workshops stattfinden konnten.

So heterogen wie der Vorbereitungskreis war auch der Teilnehmerkreis zusammengesetzt. "Espace Marx" ist aus dem Institut des Recherches Marxistes der Französischen Kommunistischen Partei (FKP) hervorgegangen. Im rund 20-köpfigen französischen Vorbereitungsbüro arbeiteten neben Mitgliedern der FKP wie Paul Boccara oder Patrice Cohen-Séat auch Mitglieder der trotzkistischen Ligue Communiste Révolutionnaire (Michael Löwy, Catherine Samary) und Anhänger der "Refondateurs", der sogenannten Reformkommunisten mit.

Seit Anfang des Jahres, als die ersten schriftlichen Beiträge eingingen, zeichnete sich das vielstimmige und dem Umfang nach noch nicht dagewesene Interesse ab. Sehr schnell wurde deutlich, daß die ursprünglich geplanten drei Bände mit eingereichten schriftlichen Beiträgen kaum ausreichen würden. Zuletzt kündigte "Espace Marx" zwölf solcher jeweils 120-seitigen Bände an, von denen neun zur Konferenz fertig waren. In Brasilien, das mit rund 80 Teilnehmern eine der größten ausländischen Delegationen stellte, wurde ein regionaler "Espace Marx" gegründet, der als Netzwerk und Kontaktstelle fungieren soll. Die Idee solcher Gründungen in einzelnen Ländern wurde von den Organisatoren des Pariser Treffens aufgegriffen und die ersten Schritte für die Schaffung eines "Espace Marx" in der Bundesrepublik wurden bereits unternommen. Der Sinn solcher Netzwerke ist nicht die Ausarbeitung politischer oder ideologischer Leitlinien, auch nicht in erster Linie die theoretische Debatte, sondern die gegenseitige Information von an der Marx'schen Theorie Interessierten über Standpunkte, Forschungslinien und Vorhaben. Eben darin bestand auch

die Substanz des Pariser Treffens. Entsprechend unterschiedlich waren auch die Beiträge angelegt. Neben der politischen Erklärung stand der allgemeine Festvortrag, neben der konkreten Analyse sozialer Probleme die philosophische Betrachtung - manchmal auch alles in einem Kurzbeitrag vereint. Das war von unterschiedlicher Qualität, von unterschiedlichem Gewicht und differierte von der Herangehensweise der jeweiligen Partner zumeist so sehr, daß es kaum zu einer wirklichen Debatte kam. Das mag für manchen Teilnehmer unbefriedigend gewesen sein, insgesamt öffnete die Veranstaltung aber vor allem den Horizont für neue Debatten, Konferenzen und Seminare. Sie dürfte das größte Treffen dieser Art seit 1989 gewesen sein und widerspiegelte die Situation der politischen und theoretischen Linken - so weit das möglich ist.

Das "Manifest der Kommunistischen Partei" war mehr als ein Leitfaden des Treffens. Es hätte vermutlich kaum eine produktive Atmosphäre gegenseitiger Toleranz, Aufmerksamkeit und kritischen Interesses gegeben, wenn es nicht eine weitgehende Übereinstimmung über die Aktualität der in ihm getroffenen Gesellschaftsanalyse gegeben hätte. Die Übereinstimmung gab es offensichtlich auch darüber, daß die Gültigkeit dieser Analyse bzw. vieler Aussagen des Manifests sich auch auf die Frage nach einer Alternative zum weltbeherrschenden Kapitalismus bezieht. Das Aufwerfen dieser Frage unterscheidet die Linke von jenen konservativen oder liberalen Verehrern, die das Manifest in diesem Jahr gefunden hat.

Die einfachste Immunisierungsstrategie gegen ihre Erörterung ist die Subsumtion von Kapitalismus-Kritik und Sozialismus-Debatte unter das Desaster der Sowjetunion und des osteuropäischen Sozialismus und die daraus zu ziehende negative Bilanz. Das fand in Paris nicht statt. Was einschließt, daß die Versuche, theoretische Schlußfolgerungen aus dem Zusammenbruch dieses realen Sozialismus zu ziehen, ein weiterer Leitfaden der Veranstaltungen war. Der Zusammenbruch des Sozialismus war aber nicht mehr Ausgangspunkt. Das war für die Vertreter der sogenannten Dritten Welt weitgehend selbstverständlich, für Westeuropäer eine Frage der reflexiven Bemühung, für Osteuropäer allerdings mehr: Entstehung, Geschichte und Nachgeschichte des Sozialismus blieb der Dreh- und Angelpunkt ihrer theoretischen Interessen. Für *Samir Amin*, den ägyptischen Leiter des Dritte-Welt-Forums in Dakar (Senegal), war das Treffen mit seinem Motto Anzeichen dafür, daß "die Menschen die Nase voll haben", sich durch den Hinweis auf den realen Sozialismus von ihren eigenen, durch den Kapitalismus verursachten Problemen ablenken zu lassen. *Eric Hobsbawm* (London) konstatierte erneut, daß das Verschwinden des realen europäischen Sozialismus keines der von Marx im Manifest analysierten Probleme gelöst habe. Für *Alexander Buzgalin* (Moskau) ist das Erfassen der sowjetischen Gesellschaftsspezifik Schlüssel zum Begreifen der Geschichte des realen Sozialismus und des heutigen Osteuropa. In dem Workshop, der sich explizit mit Oktoberrevolution, Sowjetunion und Osteuropa beschäftigte, ging es auch in den Beiträgen westeuropäischer

und amerikanischer Referenten vor allem um die genauere Analyse der Sozialstruktur der real-sozialistischen Gesellschaften. Die Auffassungen reichten dabei von der orthodox-trozkistischen Analyse - "Herrschaft der Bürokratie" - über die Thesen "neue Bourgeoisie", "Militärbürokratie", "Herausbildung einer Mittelklasse im Rahmen des Sozialismus" bis zu der Auffassung eines Vertreters der japanischen KP, der kurz und bündig erklärte, seine Partei sei immer davon ausgegangen, daß es in der Sowjetunion nie einen Sozialismus gegeben habe. Das habe sich als richtig erwiesen. Bei aller Würdigung des Manifests war der Hauptteil der meisten Beiträge seiner Kritik gewidmet - in historischer, in sozialtheoretischer und ökonomischer Hinsicht. Auch hier gab es eine breite Palette der Standpunkte: Sein Horizont sei geographisch beschränkt, wie vor allem von lateinamerikanischen Vertretern betont wurde, seine Sicht auf die Geschlechterproblematik in weiten Teilen unreflektiert, wie z.B. *Frigga Haug* (Berlin) in ihrem Referat während der Abschlußveranstaltung im großen Amphithéâtre der Sorbonne hervorhob, seine Hoffnung auf ein revolutionäres Subjekt weniger wissenschaftlich als spekulativ begründet.

In den vier Hauptveranstaltungen und den bis zu sechs parallel tagenden Workshops an jedem Vor- und Nachmittag kam es kaum zu Debatten über die unterschiedlichen Gesichtspunkte und den Gehalt dieser Analysen des Manifests selbst. Es bleibt zu hoffen, daß sie Gegenstand zukünftiger Konferenzen sind. Politisch stand das Treffen in Paris im Zeichen des einjährigen Bestehens der französischen Links-Regierung. Die französischen Teilnehmer sehen dieses Jahr als Beweis dafür, daß es möglich ist, der Hegemonie des Neoliberalismus ein anderes, ein humanistisches und auf soziale Gerechtigkeit und Gleichheit zielendes politisches Paradigma erfolgreich entgegenzusetzen. Vor allem die Teilnehmer aus Lateinamerika und Afrika diskutierten vor dem Hintergrund der sozialen und politischen Probleme, die im Zeichen des Neoliberalismus vor ihren Kontinenten stehen: Marginalisierung, Rohstoffressource, verlängerte Werkbank plus Verschlechterung der Lebensbedingungen für eine stetig wachsende Zahl von Menschen plus Schaffung von immer mehr Reichen auch in den eigenen Ländern. Soweit ein politisches Zeichen von Paris ausging, bestand es wohl vor allem darin: Es ist Zeit, die Offensive des Kapitalismus zur Vernichtung sozialer Ressourcen, die als Neoliberalismus bezeichnet wird, zum Halt zu bringen. Im Gastgeberland, aber auch anderswo in Westeuropa und in Amerika war das Medienecho auf dieses Treffen beachtlich bis stark. Von den Tageszeitungen der Bundesrepublik berichteten nur die "Süddeutsche Zeitung" und die "junge welt" von dem Ereignis.

Arnold Schölzel

180. Geburtstag von Karl Marx - 150 Jahre Kommunistisches Manifest

Tagung in Wuppertal, 9./10. Mai 1998

Für Konferenzen, Feiern und Resümees aller Art bietet das Doppeljubiläum dieses Jahres mit dem 180. Geburtstag von Karl Marx und dem 150. Jahrestag des Erscheinens des Kommunistischen Manifests reichlich Gelegenheit. So hatte auch die Bergische Universität - Gesamthochschule Wuppertal gemeinsam mit der Marx-Engels-Stiftung und dem Historischen Zentrum der Stadt aus diesem Anlaß am 9. und 10. Mai zu einer wissenschaftlichen Tagung eingeladen, in der das Werk von Marx und seine Wirkung in Geschichte und Gegenwart einer "kritischen Würdigung" unterzogen werden sollte.

Wie sich in den meist auf hohem Niveau geführten Diskussionen zwischen den einzelnen Referaten zeigte, gehörten viele der 180 Teilnehmer zum Kreis der Förderer der Marx-Engels-Stiftung und sind selbst wissenschaftlich tätig. Wer allerdings als interessierter Laie zu dieser Veranstaltung gekommen war, drohte angesichts der verwinkelten Architektur der von einigen Referenten errichteten Gedankengebäude gelegentlich von einer gewissen Verzagtheit übermannt zu werden. Gewiß: Nur eine lebendige, sich immer wieder selbst in Zweifel ziehende marxistische Theorie kann Grundlage für wirkliche gesellschaftliche Veränderungen sein - wenn sie aber derart von der Realität abstrahiert, daß der Bezug zu ihr kaum noch wahrnehmbar ist, wie es in manchem Vortrag der Wuppertaler Tagung der Fall war, wird man das Gefühl nicht los, tatsächlich in den berühmten Elfenbeinturm der Wissenschaft verschlagen worden zu sein. Dennoch ist es in einer Zeit, in der trotz des vorläufigen Sieges des Kapitalismus vehementer denn je nicht nur die historischen Versuche, die Marxschen Vorstellungen über eine von Ausbeutung befreite Form des menschlichen Zusammenlebens in die gesellschaftliche Wirklichkeit zu transformieren, sondern auch die Theorie selbst und ihre Schöpfer moralisch diskreditiert werden, mehr als verdienstvoll, philosophische Begriffe, Kategorien und Thesen sachlich-nüchtern neu zu durchdenken und zu analysieren.

Das Eingangsreferat hielt *Hans Heinz Holz*, der die historische Wirkung von Marxens Werk untersuchte und die These vertrat, mit dem Marxismus habe es eine Veränderung im Verhältnis von Wissenschaftlichkeit und Wirklichkeit gegeben. Theorie und Praxis seien bei Marx erstmals in ihrer gegenseitigen Bedingtheit gefaßt worden.

"Kritische Bildungstheorie und Gesellschaftsanalyse; Bildung, Arbeit und Emanzipation", so lautete das Thema des Vortrags von *Heinz Sünker*, Dekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften der Bergischen Universität, in dem er sich insbesondere den Thesen von Heydorn, Bowles und Adorno zum Zusammenhang von Bildungspraxis und gesellschaftlichen

Strukturveränderungen zuwandte. Für bildungstheoretische Ansätze sei der von Marx erarbeitete Entfremdungsbegriff von großer Bedeutung. Entfremdung, so Sünker, könne nur durch Aufhebung der Reproduktion von Ungleichheit durch Ökonomie, Kultur und staatliche Hegemonie überwunden werden. Am Ziel der Bildung für alle müsse angesichts der Tatsache, daß sie essentielle Voraussetzung für die Lösung der Menschheitsprobleme und gesellschaftlichen Fortschritt überhaupt sei, festgehalten werden. Das Spannendste an diesem Vortrag war die sich anschließende lebhafteste Diskussion, in der u.a. ein Lehrer die Frage nach dem sozialen Ort der Bildung stellte und von seinen verzweifelten Bemühungen sprach, in einer bildungsfeindlichen Umwelt wenigstens bei einem Teil der Schüler ein Empfinden für die Bedeutung von Wissensaneignung und -reflexion zu erzeugen. Auf das Bildungssystem in der DDR angesprochen vertrat Sünker die Auffassung, emanzipatorische Bildung sei in autoritären Strukturen nicht möglich, da "resistance" bzw. "Widerständigkeit" als erzieherisches Element fehle.

Wolfgang Eichhorn (Berlin) stellte den "Kategorischen Imperativ bei Kant und Marx" in den Mittelpunkt seiner Überlegungen und würdigte Marxens Verdienst, das historische Subjekt erstmals als materielle Macht gelehrt zu haben - im Unterschied zu Kant, der Geschichte als letztlich nicht vom Menschen zu beeinflussenden Automatismus begriff.

Am zweiten Tag beherrschten zunächst beinharte Fakten das Konferenzgeschehen: Harry Nick (Berlin) betrachtete die ökonomische Lehre von Marx im Lichte des sozialistischen Scheiterns der realsozialistischen Staaten, Ursachen des wirtschaftlichen Scheiterns der realsozialistischen Staaten, das er zu wesentlichen Teilen darauf zurückführt, daß es zu wenig "kapitalistische" Elemente im sozialistischen Wirtschaftssystem gegeben habe. So ist für ihn beispielsweise die geringe soziale Differenzierung die Ursache für die mangelnde "Wucht" der Interessen und das vergleichsweise geringe ökonomische Potential in den sozialistischen Ländern. Die große Intensität der Verlockungen und Ängste im Kapitalismus bedinge dessen ökonomisches Leistungsvermögen. Das Volkseigentum an sich sei nicht Ursache für das ökonomische Versagen des Sozialismus, wohl aber dessen unzureichende demokratische Ausgestaltung.

Daß das im Kapitalismus immer noch vorherrschende Prinzip des Produzierens um des Produzierens willen, wenn es nur den größtmöglichen Profit bringt, unausweichlich in die Katastrophe führt, und sei es partiell auch noch so effizient, und daß deshalb der Kampf um eine gerechte Weltwirtschaftsordnung mehr denn je auf der Tagesordnung steht, obwohl er so aussichtslos wie nie zu sein scheint, darüber waren sich die Veranstaltungsteilnehmer einig.

Für Widerspruch und zahlreiche Nachfragen sorgte der Vortrag von Danga Vileisis (Berlin) zum Verhältnis von Marxismus und Feminismus. Sie kritisierte amerikanische Feministinnen, die wesentliche Unterschiede bei

Marx und Engels bei der Analyse von Klassen- und Geschlechterverhältnissen übersehen würden und zeigte auf, daß sich gerade bei Engels undifferenzierte Zuweisungen von "produktiver" bzw. "unproduktiver" Arbeit zum Mann bzw. zur Frau finden.

Erich Hahn, dem der undankbare letzte Platz auf der Rednerliste zugewiesen worden war, brachte es nicht nur fertig, das Publikum mit seinem anregenden Vortrag über die Schwierigkeiten von Ideologiekritik im Medienzeitalter bis zur letzten Minute zu fesseln; mehr noch entfachte seine fundierte Analyse moderner Medienkritik und Ideologietheorie einen fruchtbaren und nicht minder interessanten Meinungs-austausch, an dem sich vor allem die Kolleginnen und Kollegen von der Bergischen Universität beteiligten. Er mahnte die Einbeziehung der Rolle der Medien in die Gesellschaftsanalyse an und konstatierte dem gegenüber eine ohnmächtige Position der Linken. Ideologiekritik im eigentlichen Sinne sei angesichts der neuen Medien nicht mehr möglich, da das neue ideologische Subjekt nicht Opfer einer ideologischen Manipulation, sondern sich seines Tuns und dessen, was mit ihm getan wird, durchaus bewußt sei und trotzdem so weitermache. Dies habe Adorno bereits 1963 vermutet. In diesem Zusammenhang warnte Hahn allerdings davor, Ideologie an sich als notwendig falsches Bewußtsein anzusehen und erinnerte an die nach wie vor einleuchtende Begriffsbestimmung, wonach Ideologie zunächst völlig wertneutral die "Gesamtheit geistiger Normen, Theorien, Ideen, Werte" umfaßt, "die bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse widerspiegeln und den Interessen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen Ausdruck verleihen". So sei auch die Entwicklung und Verteidigung einer sozialistischen Ideologie berechtigt, zumal die neu entstehende Gesellschaftsordnung in besonderem Maße in einer Position war, in der sie ihre Werte und Ideen verteidigen mußte. Ein Kardinalfehler des Sozialismus sei aber gewesen, daß er seine Legitimation nur noch durch Affirmation und nicht mehr durch Kritik betrieben habe.

Insgesamt wurde die Bedeutung der Marxschen Ideen im historischen Kontext und für die Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften gerade durch die thematische Breite der Beiträge eindrücklich beschrieben und von den Referenten auf das Vielfältigste reflektiert.

Wer sich eingehender mit den Positionen der Referenten befassen möchte, der wird in absehbarer Zeit einen Konferenzband der Marx-Engels-Stiftung erwerben können, in dem die Referate der Tagung zusammen mit den schriftlich eingereichten Beiträgen (u.a. von Hermann Jacobs und Thomas Metscher) publiziert werden.

Jana Frielinhaus

1848 - Aufbruch zur Freiheit

Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums und der Schirn Kunsthalle Frankfurt a.M.¹

"Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es die Gewalt. Wir wissen, was wir von unseren Fürsten zu erwarten haben. Alles, was sie bewilligen, wurde ihnen durch die Notwendigkeit abgezwungen", schreibt Georg Büchner 1833 in einem Brief an seine Eltern.² Bettina von Armin - betroffen vom Elend der schlesischen Weber und dem brutalen Militeinsatz gegen ihre Hungerrevolte - schreibt am 27. Juni 1844 an Stahr: "Den Hungrigen helfen wollen, heißt jetzt - Aufruhr predigen".³

"Gewalt" und "Aufruhr" des heißen Märzen 1848 waren die Mutter des Frankfurter Parlaments, das am 18. Mai 1848 in die Paulskirche einzog. "Aufruhr - Widerstand - es gibt kein ruh'ges Hinterland" galt nicht nur auf den Barrikaden von Wien und Berlin, sondern in vielen Formen und an vielen Orten Deutschlands, das damals aus 38 Einzelstaaten bestand, die von ursprünglich mehr als 300 Reichstadschaften (bis 1802/03) übrig geblieben waren.

Eine seit 1849 umstrittene Frage ist, ob die "Mutter" oder die "Tochter" zum Ansatzpunkt von Jubiläumsfeierlichkeiten wird. Die staatstragenden, zentralen 150-Jahr-Feiern in Deutschland beziehen sich auch 1998 wieder vornehmlich auf die "Tochter". So auch die Ausstellung des "Deutschen Historischen Museums" zu Berlin, die in Frankfurt am Main stattfindet.

Ganz anders die Franzosen, die weder die Konstituierung der Generalstände zur Nationalversammlung (17. Juni), noch den Ballhauschwur (20. Juni), sondern den Sturm auf die Bastille (14. Juli 1789) zum Nationalfeiertag erklärten.

"Wenn wir einigermaßen zuversichtlich sind, daß '1848 - Aufbruch zur Freiheit' trotz der Breite des Ansatzes weder in den Fakten ertrinkt, noch sich schrecklicher Vereinfachungen schuldig macht, so vorrangig aus zwei Gründen: Zum einen wegen der Paulskirche. Sie steht in Sichtweite und ist - gewandelt an Haupt und Gliedern durch die Folgen der deutschen Katastrophe - als authentischer Ort der Anknüpfungspunkt für ein solches Unterfangen. ... Der zweite Grund unserer Zuversicht ist - die Kunst. Es mag

¹ Die Ausstellung zum 150. Jubiläum der Revolution von 1848/49 ist in der Frankfurter Schirn bis zum 18.9.98, täglich - außer montags - 10-19 Uhr, mittwochs und donnerstags 10-22 Uhr zu sehen; der reich bebilderte und im Unterschied zur Ausstellung mit Texten versehene Katalog kostet 19,98 DM.

² Zitiert nach: Thomas Michael Mayer, Die "Gesellschaft der Menschenrechte", und Der Hessische Landbote, in: Georg Büchner, 1813-1837. Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler, Katalog der Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt, 2.8.-27.9.1987, S. 169.

³ Zitiert nach: Veit Valentin, Geschichte der deutschen Revolution von 1848-1849, Erster Band: Bis zum Zusammentritt des Frankfurter Parlaments, Frankfurt a.M./Wien/Zürich 1977, S. 51.

zunächst überraschen, aber es gehört zum Anspruch von '1848 - Aufbruch zur Freiheit', als historische Schau zugleich auch eine Kunstaussstellung zu sein."⁴

Der "authentische Ort": Die Paulskirche als Versammlungsstätte des ersten deutschen Parlaments, das hier vom 18. Mai 1848 bis zum 30. Mai 1849 tagte, wonach sein "Rumpf", überwiegend von Parlamentariern der Linken, nach Stuttgart umzog und dort von Militär am 18. Juni 1849 auseinandergeritten und -geprügelt wurde. Der Ort aber auch, an dem am 21. Dezember 1848 "Die Grundrechte des deutschen Volkes" beschlossen wurden, die zum Teil bis heute nicht eingelöst, teilweise wieder beschnitten sind.

Zu fragen ist, was die Veranstalter vom "Deutschen Historischen Museum", Christoph Stölzl ist sein Direktor, mit der "deutschen Katastrophe" meinen? War der Nationalsozialismus mit seinen singulären Verbrechen ein Naturereignis, das nur Deutschland berührte?

Der inhaltlichen Verankerung der Ausstellung am Paulskirchenparlament ist es wohl geschuldet, daß Volksaktionen und "Pöbeleute" im Vormärz (Jargon des damaligen Verfassungsschutzes, der Bundes-Zentral-Behörde, seit 1833 in Frankfurt ansässig) sowie der "Drahtzieher" häufig garnicht, zu knapp oder tendenziös dargestellt werden. Das Hambacher Fest ist durch ein Halstuch vertreten (Katalognummer 46), der Frankfurter Wachensturm wird als klägliche Aktion von 50 Studenten dargestellt (49), Georg Büchner erscheint lediglich als Eintrag im "Schwarzen Buch" der Bundes-Zentral-Behörde (50), der 1837 im Gefängnis zu Darmstadt zu Tode gequälte Pfarrer Weidig - Mitverfasser des "Hessischen Landboten" - wird nicht einmal erwähnt, der Schlesische Weberaufstand wird lediglich mit einem - freilich aussagekräftigen - Bild für eine seiner Ursachen (75) erwähnt.

Überhaupt wird in der Ausstellungseinheit "Wetterleuchten der Revolution" - um Himmelswillen nicht Vormärz - darauf verzichtet, ein umfassendes Bild damaliger territorialer Zersplitterung - es gibt nicht einmal eine Karte - der erst in Ansätzen erfolgten Bauernbefreiung und der fortwirkenden Willkür vieler ehemaliger Standesherrn, politischer Diskriminierung und bürokratischer Willkür sowie insgesamt der Leiden und Nöte des "gemeynen Volks" in Land und Stadt darzustellen. Die Präsentation der Märzereignisse des Jahres 1848 beschränkt sich weitgehend auf Wien und Berlin.

Ein eigenes Kapitel ist das Wahlrecht, nach dem das Paulskirchenparlament zustande gekommen ist. Die Aussage im Katalog, daß "aufs Ganze gesehen doch etwa 75% der volljährigen, das hieß gemeinhin mindestens 25jährigen männlichen Bevölkerung, sich an den Wahlen zur Nationalver-

⁴ Christoph Stölzl/Hellmut Seemann, Zur Ausstellung, in: Katalog - '1848 - Aufbruch zur Freiheit', S. 7.

sammlung beteiligt haben⁵, ist mit einem großen Fragezeichen zu versehen. Das von "Nationalliberalen" dominierte Vor"parlament", das in der Ausstellung kaum vorkommt, hatte nur Bruchstücke eines Wahlmodus hinterlassen. Unter anderem mit der Bestimmung, daß nur "Selbständige" wählen durften. Diese Einschränkung wurde zwar in Österreich, Preußen, Hessen-Darmstadt, Holstein, Braunschweig und Nassau nicht angewandt, aber auch dort durften nur Landesmänner wählen. Angesichts der territorialen Zersplitterung und der in der ökonomischen und sozialen Umbruchperiode großen Mobilität der abhängigen Bevölkerung waren damit automatisch weitere, große Teile der Unterschichten vom aktiven Wahlrecht ausgeschlossen. Das überwiegend indirekte Wahlverfahren in den meisten Einzelstaaten besorgte den Rest. Die Unterschichten waren aktiv deutlich unterrepräsentiert. Passiv: In der Paulskirche gab es sie nicht.

Die Repräsentation des Engagements der Frauen in den Geschehnissen des Jahres 1848 ist nicht ausreichend. Sie werden eher als Randproblem behandelt. Das gilt auch für die Rolle der Juden: den Auseinandersetzungen um ihre Emanzipation - die häufig hinter die "Franzosenzeit" zurückgefallen war⁶ - sowie den antijüdischen Ausschreitungen, die es 1848/49 vor allem auf dem Land gab.

Zusammengefaßt: An der historischen Einordnung und inhaltlichen Gestaltung der Ausstellung - der kulturelle Anspruch drängt den politischen häufig in den Hintergrund - gibt es viel zu kritisieren. Fairerweise muß aber auch eingeräumt werden, daß die Darstellung dieses europaweiten Ereignisses, keine leichte Aufgabe ist.

Das eine oder andere mit "Sicht von unten" darzustellen, die Kritik fortzuführen, soll Aufgabe einer eher lokalhistorischen Studie über Frankfurt sein, das 1848 zu vier deutschen Staaten gehörte.⁷

Eberhard Dähne

⁵ Ulrike Ruttman, Einleitung zum Katalogabschnitt "5. Die Nationalversammlung in der Paulskirche", S. 186.

⁶ Vgl. Ludwig Börne, Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt am Main, Rödelheim 1816.

⁷ Eberhard Dähne, Margret Steen, "Die Freiheit und der Äppelwein sind heuer gut geraten", 1848 in Frankfurt (im Erscheinen).

Offener Brief

an das Bureau du Comité international d'histoire de la Deuxième Guerre mondiale

44, Rue de l'Amiral Mouchez, F-75014 Paris

Berlin, Greifswald, Jena, Leipzig, Potsdam, Rostock im März 1998

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen!

Das "Bulletin du Comité international d'histoire de la Deuxième Guerre mondiale" widmet in seiner No. 29 - 1996/97 von den insgesamt 131 Seiten 97 dem Thema "Fifty years of writing the history of the Second World War". Auf 20 Seiten gibt Autor Dick van Galen Last (Amsterdam) eine Einleitung zu seiner mit 1146 Titeln umfangreichen internationalen Bibliographie. Offensichtlich sehen Autor und Redaktion des Bulletins diese Titel als repräsentativ für ein halbes Jahrhundert Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg an.

Wir Unterzeichner sind Autoren von in vielen tausend Exemplaren veröffentlichten Arbeiten zur Vorgeschichte und Geschichte des Zweiten Weltkrieges, die bis 1990 in der DDR erschienen sind. Mit großem Befremden mußten wir feststellen, daß es dem "Bulletin Nr. 29" zufolge in vierzig Jahren DDR überhaupt keine Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg gegeben hat. Dieses Verfahren systematischen Verschweigens wurde auch gegenüber Autoren anderer ehemals sozialistischer Länder angewandt.

Erinnert sei, daß das DDR-Komitee für die Geschichte des Zweiten Weltkrieges bis 1990 ordentliches Mitglied des Internationalen Komitees war, nicht nur Beiträge gezahlt hat, sondern Historiker der DDR auf Veranstaltungen des Komitees aufgetreten sind, in seiner Leitung mitgewirkt haben - wie die verstorbenen Kollegen Wolfgang Schumann und Olaf Groehler - und an mehreren Heften eben jenes Bulletins mitgearbeitet haben, in dem jetzt ihre Arbeiten verschwiegen werden.

Autor Dick van Galen Last, ein erfahrener Bibliograph, kann sich kaum auf Unkenntnis berufen, zumal er Autoren, deren bis 1990 erschienene Schriften er akribisch verschweigt, mit Büchern aufgenommen hat, sobald diese nach 1990 erschienen sind. Alle notwendigen bibliographischen Angaben sind im übrigen leicht zugänglich: Als Band 28 der Weltkriegsbücherei Stuttgart erschien 1990 "Neue Forschungen zum Zweiten Weltkrieg" (im Verlag Bernard & Graefe in Koblenz). Darin wurde unter 67 Staaten der Welt die Historiographie beider deutscher Staates über den Zweiten Weltkrieg in zwei Beiträgen vorgestellt. Bernd Wegner bilanzierte darin

die Historiographie der alten Bundesrepublik (S. 102-129), Gerhart Hass die der DDR (S. 87-101).

Die Mitglieder des Komitees, die Redaktion des Bulletins und Herr Dick van Galen Last seien nur an einige wenige, international bekannte Publikationen erinnert:

- Deutschland im zweiten Weltkrieg, 6 Bde. Berlin 1974-1985. Autorenkollektiv Wolfgang Schumann u.a. sowie über ein Dutzend Quellenpublikationen zu diesem Werk.
- Europa unterm Hakenkreuz. Die Okkupationspolitik des deutschen Faschismus (1938-1945), 9 Bde., Berlin-Heidelberg 1988-1996.
- Publikationen zur Verfolgung und Ermordung der Juden und zur Geschichte der Konzentrationslager, so Klaus Drobisch/Rudi Goguel/Werner Müller: "Juden unterm Hakenkreuz" (Berlin 1973); Kurt Pätzold: "Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung" (Leipzig 1983); Klaus Drobisch/Günther Wieland: "System der NS-Konzentrationslager 1933-1939".
- Veröffentlichungen über die Rolle der Wehrmacht im Krieg, so Gerhard Förster: "Totaler Krieg und Blitzkrieg" (Berlin 1967); Norbert Müller "Wehrmacht und Okkupation" (Berlin 1971); Gerhard Förster/Richard Lakowski "1945. Das Jahr der endgültigen Niederlage der faschistischen Wehrmacht" (Berlin 1975); Olaf Groehler: "Geschichte des Luftkrieges" (1. Aufl. Berlin 1975); Olaf Groehler: "Der lautlose Tod" (Berlin 1987).
- Darstellungen zur deutschen Kriegswirtschaft, voran das dreibändige Standardwerk von Dietrich Eichholtz: "Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft (Berlin 1969-1995), sowie die Dokumentenveröffentlichungen von Wolfgang Schumann/Dietrich Eichholtz: "Anatomie des Krieges" (Berlin 1969), Gerhart Hass/Wolfgang Schumann: "Anatomie der Aggression" (Berlin 1972), Wolfgang Schumann u.a.: "Konzept für die Neuordnung der Welt" (Berlin 1977); Wolfgang Schumann/Ludwig Nestler u.a.: "Weltherrschaft im Visier" (Berlin 1975).

Auf den Hinweis auf Werke zum Widerstandskampf gegen das Hitlerregime, zur deutschen Innen- und Außenpolitik, zur Geschichte der NSDAP und zu anderen Themen verzichten wir an dieser Stelle.

Nach Jahrzehnten einer guten kollegialen, dabei nicht unkritischen Zusammenarbeit mit Historikern sehr vieler, im Internationalen Komitee mitwirkender Staaten finden wir es unverständlich und würden es sehr bedauern, wenn das Internationale Komitee seine in schwierigen Zeiten des Kalten Krieges durchgehaltene Tradition einer korrekten und gleichberechtigten Zusammenarbeit von Forschern unterschiedlicher wissenschaftlicher und politischer Orientierung preisgäbe. Über die Forschungsergebnisse der DDR-Historiographie zum Zweiten Weltkrieg - über ihre unverlierbaren Ergebnisse und ihre Unterlassungen, ihre bahnbrechenden Leistungen und ihre Einseitigkeiten - kann und muß man kritisch und selbstkritisch sprechen. Die Unterzeichner haben das in verschiedensten Publikationen getan und bemühen sich weiterhin darum. Allerdings halten wir die Methode, wesentliche Teile der Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg völlig zu negieren, für wissenschaftlich zerstörerisch und politisch verfehlt. Wir bitten das Internationale Komitee, sich öffentlich von dieser Methode zu distanzieren.

Mit kollegialen Grüßen

Prof. em. Dr. sc. Werner Berthold (Leipzig), Prof. Dr. sc. Werner Bramke (Historisches Seminar der Universität Leipzig; MdL - Vorsitzender des Ausschusses Wissenschaft, Hochschule, Kultur und Medien des Sächsischen Landtages), Generalmajor a.D. Prof. Dr.

Reinhard Brühl (Potsdam - bis 1989 Direktor des Militärgeschichtlichen Instituts der DDR und Vorsitzender der Kommission für Militärgeschichte der DDR; bis 1990 Vizepräsident der Internationalen Kommission für Militärgeschichte), Prof. Dr. sc. Laurenz Demps (Humboldt-Universität Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften), Dr. sc. Klaus Drobisch (Lehrbeauftragter Freie Universität Berlin), Prof. Dr. habil. Dietrich Eichholtz (Borkheide), Prof. Dr. h.c. Ernst Engelberg (Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR, Erster Präsident des Nationalkomitees der Historiker der DDR), Dr. sc. Gerald Diesener (Leipzig), Prof. Dr. sc. Karl Drechsler (Berlin), Prof. em. Dr. habil. Kurt Finker (Potsdam), Kurt Protscher (Hennigsdorf), Dr. Klaus Geßner (Potsdam), Dr. sc. Dr. h.c. Kurt Gossweiler (Berlin), Dr. Gerlinde Grahn (Potsdam), Prof. Dr. sc. Gerhart Hass (Rangsdorf), Oberst a.D. Prof. Dr. sc. Paul Heider (Potsdam, 1984-1989 Stellvertretender Direktor für Forschung des Militärgeschichtlichen Instituts der DDR, 1989/90 Direktor des MGI), Oberst a.D. Dr. Otto Hennicke (Potsdam, 1978-1990 Chefredakteur der Zeitschrift "Militärgeschichte"), Dr. sc. Ulrich Hess (Universität Leipzig, Zentrum für höhere Studien), Dr. Sibylle Hinze (Berlin), Prof. Dr. habil. Karl Heinz Jahnke (Rostock), Prof. Dr. sc. Wolfgang Küttler (Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte Berlin), Dr. Werner Lamprecht (Greifswald), Dr. habil. Karl Lärmer (Berlin), Doz. Dr. sc. Richard Lakowski (Erkner), Doz. Dr. habil. Joachim Lehmann (Rostock), Prof. Dr. sc. Manfred Menger (Greifswald), Dr. Erhard Moritz (Potsdam), Doz. Dr. Norbert Müller (Potsdam), Prof. em. Dr. habil. Helga Nußbaum (Berlin, Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR), Prof. Dr. habil. Kurt Pätzold (Berlin), Dr. sc. Fritz Petrick (Greifswald), Dr. Margarete Piesche (Berlin), Prof. Dr. habil. Berthold Puchert (Potsdam), Dr. Almut Püschel (Potsdam), Dr. sc. Dörte Putensen (Greifswald), Dr. Alwin Ramme (Berlin), Prof. Dr. sc. Werner Röhr (Berlin), Prof. Dr. habil. Dr. h.c. Günter Rosenfeld (Berlin), Oberst a.D. Prof. Dr. sc. Helmut Schnitter (Potsdam, Mitarbeiter der "Forschungsstelle für Militärgeschichte" Berlin, Mitglied des "Verbandes der Deutschen Bundeswehr"), Dr. Klaus Scheel (Berlin), Dr. Rosemarie Schumann (Berlin), Dr. Erika Schwarz (Berlin), Dr. Martin Sekendorf (Berlin), Prof. Dr. Eva Seeber (Leipzig), Dr. Werner Stang (Güterfelde), Dr. Günter Wehner (Berlin), Prof. Dr. habil. Manfred Weißbecker (Jena), Dr. Günther Wieland (Berlin, Staatsanwalt a.D.), Dr. Willy Wolff (Potsdam)

Kontaktadressen:

Prof. Dr. Dietrich Eichholtz, Nachtigallenweg 46, D-14822 Borkheide, Tel./Fax: 033845-41288

Prof. Dr. Gerhart Hass, Weinbergsweg 20, D-15834 Rangsdorf, Tel.: 033708-20523,

Prof. Dr. Werner Röhr, Platz der Vereinten Nationen 1, D-10249 Berlin, Tel./Fax: 030-4275144

CONTRASTE

DIE MONATSZEITUNG FÜR SELBSTVERWALTUNG

CONTRASTE ist die einzige überregionale Monatszeitung für Selbstverwaltung & Selbstorganisation und wird als offenes Diskussionsforum und Sprachrohr der Alternativen Bewegungen genutzt. AktivistInnen aus den unterschiedlichsten Bewegungen verfolgen mit der Herausgabe der Zeitung das Ziel, zu den von Globalisierung, Sozialabbau, Massenarbeitslosigkeit und Umweltzerstörung geprägten herrschenden Verhältnissen Alternativen zu diskutieren, aktuelle Entwicklungen aufzuzeigen, eigene Utopien zu entwickeln und diese zu erproben. Regelmäßige Berichte informieren über Neugründungen und Aktivitäten von Projekten, Selbsthilfeinitiativen, selbstverwalteten Betrieben und Genossenschaften, alternative Ökonomie, Neue Medien, ökologisches Handwerk, Kultur von »unten« u.v.m. Als Service gibt es einen Projekte- & Stellenmarkt, nützliche Infos über Verbände im Selbstverwaltungs-Bereich, Seminare, Veranstaltungen und Neues auf dem Buchmarkt. CONTRASTE ist so buntgemischt wie die Bewegungen selbst und ein Spiegel dieser Vielfalt. Die Auswahl der monatlichen Berichte, Diskussionen und Dokumentationen erfolgt undogmatisch und unabhängig. Ein Schnupperabo (3 Monate frei Haus und endet automatisch) gibt es für 10 DM (nur gegen Vorkasse in Briefmarken, Schein, Verrechnungsscheck).

BUNTE SEITEN 1997/98

Das einzige Adressenverzeichnis der Alternativen Bewegungen

Mit 12.000 Anschriften vorwiegend selbstorganisierter Projekte, Initiativen und Betriebe in der BRD, CH und A und internationalen Kontaktanschriften mit besonderen politischen und ökologischen Ansprüchen. Zusammengestellt von einem aktiven Netzwerk von Menschen aus diesen Bewegungen mit dem Ziel, die Kommunikation, Vernetzung und praktische Kooperation untereinander voranzutreiben und allen interessierten und engagierten Menschen ein Handbuch für eine aktive Einmischung anzubieten. Neu in dieser Ausgabe ist ein »Reader der Alternativ-Medien« mit 1033 Titeln (hiervon 830 aus dem deutschsprachigen Raum) mit zahlreichen Hinweisen auf Verbreitungsgrad, Erscheinungsweise, Seitenzahl, Preisen und Schwerpunktthemen bzw. Ansprüche. Ein Überblick über Video- & Filmgruppen sowie über Freie Radios ergänzen diesen Reader.



262 Seiten, Buchformat 23 x 29,7 cm, Preis 30 DM zzgl. 4 DM Versandkosten, ISBN 3-9240085-04-8

Erhältlich bei: CONTRASTE, Postfach 10 45 20, 69035 Heidelberg

Für eine radikale Bildungsreform

Oskar Negt, *Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche*, Steidl, Göttingen 1997, 430 S.

Die Klage über das Versagen des Bildungs- und Erziehungssystems ist allgegenwärtig, die Übereinstimmung im Ruf nach einer Bildungsreform beängstigend. Oskar Negts neue Schrift "Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche" versteht sich als Teil dieses allgemeinen Unbehagens und als Moment der kritischen Bewegung und zugleich will sie sich bewußt davon abheben. Die Differenz zu den übrigen kritischen Strömungen wird von ihm in die Formel einer notwendigen *Radikalisierung der Bildungsreform* gebracht. Diese Radikalität bezieht Negt erstens auf die Kritik des gesellschaftlichen Zustandes, der ein solches Bildungssystem hervorbringt, von ihm als *Erosionskrise* verstanden, d.h. eines "aus den Fugen geratenen gesamtgesellschaftlichen Zustandes, in dem kein Stein mehr auf dem anderen bleibt". Daraus resultiert zweitens die Radikalität der angestrebten Veränderung einer bisher herrschenden Kapital- und Marktlogik (d.h. Eigentumslogik; D.K.), die sich "gegenüber der Zeitdimension der Zukunft völlig blind zeigt", worin Negt sich mit Hartmut v. Hentig trifft. Seine Vorstellung, das betriebswirtschaftliche Denken des Kapitals einer Nationalökonomie ("die Ökonomie des ganzen Hauses") zu unterwerfen, die von einer gesamtgesellschaftlichen Vernunft gesteuert wird (34), muß sich

allerdings den Einwurf gefallen lassen, woher denn eine solche Vernunft unter den gegenwärtigen ökonomisch und politisch divergenten Interessenlagen kommen soll. Bedarf nicht eine Ökonomie des Gemeinwesens auch eines Gemeineigentums? Die Radikalität erwächst nach Negt drittens als Bewegung von unten, ohne daß er die "oberen" von der Verantwortung entlastet wissen will. "Die zweite Bildungsreform kann nichts anderes sein als die Summe der individuellen, kooperierenden Kräfte aller jener, die an pädagogischen Arbeitsprozessen auf verschiedenen Ebenen beteiligt sind. Eine solche Bildungsreform wäre der rebellische Ausdruck der lebendigen pädagogischen Arbeit gegen die Besitzstände der toten, durch Institutionen, Regeln, verdinglichte Curricula festgelegten Arbeit." (39) Ein solcher Gedanke wird von Negt mit dem Verweis auf den "depressiven Zirkel" (39) ergänzt, in dem sich die in der entfremdeten Alltagswelt Stehenden eine emotionale Balance zu wahren suchen und gegen eine mögliche Umwälzung opponieren. "Die Dinge, die als nicht mehr veränderbar erscheinen, werden von den Betroffenen in ihrer Veränderbarkeit auch gar nicht mehr gedacht." (40) Hier setzt Negt an und formuliert als *politisches* Ziel und optimistisches Credo des Buches (40): "Eine Bewegung für die Bildungsreform in Gang zu setzen, die von Eltern, Lehrern, Wissenschaftlern, Künstlern in Eigeninitiative getragen wird, um sich der Kapital- und Marktlogik entgegenzustemmen."

Negt will die unterschlagenen Konflikte der Wirklichkeit aufdecken, politikfähig machen und bei möglichst vielen Menschen die Organisationsphantasien für Lösungen freisetzen (vgl. 43).

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert. Die fünf Kapitel des ersten Teils untersuchen die veränderten gesellschaftlich-geschichtlichen Voraussetzungen für Erziehung und Lernen und formulieren Ansätze für mögliche pädagogische Antworten auf die neuen Herausforderungen. Dazu gehören u.a. Exkurse zu Familienbindungen oder Kinderöffentlichkeit, die auch für den Kindheits- oder Familiensoziologen provokante Anregungen vermitteln. Die Analyse soziokultureller Wandlungen von Kindheit, Familie oder der Generationsverhältnisse dient Negt dazu, einen Bildungs- und Lernbegriff abzuleiten, der seine schon in den 60er und 70er Jahren vorgestellte Idee des exemplarischen Erfahrungslernens weiterentwickelt. In den Variationen des zweiten Teils bewegt er sich nach seinen eigenen Worten in "konzentrischen Kreisen um das Thema: Wie lernen Menschen? Gibt es anthropologische Grenzen der Erziehung und des Lernens? Wo und wie ist mit Lernen experimentiert worden?". Dabei gibt Negt einen Einblick in bekannte Alternativschulen wie z.B. die Tvindschulen in Dänemark, die Arbeitsschulen Freinets oder die Summerhillschule Neills, über die man sicher auch in anderen Schriften lesen kann, die hier aber in ihrem politischen Zusammenhang eine besondere Perspektive erfahren. In

diesen Teil ordnet Negt auch einen Beitrag einer Lehrerin an der Glocksee-Schule ein.

Im Zentrum der Überlegungen stehen die Reformbedürftigkeit der Schule und die Notwendigkeit einer zweiten Bildungsreform, welche einerseits den bildungsökonomisch verengten Horizont des rationalisierten Schulbetriebs aufbricht, andererseits sich den neoliberalen Bestrebungen entgegenstellt, Bildung und Schule unter eine Kapital- und Marktlogik zu subsumieren. Dabei kann man seiner Forderung uneingeschränkt folgen: "Ohne produktive Aufarbeitung der Alternativschulen wird die Existenzgrundlage des staatlichen Regelschulsystems immer bedrohlicher eingeengt." (11) Damit greift er seinen Gedanken "Die Alternativschule ist ohne Alternative" aus den 80er Jahre wieder auf. Die vom "tiefen Realismus getragenen utopischen Organisationsphantasien von Pädagogen in Privatschulen oder in öffentlichen Experimenten" bilden für ihn dabei eine wesentliche Erfahrungsgrundlage auch für politische Reformen. Im Unterschied zu anderen Vertretern von Alternativschulen will er die staatlich-öffentliche Schule nicht ersetzen oder eine Gegenschule entwerfen, sondern die Schulmodelle in die Gesamtschulbewegung einordnen, "denn die Gesamtschule ist das Zentrum der sozialliberalen Schulreform. Aus staatlichen oder privaten Experimentierschulen sollen humane und demokratische Regelschulen entwickelt werden." Seine Utopie (243) ist eine blühende Schullandschaft, in der die jetzige

Staatsschule in ein reichhaltiges Angebot verschiedener Schultypen übergeht, die sich nicht nur nach Lernformen, Benotungen und Lernzustandsberichten unterscheiden, sondern auch die Schwerpunkte der gesamten Bildungs- und Lernorganisation verschieden gewichten (die "Angebotsschulen").

Negt läßt ähnlich wie Hentig keinen Zweifel daran, daß die Schule im demokratischen *Gemeinwesen* begründet ist (245): "Ohne ein lebendiges Gemeinwesen, das unterhalb der institutionellen Verankerungen getragen wird von demokratischen Einstellungen als gesicherten Momenten der Persönlichkeitsbildung und der Ichstärke kann es sinnvolles Lernen nicht geben." Er bleibt insofern auch dem Gedanken der Einheitsschule verpflichtet. Der herrschenden Gesellschaft von sozial und politisch Ungleichen setzt die Einheitsschule oder die einheitliche staatliche Regelschule die optimistische Vision einer Gemeinschaft - zumindest für die Schulzeit - von tatsächlich Gleichen und Freien entgegen. Den pädagogischen Optimismus, der im nichtelitären Organisationsprinzip der Einheitsschule enthalten ist, verbindet Negt eng mit dem optimistischen Menschenbild einer praktizierten Demokratie.

Die Schrift enthält einen Reichtum an pädagogischen Reflexionen, die eher als Denkanstöße - nicht als Antworten - zu gegenwärtigen Bildungsdiskussionen verstanden werden wollen. Negt läßt - von Realitätsnähe und Problemsensibilität getragen - kaum einen Bereich der Schulwirklichkeit unbefragt. Er dis-

kutiert die Maßverhältnisse von Schulen, die bisherige rational-kognitive Kopplastigkeit der Schule, das exemplarische Erfahrungslernen, das Verhältnis von vertikaler jahrgangsübergreifender und horizontaler jahrgangsgebundener Schulgliederung oder die Elternmitbestimmung, die er vor allem in der Mitarbeit der Eltern im pädagogischen Prozeß selbst sieht. Hier bereitet er dem pädagogisch Sachkundigen - und wer ist das nicht - einen Genuß vielfältiger kritischer Reflexionen. Dabei stört den jeweiligen Fachwissenschaftler vielleicht, wie großzügig Negt mit einzelnen Wissenschaftsdiskursen umgeht, dem Anliegen des Buches wird damit jedoch kein Abbruch getan. So identifiziert die Fachdiskussion gegenwärtig einen Übergang von den Schlüsselqualifikationen zu den Kompetenzen oder sie rückt von der Gleichsetzung von Schulklima, zu dem im übrigen vielfältige Untersuchungen existieren, und Betriebsklima wieder ab. Es ist beeindruckend, wie Negt immer wieder auch in den philosophiegeschichtlich anspruchsvollen Exkursen zum Denken im Konkret-Allgemeinen zurück zu den politischen Kontexten der Bildungsreform findet und eine Umgewichtung des Lernens (vgl. 221) fordert, in dem nicht mehr eine Vermittlung abstrakten Wissens von oben, sondern Entfaltung des im Exemplarisch-Besonderen enthaltenen Allgemeinen reflektiert wird. In diesem politischen Zusammenhang gewinnt Negt auch eine *pädagogisch-erzieherische Dimension* zwischen Selbstregulie-

rung als Antiprinzip politischer Indoktrination einerseits und Grenzsetzung durch Strukturierungsarbeit andererseits. Das Bekenntnis zu neuen entwicklungs- und lernfördernden Strukturen könnte der Schlüssel zu einer weit gefaßten radikalen Reform sein.

In diesem Zusammenhang wahrt Negt auch eine wohltuend realistische Sicht auf die pädagogische Situation von Alternativschulen (vgl. 196), die für ihn keineswegs eine illusionäre Gemeinschaft von Lehrern, Eltern und Schülern sind, die ohne Konflikte auskäme und sich von den gesellschaftlichen Gesetzen des Zwangs und der Gewalt völlig befreit hätte.

Es bleiben für einen Rezensenten, der in einer bestimmten pädagogischen Tradition der DDR-Schule steht, auch bei aller rationalen Zustimmung und emotionalen Nähe Fragen offen, die nicht vom Lesen abhalten, sondern dazu auffordern sollen: So kann nur vermutet werden, warum Oskar Negt in seiner Aufforderung, Schule neu zu denken, die Erfahrungen der DDR-Schule nicht einmal erwähnenswert findet. Es wäre wichtig gewesen, daß Negt die eingeklagte Neugier auf das Andere (vgl. 46) in diesem Fall selbst praktiziert hätte. Auch der zweite Einwurf resultiert aus dem Sozialisationskontext des Rezensenten. Negt bindet durchgängig seine Utopie(n) an das Gemeinwesen. Warum läßt er die Utopie des Sozialismus außerhalb jeder Diskussion? Das Scheitern dieser Utopie in verschiedenen konkret-historischen Formen oder möglichen Vorläufern bedeutet

doch nicht das Scheitern der Utopie selbst. In diesem Zusammenhang bleibt auch offen, warum er den gesellschaftlichen Schlüsselqualifikationen (Identitätskompetenz, technologische K., ökologische K., Gerechtigkeitsk., historische K.) nicht auch eine Kompetenz des kritischen Widerstandes oder der Widerständigkeit (gegen die von ihm eingestandene Ungerechtigkeit der herrschenden Verhältnisse) hinzufügt.

Oskar Negt gebraucht häufig eine Metapher, wenn er seine Handlungsalternative formuliert: Man stößt zusätzlich, was schon fällt, um etwas ganz Neues an die Stelle des Ausgehöhlten zu setzen, *oder* man entscheidet sich für einen radikalen Reformprozeß. Er formuliert ein engagiertes politisches und pädagogisches Plädoyer für eine zweite Bildungsreform.

Dieter Kirchhöfer

Frauen-, Familien- und Sozialpolitik in der Ara Kohl

Mechtild Jansen, *Das Claudia-Nolte-Phänomen*, Dietz-Verlag, Bonn 1997, 207 Seiten, 29,80 DM

Wer ist Claudia Nolte? Claudia Nolte ist jenes junge, alte Fräulein, das im Zeitalter der Frauenbefreiung bar jeden emanzipatorischen oder feministischen Gedankenguts Frauenministerin unter Kohls Gnaden werden durfte. Warum gerade Claudia Nolte? Warum gehen die Frauen nicht auf die Barrikaden? Warum fühlen sich die Männer nicht beleidigt? Warum sind die Öffentlichkeit und die Gesellschaft,

die sich so gerne kritisch geben, nicht zutiefst befremdet?

Auf diese Fragen versucht die Sozialwissenschaftlerin und Publizistin Mechtild Jansen in ihrem Buch mit dem Titel "Das Claudia-Nolte-Phänomen" eine Antwort zu geben. Sie fragt nach den ursächlichen Zusammenhängen der tiefen gesellschaftlichen Umbrüche, deren sichtbare Zäsur das Ende des Systemkampfes zwischen Kapitalismus und Sozialismus ist. Die zentrale Frage lautet: Wohin treibt die Bundesrepublik?

Dabei geht es der Autorin nicht um die individuelle Person, sondern um die Politikerin Claudia Nolte. In erster Linie aber geht es Mechtild Jansen um das Politikum, für das die Frauenministerin Symptom ist. Die in diesem interessanten, zum Teil spannenden Buch ausgebreiteten Überlegungen resultieren offensichtlich aus langjähriger, sorgfältiger Beschäftigung sowohl mit dem rechten als auch dem linken Spektrum sozialpolitischer Konzepte sowie der profunden Kenntnis zur Rolle der Frauen und der Frauenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland.

Aus dieser Perspektive heraus kritisiert Jansen den verengten Begriff von Frauenpolitik, dem auch deshalb ein untergeordneter Stellenwert zugemessen wird, da gegenwärtig vor jede emanzipatorische Politik das Präfix "post" gesetzt wird. "In Wirklichkeit", schreibt Mechtild Jansen bereits in ihrer Einleitung, "ist allein die Tatsache einer gesonderten Frauenpolitik ein gesellschaftspolitisches Ereignis

höchsten Grades. Frauenpolitik ist Grundlage jeder Form von Politik, die sich auf alle Bürger und Bürgerinnen und die Allgemeinheit bezieht. So betrachtet muß sie als roter Faden für die gesamte gesellschaftliche Verfaßtheit gesehen und verstanden werden."

Vor diesem Hintergrund ist das CDU-Mitglied und die Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Claudia Nolte, nicht zuletzt Ausdruck der konservativen Politik Helmut Kohls sowie des politischen und kulturellen Zustandes und Zeitgeistes der Bundesrepublik insgesamt. Die Frage, inwieweit die 1966 in Rostock geborene Katholikin die von Bundeskanzler Kohl 1983 versprochene "geistig-moralische Wende" auf dem weiten Feld der Frauenpolitik darstellt, welchen Stellenwert ihr in der Nachfolge von Rita Süßmuth, Ursula Lehr und Angela Merkel beigemessen werden muß, versucht die Autorin Jansen nachzuzeichnen.

Pointiert wird das politische Profil der Ministerinnenriege im Frauenressort charakterisiert: "Süßmuth war frauenbewegt, Lehr unideologisch, aufgeklärt, modern, Merkel konservativ angepaßt selbständig, Nolte gläubig rechts. Während Rita Süßmuth den Männern noch ihr Machtvorrecht streitig zu machen versuchte, Ursula Lehr davon nichts verstand, Angela Merkel etwas Distanz hielt, verbündete sich Claudia Nolte gleich mit ihnen. Ihre Kompetenzen als Ministerinnen wurden politischen Opportunitäten folgend immer schmalspuriger."

Claudia Nolte durfte im "Sammel-Rand-Ministerium" mit den Zuständigkeiten für "Familie, Senioren, Frauen und Jugend" Platz nehmen. Sie steht am Ende einer von konservativen Männern vorgegebenen Frauenpolitik, deren wichtigsten politischen Vorhaben und Ziele die Autorin zusammenfaßt: So bedeutete die Einführung des dreijährigen Erziehungsurlaubs und das einjährige Erziehungsgeld (das ebenfalls auf drei Jahre geplant war) die Stärkung der privathäuslichen Erziehung kleiner Kinder durch die Autorität der Eltern, die keine andere Wahl zuläßt. Durch die geschlechtsspezifische Spaltung des Arbeitsmarktes und der Löhne werden die Erziehungsaufgaben im wesentlichen von Müttern verrichtet. Dadurch entlasten die Frauen den Arbeitsmarkt und kehren als Teilzeitarbeitende zu schlechteren Bedingungen erst später in den Beruf zurück. Die bestehenden Regelungen - Erziehungsgeld und Erziehungsurlaub - haben so nur den einen Zweck, die Kleinfamilie zu belohnen, ihre hierarchische Ordnung in Staat und Gesellschaft zu reproduzieren, die Unterordnung der Frau, ihre zweitklassige Rolle in Beruf und Gesellschaft zu zementieren.

Ein weiterer Eckpunkt konservativer Frauenpolitik war die Neuregelung des § 218 StGB, die den Frauen zwar das Selbstentscheidungsrecht einräumt, jedoch gleichzeitig ein Lebensrecht des Ungeborenen gegen das der Frau beinhaltet. Es gilt eine grundsätzliche Schuldvermutung, so konstatiert Mechthild Jansen, und eine

Schwangerschaftsunterbrechung wird als Rechtsvergehen qualifiziert. "Ein moralischer, rechtlicher und politischer Vorbehalt gegen das Selbstbestimmungsrecht der Frau wird so zugelassen." Im Namen von Schutz und Hilfe werden die Frauen unter die vormundschaftliche Aufsicht und Disziplinierung des Staates gestellt. So versucht die Stiftung "Mutter und Kind", die Frauen durch finanzielle Unterstützung zum Austragen der Schwangerschaft zu ermutigen. Damit symbolisiert die Stiftung den ideologischen Auftrag der Mutterschaft an die Frau. "Die Familie als Lebensform hat Vorrang vor anderen Lebensformen, denen gleiche Rechte versagt werden. Ehegattensplitting, Kindergeld, Sozialrecht subventionieren ausdrücklich die traditionelle Kleinfamilie mit traditioneller Rollenverteilung."

Da wundert es den interessierten Leser nicht, wenn sich das politische Profil der Damen von Helmut Kohls Gnaden sich in verengender Spirale abwärts bewegt. Eben darin erklärt sich das "Claudia-Nolte-Phänomen". Der Ministerin wird eine Harmlosigkeit unterstellt, die sie, wie Mechthild Jansen nachdrücklich dokumentiert, nicht hat. Claudia Nolte ist eine Frau, die die Sache nun auf ihre eigene Weise in die Hand nehmen wird. Genauso wie ihr das die konservativen Herren aufgetragen haben. "Eine Sache, die eben Sache der Frauen ist, die Männer nie so gut machen könnten und auch nicht machen wollten."

Es ist das besondere Verdienst von Mechthild Jansen, wenn sie sehr

umfassend die Linien der konservativen Frauen-, Familien- und Sozialpolitik in der Ära Kohl rekonstruiert. Gleichzeitig zeichnet sie das Bild einer resignierten Frauenbewegung, die bescheiden in ihren Ansprüchen, kleinkariert im politischen Verhalten geworden ist. Vielleicht gelingt es dem kleinen Buch, die zahllos gewordene Frauenbewegung aufzurütteln und die demokratische Linke aus dem Dornröschenschlaf zu erwecken, um sie stark zu machen für eine "zweite Chance". Denn Claudia Nolte kündigt vom Ende der Ära Kohl.

Klaus Störch

"... ich wollte ein neues Deutschland"

Hans Modrow, *Ich wollte ein neues Deutschland*, Dietz-Verlag, Berlin 1998, 2. Aufl., 480 S., 48,- DM.

Nach der Durchsicht dieses Buches bin ich davon überzeugt, Hans Modrow wollte ein neues Deutschland. Nur - die machtpolitischen Konstellationen waren dafür äußerst ungünstig. Und das in mehrfacher Hinsicht: Die UdSSR unter Führung Gorbatschows erwog bereits zu diesem Zeitpunkt eine radikale Wende in der sowjetischen Deutschlandpolitik - auch eine mögliche Eingliederung der DDR in die BRD. Zum anderen erfuhr parallel dazu der Zerfallsprozeß in der DDR eine rapide Beschleunigung. "Die Ereignisse in Deutschland", so dazu Gorbatschow, "bringen uns, unsere Freunde, aber auch die westlichen Mächte in eine

schwierige Lage. Die SED zerfällt. Nunmehr ist klar, daß die Vereinigung unausweichlich ist, und wir haben kein moralisches Recht, uns hier zu widersetzen. Unter diesen Bedingungen kommt es darauf an, die Interessen unseres Landes maximal zu bewahren." (414) Die NATO-Mächte, allen voran die USA und die BRD, nutzten die tiefe Krise im Ostblock und die sichtbaren Schwächen des realen Sozialismus mit dem sich abzeichnenden Zusammenbruch hemmungslos aus.

Modrow schildert ausführlich diesen Prozeß und gelangt als Fazit zu der Auffassung: "Männerfreundschaften" wie die zwischen Kohl und Gorbatschow wogen schwerer als historisch gewachsene Verbindungen zwischen der UdSSR/DDR bzw. KPdSU/SED. Die so viel gepriesene "Freundschaft" ging "über Nacht" in die Brüche. Da wurde der "Bruderkuß" am 40. Jahrestag der DDR zwischen Gorbatschow und Honecker zum "Todeskuß". Modrow ist zuzustimmen, wenn er als Grund für diese gravierenden Wandlungen feststellt: "Die Männerfreundschaft mit Jelzin und Gorbatschow, beide einst in höchsten Ämtern der KPdSU, hat ihren Nährboden in deren Abschwören von früherer Bindung an die Ideale des Sozialismus" (425). Und in der Tat: Der eine favorisierte die Sozialdemokratie, der andere den Kapitalismus pur - und seine persönliche Macht.

Dies ist sicherlich die bitterste Erkenntnis Modrows. Denn er richtete seinen politischen Werdegang auch als sogenannter Hoffnungs-

träger und Ministerpräsident der DDR nach der Wende an den Idealen des Sozialismus aus. Darüber informiert das Buch ausführlich. Hier erhält der Leser einen Einblick in die Abgründe bzw. in das "schmutzige Geschäft" der Politik - gerade auch im Zusammenhang mit der Eingliederung der DDR in die BRD.

Modrow zeigt zum anderen auf, wie er mit seiner Regierung in dieser Phase der Entwicklung versuchte, auch im Vertrauen zur UdSSR und der Führung der KPdSU, in den schwierigen Verhandlungen mit Bonn von der DDR "zu retten, was zu retten ist". Auch hier erhält der Leser viele Informationen und Einschätzungen über die agierenden Gruppierungen in der DDR nach der Wende - bis hin zum "Runden Tisch". Wir erfahren nähere Einzelheiten über die gravierenden Veränderungen in der Führungsspitze der SED, die damit verbundenen Auseinandersetzungen um die Vergabe der Funktionen, über die Festlegung der weiteren Politik durch den SED-Parteitag, über die Demonstrationen vor allem in Dresden und andere wichtige Ereignisse.

Doch die Kräfte des Kapitals waren im Verbund mit Gorbatschow/Schewardnadse stärker als die der "noch DDR". Die entscheidenden Verhandlungen über das weitere Schicksal der DDR wurden hinter dem Rücken der verantwortlichen Politiker der DDR geführt. Der Autor stellt im Rückblick dazu fest: "Während die USA nichts taten, ohne sich vorher mit der Bundesrepublik über ihre Schritte zu ver-

ständig, informierte Gorbatschow nicht mal mehr in den eigenen Reihen gründlich, und die DDR bildete in der Informationskette eh immer das letzte Glied. ... Er (Gorbatschow - F.K.) gab die DDR frei, nichts weniger und nichts mehr. Und diese Chance nutzte Bonn gnadenlos." (416f.) "Die bundesdeutsche Seite arbeitete bereits mit Sonderstäben in Richtung DDR" (350) - so Modrow dazu. "Alles zielte in Bonn auf Veränderungen bei uns und daraus sich ergebende Anpassungen ans bundesdeutsche Staatswesen; dort aber, im eigenen Land, sah man aufgrund der veränderten historischen Situation keinerlei Anlaß für Wende und Neuanfang." (ebd.)

Modrow bringt deutlich seine Enttäuschung über diese doch ungewöhnlichen Praktiken zum Ausdruck. "Der letzte Generalsekretär der KPdSU erwies sich (nach seiner Meinung - F.K.) jedoch 'nur' als Held der Auflösung, nicht der Lösungen." (231) Er betont zugleich: "Aber ich habe kein Recht, mich als Richter aufzuspielen. Gorbatschow handelte in einem politischen Raum, der gefährlich eng geworden war, und in gesellschaftlichen Strukturen, die zur Sprengung drängten oder zur Implosion. ... Wir, die wir den Sozialismus reformieren wollten, sind zu spät gekommen. Die Menschen sprachen ihr Urteil gegen uns. Es wäre verflucht einfach, nun am einseitigen Hoffnungsträger Gorbatschow sein Mütchen zu kühlen." (231) Richtig - nur Gorbatschows Politik hatte den Zusammenbruch des realen Sozialismus und eine

tiefe Krise der sozialistischen/kommunistischen Kräfte in der Welt zur Folge, vor allem aber die Ausweitung des Kapitalismus auf diese Länder.

Modrow heute - wie auf dem DKP-Parteitag in Rostock und in der UZ vom 12.6.98 (Leserbrief "Ich würde es wieder tun") erneut geschehen, "eine objektive Mitschuld für den Sieg der Konterrevolution" und die "historische Kapitulation" vorzuwerfen, ist absurd, eine böartige Geschichtsklitterung. Den Zusammenbruch des realen Sozialismus mit all den negativen Auswirkungen auch auf die internationale Arbeiterbewegung haben ursächlich dogmatische Verengungen des Marxismus/Leninismus und ihre politischen Repräsentanten (z.B. Stalin) zu verantworten.

Auch in diesem Zusammenhang gibt das Buch so manche wichtige Antwort für die Gegenwart. Die Schilderung seines Lebensweges - vor allem auch als SED-Kader, der über die Antifaschule in der Sowjetunion nach Deutschland kam und zunächst als FDJ-Funktionär und später als Erster Sekretär der SED im Bezirk Dresden, Mitglied der Zentralkomitees der SED und Abgeordneter der Volkskammer die Politik in der DDR aktiv mitgestaltete, gibt mehr als nur einen Einblick in seinen politischen Werdegang. Die Starrheit des Systems, sowohl der SED und ihres Apparates als auch der DDR-Gesellschaft, wird durchgängig sichtbar. Der "demokratische Zentralismus" erwies sich in der Wirklichkeit des politischen und gesellschaftlichen Lebens in der DDR

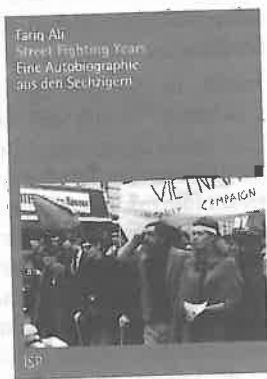
immer mehr als Einengung bzw. Fessel der Kreativität der Menschen und der Politikgestaltung. Er verkam im Laufe der Zeit zum Instrument der Disziplinierung und der Sicherung der absoluten Macht der SED - des Politbüros und des Generalsekretärs.

Modrow macht in seinen Darlegungen das sichtbar. "Auch mir fiel es schwer", so gesteht er ein, "Positionen aufzugeben, die einst zum Fundament meiner Überzeugung gehörten. Jetzt neu denken und zu handeln hieß: einen Teil seiner selbst aufzugeben. Person und Rolle mußten zunächst zwangsläufig auseinanderfallen. Aber den Rückzug aus dem Gestern empfand ich dennoch nicht ausschließlich als Ausstieg aus dem bisherigen Leben, sondern als einen kreativen Prozeß, in dem ich wieder zu mir und zur Deckungsgleichheit von Funktion und Person zurückfand." (361) Heute ist Hans Modrow Ehrenvorsitzender der PDS und er wirkte als Abgeordneter im Deutschen Bundestag.

Das Buch ist nach meiner Auffassung durch seine Analyse und Darstellung der Ereignisse ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte. Es enthält zugleich Lehren für die heutigen Kämpfe der Linkskräfte gegen den hemmungslosen Kapitalismus unserer Zeit.

Fritz Krause

Neu bei ISP



Tariq Ali
Street Fighting Years
 Autobiographie eines '68ers
 293 Seiten, DM 35,00
 ISBN 3-929008-76-9

„Ali verkörpert wie kaum ein anderer das, was an 1968 originell und aufbewahrendwert ist.“

Christoph Jünke in *Neues Deutschland*

Neuer ISP Verlag

Marienstr. 15
 76137 Karlsruhe
 Telefon (0721) 31183
 Fax (0721) 31250
 e-mail:
 101 467.3414@compuserve.com

Der kritische Gehalt der klassischen Ökonomie und die herrschende Lehre

Gérard Duménil, Dominique Lévy, La dynamique du capital. Un siècle d'économie américaine. Actuel Marx confrontation. Presses Universitaires de France, Paris 1996, 410 S., 145.- FF (ca. 45.- DM).

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis eines langen Forschungsprozesses, der im deutschen Sprachraum bislang kaum wahrgenommen worden ist. Er bietet vor allem auf zwei Gebieten neue, anregende Perspektiven: Der Methode der Kritik der herrschenden Ökonomie (zu Unrecht als neoklassisch bezeichnet) und der Interpretation der historischen Entwicklungstendenzen des Kapitalismus. Der Untertitel des Buches ("Ein Jahrhundert amerikanische Ökonomie") erscheint allerdings etwas irreführend, da die Autoren keine systematische Analyse der US-Ökonomie bezwecken, sondern die Wirtschaft der USA nur von Fall zu Fall exemplarisch als Beleg ihrer theoretischen Ableitungen einführen. Die Autoren vertreten das Erbe der klassischen Ökonomie, die sie mit den Namen Smith, Ricardo und Marx verbinden. Die klassische Ökonomie hat demnach mit Marx ihren Höhepunkt erreicht. Die Marktorthodoxie, die heute herrschende Lehrmeinung, berufe sich mit Unrecht auf die Klassiker - was schon die Verengung der Forschungsfelder zeige. Es sind vor allem vier Gebiete, auf denen die Klassiker ihre Beiträge geleistet haben: die Werttheorie (Arbeits-

wertlehre); die Lehre von Konkurrenz und Preisbildung, die Konjunkturtheorie und die historische Entwicklungstendenz der Produktionsweise. Während die Marktorthodoxie sich nur mit der Wirkungsweise von Konkurrenz und Preisen beschäftigt, widmen sich die Autoren der vorliegenden Arbeit den Fragen des Konkurrenzmechanismus, des Konjunkturzyklus und der Entwicklungstendenz des Kapitalismus.

Die Werttheorie dagegen wird hier ausgeklammert - sie gehöre nicht zu den "analysierten Mechanismen" (13). Diese Entscheidung ist fragwürdig, da man zwar gemeinsam mit den Autoren die Arbeitswertlehre als der Analyse der Ausbeutung und nicht jener der Preisbildung zugehörig bezeichnen kann (wie in einem Exkurs auf das Transformationsproblem argumentiert wird), die Ausbeutung (und damit das Verhältnis Profitrate - Lohnbildung) aber durchaus ein im Zusammenhang mit den historischen Tendenzen untersuchter "Mechanismus" ist.

Das Buch unterteilt sich dementsprechend in drei große Abschnitte: Konkurrenz (1. und 2. Teil), Konjunktur (3. Teil) und säkulare Entwicklungstendenzen (4. und 5. Teil).

Der Analyse der Konkurrenz als Koordinationsinstanz der Marktökonomie wird ein vergleichsweise großer Platz eingeräumt, was sich wohl auch aus dem Bemühen erklärt, die Marktorthodoxie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Auf der Basis eines ökonometri-

schen Modells, welches aus der Walras'schen Theorie des allgemeinen Gleichgewichts abgeleitet ist (in der frankophonen Debatte sehr verbreitet), wird zunächst gezeigt, daß der Kapitalismus das Problem der Koordination der isolierten Akteure gut lösen kann, daß sich in der Tat immer wieder ein Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage herstellt, welches die Autoren als "Gleichgewicht der Proportionen" (z.B. 196) bezeichnen. Indem sie Grundannahmen der allgemeinen Gleichgewichtstheorie sukzessive fallen lassen (insbesondere durch Einführung von unterschiedlichen Reaktionszeiten und durch die Abkehr vom Say'schen Theorem und der Annahme kurzfristig flexibler Preise) erarbeiten sie schrittweise ein realitätsnäheres Modell des "allgemeinen Ungleichgewichts" (89), welches der kapitalistischen Ökonomie adäquater ist. In der Tat kennt das Walras'sche Gleichgewichtsmodell nämlich nur Händler, die durch alleinige Anpassung der Preise ein Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage erreichen - es herrscht das Bild einer Austauschökonomie. Konsequenterweise folgt daraus eine Krisenanalyse und eine wirtschaftspolitische Therapie, die den Schwerpunkt auf jene Faktoren legt, welche die Preisflexibilität behindern. Dies ist die Essenz der herrschenden Wirtschaftslehre: Getting the prices right!

Tatsächlich aber ist die moderne Ökonomie eine Produktionsökonomie, in der auf Veränderungen in Verhältnis von Angebot und Nachfrage auch und vor allem

durch Vorratsbildung, Veränderung im Auslastungsgrad und Investitionsverhalten reagiert wird. Da die Marktorthodoxie aber die Anpassungsreaktionen des Unternehmens außerhalb des Untersuchungsfelds der Ökonomie stellt, kann sie in Wirklichkeit nicht erklären, wie der Kapitalismus das Koordinationsproblem löst.

Die Autoren zeigen anhand ihres Modells (und darin liegt ein innovatives Moment), daß die Unternehmen nicht nur mit Preis-, sondern ebenso mit Mengenanpassungen reagieren, daß dafür Zeit notwendig ist und daß daraus Ungleichgewichte der "dimension" (128) resultieren. Dies ist natürlich nichts anderes als Keynes' "Gleichgewicht bei Unterbeschäftigung". Die Autoren begründen dieses Ungleichgewicht allerdings anders als Keynes und sie heben hervor, daß die Anpassungsreaktionen der Unternehmen auf Marktungleichgewichte auch von institutionellen Gegebenheiten abhängen - ein Verweis auf den dritten Teil der Arbeit. (Es sei der Verweis gestattet, daß Keynes eben solche institutionelle Veränderungen vorgeschlagen hatte.)

Der dem Erkenntniswert von ökonomischen Modellen skeptisch gegenüberstehende Leser mag bedauern, daß die Autoren viel Energie auf die Darstellung des Modells verwendet haben und daher der Diskussion der inhaltlich interessanten Ergebnisse (Reaktionszeit der Unternehmen, Anpassungsweise und institutionelle Rahmenbedingungen) vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit widmen.

Im zweiten Hauptteil der Arbeit bemühen sich die Autoren, die Anpassung der Produzenten an die Ungleichgewichte von Angebot und Nachfrage als Konjunkturzyklus zu beschreiben. Es handelt sich also um jene Prozesse, welche kurzfristig zu einem Gleichgewichtszustand zurückführen, welcher sich selbst nur langfristig ändert. Die Autoren geben keine klare Auskunft über die Ursachen dieser Schwankungen - sie konstatieren sie zunächst nur unter empirischem Bezug auf die amerikanische Situation. Der Konjunkturzyklus wird als jener im ersten Hauptteil des Buches analysierte Anpassungsprozeß definiert, der immer wieder das Walras'sche Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage herstellt - aber im Gegensatz zu Walras nicht nur durch Preisanpassung, sondern durch Preis- und Mengenanpassung. Der Zyklus, beschrieben als Fluktuation der Kapazitätsauslastung um ein rechnerisches Mittel (157), wird durch einen destabilisierenden und zwei stabilisierende Kreisläufe erzeugt: Der erste Kreislauf von Produktionswachstum, Geldschöpfung, Nachfragewachstum, Lagerabbau und wieder Produktionszuwachs ist destabilisierend; der zweite Kreislauf von inflationärer Anspannung und restriktiver Geldpolitik ist stabilisierend ebenso wie der dritte Kreislauf, der über den Lagerabbau die Produktion vermindert und ebenfalls inflationär wirkt. Der Rezensent hat allerdings Schwierigkeiten, der auf die Geldpolitik abzielenden Argumentation zu folgen, da deren Wirkung auf die "reale"

Produktion durchaus umstritten ist - der Konjunkturzyklus wird hier zu einem Zyklus der Geldpolitik.

Der Grad der konjunkturellen Instabilität wird im übrigen wiederum auf die Anpassungsreaktionen der Unternehmen zurückgeführt, die ihrerseits in der historischen Tendenz Veränderungen unterworfen sind. Hier wird ein interessantes Thema leider nur angetippt: nämlich der Zusammenhang oder Widerspruch zwischen den Versuchen gesellschaftlicher Regulierung (der Begriff Regulierung taucht nicht auf, es wird von "gestion publique" (181) gesprochen) und privater (besser: einzelwirtschaftlicher) "gestion".

Dem dritten Teil, dem über die historischen Entwicklungstendenzen des Kapitalismus, kommt naturgemäß das Hauptinteresse zu. Auf der Basis der amerikanischen Ökonomie werden drei große Entwicklungsabschnitte identifiziert: 1869 (Bürgerkrieg) bis etwa 1910, 1910 bis etwa 1950 und 1950 bis 1989. Im Mittelpunkt der Analyse der damit verbundenen Veränderungen stehen Technik einerseits und Einkommensverteilung andererseits, ausgedrückt in fünf Indikatoren: Arbeitsproduktivität, Kapitalproduktivität, der Relation Arbeit/Kapital auf der einen und Lohnkosten und Profitraten auf der anderen Seite (208). Untersucht werden diese Variablen als interdependentes System, in dem es keinen letztendlich bestimmenden Faktor gibt, auch wenn die drei Perioden der US-Ökonomie als Perioden fallender (1869-1910, 1950-1989) bzw. steigender Profitraten (1910-

1950) beschrieben werden. Die Autoren kommen zu einer teilweisen Bestätigung des Marx'schen Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate, dem sie allerdings seinen Gesetzescharakter - unter Verweis auf die empirische Analyse - absprechen. Der Kapitalismus produziere zwar diese Tendenz zum Fall der Profitrate, er könne ihr aber entkommen, wenn es gelingt, die Arbeitsproduktivität zu steigern ohne gleichzeitig die Last des fixen Kapitals zu erhöhen. In ihren Schlußfolgerungen kommen die Autoren auf das Eingangsproblem zurück - nämlich das Problem der Koordination: Wie kann eine Gesamtheit von vereinzelt Akteuren auf Ungleichgewichte (hier: Fall der Profitrate) reagieren? Den Autoren zufolge war im historischen Fall der USA die Reaktion tatsächlich mehr einzelwirtschaftlich als gesamtgesellschaftlich: Die Strukturkrise 1929 ff. führte zu einer Reorganisation der Unternehmensführung, welche eine umfangreiche Ökonomie des vorgeschossenen Kapitals ermöglichte: Ein neues Stadium des Kapitalismus brach an, welches aber den Autoren zufolge (diese sind hier leider sehr kurz angebunden) weniger durch einen wirtschaftspolitischen Paradigmenwechsel als durch Veränderungen der Entscheidungsträger in den Unternehmen ("Managerrevolution") gekennzeichnet zu sein scheint: "Aus dieser Analyse folgt, daß der starke Antrieb des Kapitalismus zur Verbesserung der Leitungsmethoden ("gestion"), welche sich in einer Erhöhung der Zahl der "weißen Kragen" aus-

drückt, trotz der damit verbundenen Kosten eine überwiegende Gegenteilstendenz zum Fall der Profitrate beinhaltet." (283) Diese Erklärung erinnert im übrigen an das scharenweise Auftreten des innovativen Unternehmers in der Schumpeterianischen Krisenanalyse - leider fehlt in diesem Punkt der naheliegende Bezug auf Schumpeter (vgl. dagegen S. 323).

Die Analyse der Autoren wirft notwendig die Frage auf, ob bzw. ggf. wie der Kapitalismus auf den erneuten Verfall der Profitrate seit etwa 1950 reagieren wird, ob bzw. wie er das Problem fallender Profitraten, verlangsamter Arbeitsproduktivität und stagnierender Real-löhne dieses Mal lösen wird. Auf diese Frage wird nur mit wenigen Bemerkungen eingegangen, die sich auf eine veränderte Rolle von Forschung und neue gesellschaftliche Kontrollen beziehen. Indem sie an die "Kosten" der letzten Strukturkrise (Weltwirtschaftskrise, 2. Weltkrieg) erinnern, enden die Autoren mit der Frage: "Welches werden die Kosten des Auswegs aus der gegenwärtigen Krise sein?"

Die Arbeit bietet methodisch (Auseinandersetzung mit der Marktorthodoxie) und inhaltlich (ein neuer Interpretationsrahmen für die Krisentendenz des Kapitalismus) eine Vielzahl von Anregungen. Allerdings erscheinen die Positionen hinsichtlich der Krisentendenz noch wenig ausgearbeitet; man wüßte auch gerne, wie sich die Autoren im Verhältnis zu anderen Erklärungsansätzen (Regulationsschule, staatsmonopolistischer Kapitalismus), die ja in der fran-

zösischen Debatte ebenfalls ein wichtige Rolle spielen, verorten. Auch reichen die wenigen Fußnoten nicht aus, um die gegenüber Vertretern der Theorie der "langen Wellen der Konjunktur" andere Periodenabgrenzung zu erklären. Hier wäre eine explizite Auseinandersetzung mit anderen Positionen hilfreich.

Jörg Goldberg

"Kundennahe Dienstleistungsunternehmen"?

Ulrich Mückenberger, Eberhard Schmidt, Rainer Zoll (Hrsg.), *Die Modernisierung der Gewerkschaften in Europa, Westfälisches Dampfboot, Münster 1996, 345 S., 44,- DM.*

Sind die Gewerkschaften organisatorisch und programmatisch auf der Höhe der Zeit? Mit dieser Frage setzen sich europäische GewerkschaftsforscherInnen in den 19 Beiträgen des Buchs auseinander. Sie sind das Ergebnis eines von mehreren Projekten zur "Zukunft der sozialen Konzertation in Europa", das die Herausgeber in enger Zusammenarbeit mit dem "Hattinger Kreis" durchführten und das aus Mitteln der Europäischen Kommission und von der Hans-Böckler-Stiftung finanziert wurde. Im Zentrum stehen Überlegungen über erforderliche Veränderung gewerkschaftlicher Organisationsmodelle. Ihr Reformbedarf wird mit zwei Entwicklungen begründet. Auf der einen Seite geht es um den Umgang mit der Individualisierung, mit der Ausdifferenzierung der sozialen Lage von Individuen und ih-

ren Interessen, sowie um die Suche nach Orientierungen in einer sich "radikalisierenden Moderne" bzw. unter dem Vorzeichen der "reflexiven Modernisierung" (Giddens, Beck). Auf der anderen Seite steht die Aufgabe, die Voraussetzungen für eine gewerkschaftliche Interessenvertretung auf europäischer Ebene zu schaffen. Neben dieser Wahrnehmung strukturell bedingten Veränderungsbedarfs werden Veränderungen in der politischen Landschaft, Angriffe auf die Gewerkschaften, Konflikte zwischen den Arbeitsmarktparteien (oder "unmodern": zwischen Kapital und Arbeit), die Beziehungen zwischen Gewerkschaften und Parteien sowie Differenzen zwischen oder in den Gewerkschaften sowie die Auswirkungen und Folgen dieser Auseinandersetzungen auf die gewerkschaftliche Politik und ihre Leitbilder weitestgehend ausgeblendet.

Im Einleitungsbeitrag von Ulrich Mückenberger, Cornelia Stroh und Rainer Zoll wird der Eindruck erweckt, Gewerkschaften litten hauptsächlich an ihrer Unfähigkeit oder auch Ignoranz, ausstrahlungskräftige Leitbilder zu produzieren und ihre Beteiligungskrise zu überwinden. Als "kundennahe Dienstleistungsunternehmen" sollen sie ihre Attraktivität gegenüber Mitgliedern erhöhen und als Diskursorganisation mit gewerkschaftlichen Moderatoren dazu beitragen, gemeinsame Interessen der Gewerkschaftsmitglieder zu erarbeiten sowie nach dem Attraktivitätsverlust "der alten gewerkschaftlichen Utopie der Systemveränderung" "interne Utopien" auszubauen. Den

Individuen soll durch das Angebot einer neuen Kommunikationskultur die Sinnstiftung erleichtert werden (24f.). Es gehe darum, eine "Ethik des Teilens neben bloßer Besitzstandswahrung" zu entwickeln (27). Als positive Szenarien vorgestellt werden des weiteren ein soziales Europa mit einer positiven Integration im Bereich der sozialpolitisch relevanten Problemfelder, verkürzte Arbeitszeiten mit Einkommensverringern für Besserverdienende in Verbindung mit einem ökologischen Lebensstil, welfare society statt welfare state und die Umverteilung von Arbeit bei einer Einführung der Grundversicherung.

Es geht nicht darum, die Bedeutung und Relevanz der angesprochenen Aspekte - trotz ihrer Umstrittenheit im einzelnen - als Ansatz- und Diskussionspunkte für Gewerkschaftspolitik zu bagatellisieren. Aber es fehlt ein Rückbezug der Vorschläge auf den politischen Kontext gewerkschaftlichen Handelns. Mittlerweile sind die Vorschläge auch nicht mehr neu. Interessant geworden ist die Frage, aus welchen Gründen sie noch nicht die erhoffte Ausstrahlungskraft gefunden haben und auf breite Unterstützung gestoßen sind. Die Problematik einer politisch erfolgreichen Orientierung am Leitbild "welfare society statt welfare state" in der politischen Auseinandersetzung um die Zukunft des Sozialstaats bei politisch dominierenden Vorstellungen über seine Demontage liegt z.B. auf der Hand. Es ist nicht einfach, gleichzeitig für "Verteidigung" und "Umbau" zu

mobilisieren. Diese Schwierigkeit kann aber in Empfehlungen für die Modernisierung von Gewerkschaften nicht berücksichtigt werden, wenn die politischen Strategien konservativ-liberaler Parteien und der Arbeitgeberverbände nicht berücksichtigt werden. Befremdlich wirkt dann auch der Vorschlag, daß das "Leitbild des durch Befehl und Gehorsam gekennzeichneten Normalarbeitsverhältnisses [...] durch betriebliche Sozialbeziehungen abgelöst werden [könnte], die auf Diskurs und Verhandlungen zwischen Gleichberechtigten beruhen" (22). Offensichtlich hat die Utopie zumindest eines veränderten Systems im Gegensatz zur Utopie der Systemveränderung nicht soviel von ihrer Attraktivität eingebüßt. Aber was nun?

Auch in den Länderberichten des zweiten Abschnitts "Nahaufnahmen des gewerkschaftlichen Modernisierungsprozesses in Europa" zu Frankreich (*Jean-Yves Boulain*), Österreich (*Andrea Kirschner/Franz Traxler*), Dänemark (*Jens Lind*), Spanien (*Faustino Miguélez*), Belgien (*Michel Molitor/Pierre Reman*), Italien (*Volker Telljohann*), den Niederlanden (*Ben Valkenbourg*) und Großbritannien (*Jeremy Waddington*) wäre es erfreulich gewesen, wenn die Darstellung gewerkschaftlicher Probleme stärker in den sozioökonomischen Kontext und die spezifischen nationalen Konfliktlinien eingebettet worden wäre. So scheinen - trotz der im Umfang unterschiedlichen Darstellung nationaler Besonderheiten - eher gemeinsame Problemlagen in mehreren Variationen darge-

stellt zu werden, was bei der Bandbreite der Länder, der unterschiedlichen (gewerkschafts-)politischen Geschichte, den unterschiedlichen Organisationsmodellen und aktuellen Konflikten zumindest vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit der Zukunft gewerkschaftlicher Politik in Europa und auf der Suche nach erfolgreichen Modernisierungskonzepten ein Verlust ist.

Der zweite Abschnitt "Aspekte der Modernisierung" - in dem im übrigen programmatische Herausforderungen in Beschäftigungs- und Verteilungsfragen nicht thematisiert werden - beginnt mit einem Beitrag von *Richard Hyman* zur "Identität der europäischen Gewerkschaften im Wandel", der insofern gegenüber dem größten Teil des Buches eine Ausnahme darstellt, als er seine Analyse des mit der Krise des politischen Ökonomismus als erforderlich angesehenen Wandels in den Rahmen einer Auseinandersetzung mit den Begriffen Interesse, Demokratie, Programm und Macht einbettet und die Frage der "Modernisierung" stärker mit der nach der gewerkschaftlichen Durchsetzungsfähigkeit verbindet. Auch *Marino Regini* beschäftigt sich mit der zukünftigen Rolle der seit den 80er Jahren geschwächten Gewerkschaften, deren Macht in den 70er Jahren der Auslöser für die Versuche vieler Regierungen gewesen sei, sie einzubinden und sie damit überhaupt in Verhandlungen einzubeziehen. Desweiteren beschäftigt er sich mit der Zukunft der industriellen Beziehungen unter den Bedingungen von Dezentralisierung

und Flexibilisierung. Neben *Eberhardt Schmidts* Beitrag zur "Umweltpolitik in Europa als Chance gewerkschaftlicher Modernisierung" und einer ausführlichen Literaturübersicht *Otto Jacobis* über Einschätzungen und Analysen des Stands und der Zukunft der Arbeitsbeziehungen in Europa beinhaltet dieser Abschnitt noch einen Beitrag von *Berndt Keller* zu den "Perspektiven europäischer Kollektivverhandlungen vor und nach Maastricht". In einer Zwischenbilanz hält er fest, daß die "nationalen und supranationalen Voraussetzungen für europäische Kollektivverhandlungen [...] in institutioneller, interessenpolitischer, organisatorischer und rechtlicher Hinsicht nicht gegeben [sind]" (80) und kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß konzernzentrierte Kollektivverhandlungen die wahrscheinlichste Perspektive seien (91f.).

Im Gegensatz zu dieser als problematisch wahrgenommenen Prognose zur Europäisierung stehen die Einschätzungen von *Emilio Gabbaglio* zu den Aussichten auf ein soziales Europa und *Rainer Hoffmann* zur Europäisierung der Tarifpolitik im dritten Abschnitt unter der Frage "Gelingt den Gewerkschaften die Europäisierung?". Getreu dem Motto "Es gibt noch viel zu tun" benennen beide viele Schwierigkeiten und Defizite, sie verweisen jedoch auch auf (langsame und zähe) Fortschritte in die Richtung auf ein soziales Europa. Nach einem weiteren Beitrag zur "Ostpolitik des EGB" von *Peter Seideneck* und Ausschnitten aus einer

europapolitischen Debatte ziehen *Ulrich Mückenberger*, *Eberhardt Schmidt* und *Rainer Zoll* am Ende des Buchs ihre Schlußfolgerungen über die nächsten gewerkschaftlichen Schritte im Europäisierungsprozeß. Es gehe um die Europäisierung und Regionalisierung gewerkschaftlicher Strukturen. Dem EGB und den Branchengewerkschaften sollten auf der europäischen Ebene mehr Kompetenzen übertragen und die Industrie- und Dienstleistungsgewerkschaften mit der Tarifpolitik sowie die Dachorganisationen mit dem gesellschaftspolitischen Mandat betraut werden. Es gehe um die Orientierung an einer europäischen solidarischen Lohnpolitik, die einerseits zu einer Angleichung der Lebensbedingungen beitrage und andererseits die kulturelle und ökonomische Vielfalt berücksichtige. Die Zukunft des Sozialen Dialogs allerdings hänge wesentlich von einer koordinierten Politikformulierung und vermehrten Initiativen der Europäischen Kommission ab - um zu verhindern, daß sich die Arbeitgeber weiterhin den Anhörungen (!) der "Sozialpartner" entzögen und Regulierungen verhinderten. Am Ende des Buchs findet sich ein für das Politikverständnis der Beiträge über weite Strecken charakteristischer Appell: "Die Existenz und die Handlungsmöglichkeiten einer europäischen Gewerkschaftsbewegung hängen von einem Mindestmaß sozialer Kohäsion auch über den Erwerbsarbeitsbereich hinaus ab. Auch deshalb sollten die Organe der EG von dem Bezugspunkt eines Sozialen Europas ausgehen [...]" (343) Zu-

mindest bisher kann nicht davon ausgegangen werden, daß eine handlungsfähige europäische Gewerkschaftsbewegung von allen gewünscht wird. Und wie die "EG-Organen" von Gewerkschaftsseite über freundliche Empfehlungen hinaus zur Unterstützung bewegt werden können, dazu finden sich auch bei nochmaliger Durchsicht des Buchs keine Vorschläge.

Kai Michelsen

Zukunft der Arbeit im Dreischichtmodell?

Orio Giarini, Patrick M. Liedtke, *Wie wir arbeiten werden. Der neue Bericht an den Club of Rome, Hoffmann und Campe, Hamburg 1998, 287 S., 39,80 DM*

Seit der Bericht über "die Grenzen des Wachstums" im Jahr 1972 erschienen ist und für kontroverse Diskussionen sorgte, steht der "Club of Rome" in dem Ruf, mit seinen Publikationen zentrale Probleme der Industriegesellschaft auf der Grundlage eher unkonventioneller Betrachtungen und Empfehlungen in das Blickfeld einer breiten Öffentlichkeit zu rücken. An diese Geschichte möchte auch der jüngste Bericht anknüpfen, dem es mit dem Bezug auf die Frage nach der "Zukunft der Arbeit" (19) dabei durchaus auch gelungen ist einen Nerv der Zeit zu treffen. Der Anspruch auf Unkonventionalität hingegen, darauf, zu "provokieren und das wirtschaftliche Denken in eine neue Richtung [zu] lenken" (19), muß mindestens dann als wenig überzeugend eingelöst gelten, wenn die selbst formulierten Ziele den Maßstab der Kritik abgeben. In Aussicht gestellt werden "ein völlig neues Referenzmuster und neue Ideen" (20) für die Darstellung und Bewertung der Zusammenhänge und Perspektiven von Arbeit, gesellschaftlichem Wohlstand und der Würde des Menschen. Herausgekommen ist allerdings ein eher fragmentarisches Werk, bei dem die Autoren mit ihrem Versuch, sich in der Mitte der Gesellschaft zu plazieren, in die Strömungen des

Zeitgeistes geraten sind und ein Modell präsentieren, dessen Tauglichkeit "für eine neue Vision der Zukunft" (21) wenig hinreichend erscheint.

In den ersten drei von fünf Teilen des Buches wird das Thema "Arbeit" zunächst aus unterschiedlichen Richtungen beleuchtet. Die Spannweite reicht von der Entwicklung der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit bis zur theoriegeschichtlichen Reflexion der ihr zugewiesenen Rolle und Bedeutung im ökonomischen Prozeß, wobei die einzelnen Ausführungen miteinander recht holzschnittartig ausfallen. In die plakative Kurzformel gekleidet "wir sind, was wir produzieren" (30), definieren Giarini/Liedtke Arbeit als "Arrangement zwischen Menschen und ihrer Umwelt" (31), das vor allem dem Ziel der Selbsterhaltung diene und dessen "Wert" sich daher anhand des Überlebenserfolgs bemesse. Die Industrielle Revolution habe nun zwar das Wohlergehen der Menschen nebst ihrer Lebenserwartung enorm gesteigert, gleichzeitig wurde Arbeit jedoch auf Erwerbsarbeit reduziert und die Messung von monetären Zuwächsen, wie dem Bruttosozialprodukt, zum maßgeblichen Leistungskriterium erhoben. An der Schwelle des Übergangs zur "postindustriellen Gesellschaft" (206) bekomme nun die nicht in Geld entlohnte, freiwillige Arbeit eine zunehmend wichtige Bedeutung für das Funktionieren des gesamten Systems der Schaffung von Wohlstand. Bezahlte und unbezahlte Tätigkeiten - so die Ausgangsthese im umfangreichen

Teil vier - stehen heute in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis, weshalb letztere als Formen produktiver Arbeit zu begreifen seien, die einen unerläßlichen und wachsenden Beitrag zum Wohlstand liefern. Gleichwohl werde diesen nichtentlohnten Tätigkeiten noch immer die Anerkennung versagt, die ihnen nach ihrer wirtschaftlichen Bedeutung gebührt. Als notwendig erweise sich in der "neuen Dienstleistungsgesellschaft" (135) die Abkehr der Messung von Produktivität und Wohlstand anhand von Wertzuwächsen, zugunsten einer Bewertung von Beständen bzw. Endresultaten des Wirtschaftsprozesses. Dabei gehe es nicht um die "Entmaterialisierung der Produkte" (158), sondern vielmehr um die wachsende Bedeutung solcher immaterielle Aspekte wie Wissen und Kultur für die Optimierung materieller Werkzeuge. Gefordert wird eine "neue Politik der Vollbeschäftigung" (233), die jedoch auf der Einsicht gründen müsse, daß ein Festhalten am klassischen System der (Vollzeit-) Erwerbsarbeit eine Nichtlösbarkeit des Problems der Arbeitslosigkeit zur Folge habe. Die Produktivitätszunahme der letzten Jahrzehnte eröffne allerdings neue Chancen der Teilzeitbeschäftigung und der Flexibilisierung der Arbeitszeiten, sowohl in ihrer Summe als auch in Bezug auf ihre Verteilung innerhalb der individuellen Lebensarbeitszeit. Vor allem für die über Sechzigjährigen sei ein gleitender Ruhestand von Vorteil. Denn als Hauptproblem der Beschäftigung älterer Arbeitnehmer stelle sich

antimilitarismus information

++Auslandseinsätze+Bundeswehr+Chemiewaffen+Demokratieabbau+Eurofighter+Friedensbewegung+Gelöbnisse
+...Linke+Militärkritik+Nato+Opposition+Polizei+QuerulantInnen+Rechtsextremismus+Sfor+Traditionspflege...+
Widerstand+Xenophobie+Y-Reisen+Zwangsapparate++

Noch Fragen?

... dann lest die

ami

+ monatlich + monatlich + monatlich
Analysen und Hintergrundberichte zu Militär und Militarismus
Informationen aus Friedensforschung und -bewegung

Abo: 9 Normal-/ 3 Themenhefte DM 50.-;
Ausland: DM 60.-; Themenheft DM 5.-
(+Porto). Probeheft gratis
Bezug: Verein für Friedenspolitische
Publizistik e.V. Elßholzstr. 11, 10781
Berlin e-mail: ami@zedat.fu-berlin.de
http://userpage.fu-berlin.de/~arend/
ami.html Telefon/Fax: ++30-215 10 35

(nach der recht eigentümlichen Diagnose von Giarini/Liedtke) die Abhängigkeit der Entlohnung von den Dienstjahren dar, die dazu führe, daß "älteren Arbeitern möglicherweise mehr gezahlt wird, als ihre effektive Produktivität wert ist" (223). Der Ausbau von Teilzeitarbeit erweise sich hierbei als "eine ideale Möglichkeit, das Arbeitsleben zu verlängern und/oder zu flexibilisieren" (225). Dieses Plädoyer für eine faktische Erhöhung des Rentenalters wird im wesentlichen mit der demographischen Entwicklung und der steigenden Lebenserwartung der Menschen sowie der Entlastung der Sozialsysteme begründet.

Leider kommen die Verfasser erst auf den letzten dreißig Seiten zum eigentlichen Kern ihrer Vorschläge, einem "Mehrschichtenmodell der Arbeit" (231), wodurch das Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit praktisch neu gewichtet werden soll. In der ersten Schicht, der "Basiseinheit der Arbeit" (237), komme dem Staat die Aufgabe zu, allen Menschen ein Minimum an bezahlter Tätigkeit im Umfang von ca. 20 Wochenstunden auf der Basis eines Mindesteinkommens zu ermöglichen, "um absolute Armut zu vermeiden" (237). Als Finanzierungsquellen wird auf alle diejenigen Mittel verwiesen, die heute für Arbeitslosengelder, Unterstützungszahlungen bzw. Sozialhilfe eingeplant sind. Voraussetzung für den Erhalt staatlicher Leistungen sei allerdings die unbedingte Pflicht zur Annahme der angebotenen Tätigkeit, auch wenn diese nicht unbedingt

den individuellen Vorstellungen entspreche. Es werde "keine Bezahlung mehr für das Untätigbleiben geben, sondern Unterstützung für das Tätigbleiben" (260). Im Gegensatz zur ersten soll die zweite Schicht der Arbeit das Feld unternehmerischer und klassischer beruflicher Tätigkeit bilden, das - mit Ausnahme rechtlicher Rahmenseetzung - von staatlichen Eingriffen völlig frei bleibt und den "Mittelpunkt der Wirtschaft" (243) darstellt. Das hier zu erzielende Einkommen könne die Grundsicherung der ersten Schicht ergänzen bzw. ersetzen. Aufgebaut wird hierbei auf das Modell einer negativen Einkommensteuer (auch als "Bürgergeld" geläufig), bei der das Erwerbseinkommen, je nach seiner Höhe, bis zu einem Schwellenwert mittels staatlicher Transferleistungen subventioniert und erst oberhalb dieser Schwelle und insoweit besteuert wird, daß es über dieses Mindesteinkommen hinaus steigt (179ff.). Die effektive Höhe des Einkommens der Menschen oberhalb der Armutsgrenze hänge damit letztlich von "ihren Anstrengungen" (243) in dieser monetarisierten Schicht der Arbeit ab. Allerdings müsse die Arbeitszeit gegenüber den aktuellen Verhältnissen flexibler werden und "die Organisation der Arbeit (sich) an die Anforderungen der betroffenen Menschen anpassen" (244). Die dritte Schicht umfasse letztlich "alle Betätigungsfelder nichtmonetarisierte Arbeit" (244). Im Unterschied zu den anderen beiden Schichten sei Arbeit hier im wesentlichen freiwillig und unbezahlt.

Zum Abschluß werden im fünften Teil "grundlegende Vorschläge für staatliche Maßnahmen und gesellschaftliche Entwicklung" (247) formuliert. An erster Stelle steht das Ziel der Schaffung von Rahmenbedingungen zur "dynamischen Entfaltung der Privatinitiative" (251). Staatliches Handeln habe daher vor allem Selbsthilfe und Selbständigkeit in der Gesellschaft zu fördern, indem diejenigen unterstützt werden, die bereit sind, Risiken einzugehen, aber auch indem geeignete Methoden der Bestimmung des realen Wohlstandes entwickelt und angewandt werden.

Am Ende des Buchs angekommen bleibt der Eindruck einer eigentlich unfertigen Arbeit, bei der zwar interessante Ansätze gelegt sind, deren Argumentation jedoch dort abbricht, wo es in die Tiefe gehen müßte. Nützlich und hilfreich ist mithin der Verweis der Autoren auf die Gestaltbarkeit der konkreten Formen gesellschaftlicher Arbeit und ihres Bezugs zum Verhältnis von Mensch und Natur. Dies gilt insbesondere in Anbetracht der zunehmenden Scherenentwicklung zwischen den immer offensichtlicher werdenden sozialökologischen Gestaltungserfordernissen auf der einen und der Infragestellung kollektiven Handelns und gesellschaftlichen Lernens durch den herrschenden Neoliberalismus auf der anderen Seite. Dabei ist es zweifellos notwendig, den Begriff von Arbeit über die reine Erwerbsarbeit hinaus auszudehnen und die wohlfahrtstiftenden Eigenschaften der unentgeltlichen, freiwilligen oder ehrenamtlichen Formen der

Arbeit in den Blick zu nehmen. Nicht neu, aber immer wieder richtig auch die variantenreiche Argumentation zur beschränkten Aussagekraft der Wachstumsraten des Sozialprodukts sowie der Vorschlag, Wohlstand eher an der Qualität der Resultate der Produktion, d.h. also an den "Nutzeffekten" der aufgewandten Arbeit, denn an den Geldströmen zu orientieren.

Unbefriedigend ist allerdings das Verhältnis von inhaltlichem Anspruch und theoretischer Umsetzung: der Vorsatz, das ökonomische Denken erneuern zu wollen und dann unumwunden beim Konzept der negativen Einkommenssteuer zu landen - einem Gassenhauer konservativ-liberaler Theoretiker; eine Erklärung der Arbeitslosigkeit in Aussicht zu stellen und diese dann mit der Aussage zu krönen, "Menschen verhalten sich möglicherweise in einer bestimmten Weise, weil sie sich einen Gewinn davon versprechen, arbeitslos zu werden oder zu bleiben" (133). Solche und ähnlich gehaltvolle Sätze machen die Lektüre des Buches über weite Strecken zäh und verdrießlich. Vor allem aber entpuppt sich das Bekenntnis zum Ziel der Vollbeschäftigung bei genauerem Hinsehen tatsächlich als ein Abschied von dem, was bislang darunter verstanden wird. Die Einführung eines staatlich finanzierten Niedriglohnsektors mir der Tendenz zur Arbeitspflicht ist kein Beitrag zur Bekämpfung von Massenarbeitslosigkeit, sondern eine Maßnahme der Deregulierung des Arbeitsmarktes, die ein Segment konstituiert, auf dem gewerkschaft-

liche Tarifpolitik de facto ausgehebelt wäre. Entsprechend würde der Druck auf das Lohnniveau im Zentrum des Wirtschaftsprozesses deutlich steigen. Bleibt in dieser zweiten Schicht obendrein jegliche wirtschaftspolitische Intervention des Staates unterbunden, stellt sich erst recht die Frage, wodurch Unterbeschäftigung und soziale Polarisierung überwunden werden sollten. Daß Giarini/Liedtke die vorherrschende Ideologie unhinterfragt lassen, derzufolge der Staat sich aus der Wirtschaft herauszuhalten habe, damit diese prosperieren und individuelle Tüchtigkeit sich entfalten könne, führt dazu, daß ihnen Wege in eine Zukunft der Arbeit - etwa als Ergebnis der Kombination öffentlichen Investitionen, weiterer Arbeitszeitverkürzung und einer Wertschöpfungsabgabe - verborgen bleiben, bei der die Schaffung qualifizierter Arbeitsplätze mit sozialer und ökologischer Verantwortung zu verbinden ist, und die erheblich mehr Menschen die Aussicht auf gesellschaftliche Partizipation eröffnet.

Jörg Reitzig

Ökomarxismus

CNS. Capitalism, Nature, Socialism. A Journal of Socialist Ecology. Guilford Publications, New York, vier Hefte pro Jahr, je 160 S., 32 US-Dollar.

CNS ist eine 1988 gegründete Zeitschrift für Theorie und Politik, die sich vor allem der Diskussion unter ÖkomarxistInnen, linken UmwelthistorikerInnen und Öko-Fe-

ministinnen verschrieben hat.¹ Sie denkt Geschichte und "Natur", Gesellschaft und Umwelt zusammen und will die Debatte zwischen der ökologischen und der feministischen Linken und die zwischen den Bewegungen im Süden und im Norden fördern. Die Zeitschrift ist international verbreitet und erscheint erst seit 1992 mit vier Ausgaben jährlich. Ihre HerausgeberInnen und AutorInnen kommen zumeist aus den USA, aber auch aus Europa, Australien und den Ländern des Südens.

Inhaltlich verortet sich CNS jenseits des in den USA verbreiteten Diskurses der esoterischen "deep ecology", aber auch jenseits von sustainable development und den klassischen linken Positionen der Regulierung von Natur, des Umbaus und der ökologischen Modernisierung der Industriegesellschaft. Vielmehr kritisiert sie, wenn auch manchmal sehr verhalten, diese Positionen der Ökonomie- und Umweltdebatte. Theoretischer Hintergrund und "Gründungsdocument" der Zeitschrift ist der 1991 erschienene Aufsatz "The Second Contradiction of Capitalism" von James O'Connor. O'Connor ruft in Erinnerung, daß sich im gesellschaftlichen Naturverhältnis die geschlechtliche und die internationale Arbeitsteilung zwischen Norden und Süden ausdrücken. (Ein Teil des genann-

¹ Bestelladresse: Guilford Publications, 72 Spring Street, New York NY 10012. Den Bestellungen kann einfach Bargeld beigelegt werden, da es Unsummen an Gebühren kostet, Geld in die USA zu überweisen kostet. Kontakt auch über E-mail: info@guilford.com; oder Internet: http://cruzio.com/cns.

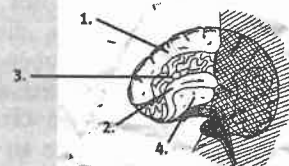
ten Textes von O'Connor, der seine Denkweise deutlich macht, wurde in Z 28, Dezember 1996, in deutscher Übersetzung publiziert.)

Der ökomarxistische Ansatz von O'Connor postuliert weiter, und dies ist mit "Second Contradiction" gemeint und das zentrale inhaltliche Essential, daß heute der Gegensatz Kapital/Arbeit von dem zwischen Kapital und "Natur" abgelöst werde, beziehungsweise ein entscheidender Widerspruch der sei, welchen Preis das Kapital zur Aufrechterhaltung seiner Produktionsbedingungen zahlen müsse. Politische und soziale Kämpfe spielen sich demnach darum ab, wie hoch die Kosten dieser Aufrechterhaltung sind, und wer sie zu tragen hat. Die Kämpfe von ArbeiterInnen, von Frauen und der Ökologiebewegung (um Lohn, gutes, gleichberechtigtes Leben und "gesunde Umwelt") haben den Preis in die Höhe getrieben und damit Einfluß auf die Produktionsbedingungen genommen. Spielten beim ersten Widerspruch vor allem die aus der Produktion resultierenden Konflikte eine große Rolle, habe heute die Bedeutung der Produktionsbedingungen (Umwelt, Gesundheit, Stadtteilprobleme) in der Entwicklung des Kapitalismus stark zugenommen.

Eine emanzipatorisch-politische Perspektive verbindet CNS mit einer starken Betonung von Kämpfen und Protestformen jenseits der ArbeiterInnenbewegung, ohne diese sozialen Bewegungen zu verklären oder sich in einer naturalisierenden Ökologiepolitik zu verlieren. Der Bedeutungszuwachs der Produkti-

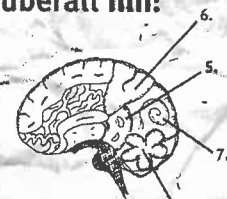
onsbedingungen macht die in CNS verhandelte Theorie auch offener gegenüber den postmodernen Argumenten des Lokalen, des Alltags und des Geschlechtes, als dies bei den Theorien zur Erklärung des ersten Widerspruches der Fall war.

Viele Zeitschriften
kommen nur bis hierhin:



1. Frustrationslappen
2. bewegungsmelancholischer Sehlund
3. auswegloses Analyseganglion
4. spät-patriarchale Blähzone

Aber alaska
kommt überall hin:



5. Lustschnecke
6. Perspektivtrichter
7. feministischer Widerspruchswirbel
8. Zeitgeisttaster

alaska

internationalistisch - feministisch - links - anders.

Probeheft bestellen: alaska, Bernhardstrasse 12,
28203 Bremen, fon/fax 0421 - 720 34

Heft 220: Globalisierung als (Re-)Maskulinisierung
Heft 221: Fit fürs Leben?

In Deutschland gibt es leider keinen Diskurs, der dem in *CNS* geführten entspricht. Hier werden vergleichbare Aufsätze, wenn überhaupt, dann sehr verstreut in sozial- oder geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften oder Sammelbänden veröffentlicht. Wo findet sich zum Beispiel der Beitrag zur Konstruktion des Bildes von "Natur" bei großen Umweltverbänden, wie sie in *CNS* für die beiden großen amerikanischen Umweltorganisationen "Sierra Club" und den "Worldwide Fund for Nature" (WWF) vorgelegt wurden? Wo findet sich ein Äquivalent zu den ungewöhnlichen Essays des Stadtsoziologen Mike Davis, die unter der treffenden Rubrikenbezeichnung "Street Ecology" publiziert werden? Wo die in *CNS* von der Gründung der Zeitschrift bis heute zu findenden Beiträge zu Umweltgeschichte und zur Diskussion um die Herausbildung eines Ökosozialismus?

Auffällig in *CNS* ist die starke Betonung der Geschlechterverhältnisse und der große Anteil von Frauen an den AutorInnen einerseits und die von Fragestellungen der "environmental justice" andererseits. Ersteres ist vor dem Hintergrund der viel weiter fortgeschrittenen Behandlung dieser Verhältnisse in der wissenschaftlichen Diskussion in anglo-amerikanischen Ländern und der Bedeutung, die der Ökofeminismus in der dortigen Wissenschaftsgemeinde hat, zu sehen. "Environmental justice" und die sich so bezeichnende Bewegung geht auf den Umstand zurück, daß Fragen von Armut und Hautfarbe unzertrennlich mit

denen der Umweltzerstörung verquickt sind. Dies betrifft zum einen die Stätten und Bedingungen der Produktion, aber auch die Wohnquartiere, sind doch an all diesen Plätzen überproportional viele Arme und Schwarze von krankmachenden Umwelteinflüssen oder von städtischer Umstrukturierung betroffen.

Nicht zuletzt können die von Zeit zu Zeit unter "Teaching Political Ecology" abgedruckten, aus abgehaltenen Universitätsseminaren stammenden, Kurspläne mit Themensammlung und Literaturverzeichnis für Interessierte sehr nützlich sein.

Bernd Hüttner

Autorinnen und Autoren

- Hennig Böke - Frankfurt/M., Doktorand der Philosophie
 Torsten Bultmann - Bonn, Bundesgeschäftsführer des BdWi
 Thomas Collmer - Hamburg, Philosoph
 Prof. Dr. Hansgeorg Conert - Syke, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler
 Dr. Eberhard Dähne - Frankfurt/M., Dipl. Landwirt, Sozialwissenschaftler
 Horst Dietzel - Berlin, Mitarbeiter beim PV der PDS
 Christian Dittmeyer - Berlin, Bundeswehrangehöriger
 Mark Einig - Berlin, Dipl. Pädagoge, Doktorand
 Jana Frielinghaus - Berlin, Agrarwissenschaftlerin
 Wolfgang Gehrcke - Berlin, stellv. Vorsitzender der PDS
 Dr. Jörg Goldberg - Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler
 Hans G Helms - Köln, Wirtschafts- und Sozialhistoriker
 Prof. Dr. Uwe-Jens Heuer - Berlin/Bonn, Jurist, MdB und rechtspolitischer Sprecher der Abgeordnetengruppe der PDS
 Peter Hiedl - Essen, Dipl. Soziologe
 Bernd Hüttner - Bremen, Dipl. Politikwissenschaftler
 Dr. Sabine Kebir - Berlin, Philosophin, Privatdozentin
 Sabine Kiel - Bonn, Mitarbeiterin der AG niedersächsischer Studentenerwerke und Sprecherin der Bundesarbeitsgemeinschaft Wissenschafts-, Hochschul- und Technologiepolitik von Bündnis 90/Die Grünen
 Prof. Dr. Dieter Kirchhöfer - Hennigsdorf b. Berlin, Universität Potsdam, Erziehungswissenschaftler und Soziologe
 Prof. Dr. Dieter Klein - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler
 Dr. Fritz Krause - Frankfurt/M., Historiker
 Kai Michelsen - Frankfurt/M., Dipl. Politologe, Medizinsoziologe an der Universität Frankfurt/M., Z-Redakteur
 Lars Gutsche - Berlin, Schüler
 Choon-Kweon Koo - Kwangju/Südkorea, Politikwissenschaftler
 Francis B. Nyamnjoh - Buea/Kamerun, Senior Lecturer, Head of Department for Sociology and Anthropology, University of Buea, and Catholic University of Central Africa, Yaunde
 Günther Orlopp - Berlin, Sozialarbeiter und Psychologe
 Prof. Dr. Kurt Pätzold - Berlin, Historiker
 Jörg Reitzig - Hamburg, Sozialökonom, Doktorand
 Dr. Jürgen Reusch - Frankfurt/M., Politikwissenschaftler/Journalist, Vorsitzender des IMSF e.V., Z-Redakteur
 Hans-Jörg Schimmel - Berlin, Lehrer
 Prof. Dr. Gregor Schirmer - Berlin/Bonn, Mitarbeiter bei der Abgeordnetengruppe der PDS
 Dr. Uta Schlegel - Leipzig, Soziologin
 Dr. Kai Schmidt-Soltau - Buea/Kamerun, Philosoph
 Rolf Schmucker - Marburg, Dipl. Politologe, Doktorand
 Dr. Arnold Schölzel - Berlin, Philosoph, Journalist
 Klaus Störch - Flörsheim, Dipl. Pädagoge
 Gerry Woop - Berlin, Mitarbeiter der Bundesgeschäftsstelle der PDS

isw sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.

analysen fakten & argumente

isw-report

(erscheint vierteljährlich)
DM 5,- plus Versand (Jahresabo: 30,- DM)

Macht und Herrschaft in der Marktwirtschaft (Nr. 32, Juli 1997)

150 Jahre Geschäfte des Siemens-Konzerns (Nr. 33, Okt. 97) 44 S. 6,- DM

Globalisierung und Multis (Nr. 34, Januar 1998)

Bilanz neoliberaler Wirtschafts- und Sozialpolitik (Nr. 35, Mai 1998)

isw-spezial

Cuba libre - Kuba liberal?
(Nr. 9, Januar 1997), DM 5,- + Versand
Energiesteuer - und dann?
(Nr. 10, April 97), 80 Seiten, DM 8,- + Vers.

isw-wirtschaftsinfo

Tiger, Drachen, Finanzhale und die Hyänen des IWF - Wirtschaftskrise in Südostasien und die Weltwirtschaft
(Nr. 27, Januar 1998), DM 5,- + Versand

isw-grafikdienst

Der Steuer-Skandal
(Nr. 3, Juni 96), DM 10,- + Vers.
Armut & Sozialabbau
(Nr. 4, Januar 1997), DM 10,- + Versand
Arbeits-Los
(Nr. 5, April 1998), DM 10,- + Versand

**Prospekte anfordern,
bestellen, abonnieren, fördern**

isw - institut für sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München,
Telefon: 089-130041, Fax 168 94 15

Neu bei isw!

